



# Wilhelm Löhe's Leben.

Aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt.

---

Dritter Band.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1892.



# Inhalt.

	Seite
<b>Erstes Kapitel</b> . . . . .	1—37
Anfänge der amerikanischen Mission bis zur Vereinigung der Siedlinge Löhes mit den ausgewanderten Sachsen in Missouri.	
<b>Zweites Kapitel</b> . . . . .	38—59
Indianermission und Kolonisation.	
<b>Drittes Kapitel</b> . . . . .	60—75
Neue Kolonisationsunternehmungen.	
<b>Viertes Kapitel</b> . . . . .	76—144
Streit über die Lehre von Kirche und Amt. Bruch der Missourisynode mit Löhle S. 76—125. Die Gründung der Iowa-synode S. 126—144.	
<b>Fünftes Kapitel</b> . . . . .	145—174
<b>Sechstes Kapitel</b> . . . . .	175—223
Die innere Entwicklung der Diakonissenanstalt, Idee des Diakonissentums und Diakonissenideal nach Löhles Anschauung S. 175—197. Bildung und Fortbildung der Diakonissen S. 197—209. Die Diakonissengenossenschaft. Der „Orden vom Hause Stephana“ S. 209—213. Die Einsegnung der Diakonissen S. 214—223.	
<b>Siebentes Kapitel</b> . . . . .	224—292
Äußeres Wachstum und Thätigkeit des Diakonissenhauses S. 224. Grundbesitz und Ökonomie S. 224—227. Der Betstuhl S. 227 bis 235. Die verschiedenen Zwecke und Thätigkeiten der Dia- konissenanstalt. Die Blödenanstalt S. 235—245. Das Kranken-	

wesen der Diakonissenanstalt S. 245—254. Das Schulwesen des Diakonissenhauses S. 254—262. Das Rettungshaus S. 262—264. Die Industrieschule S. 265—267. Das Magdalenium S. 267—270. Paramentik S. 271—277. Am Schluß des ersten Jahrzehnts. Rückblick und Vorausblick S. 277—281. Die Thätigkeit der Diakonissen in den Kriegsjahren 1866 und 1870/71. Der Krieg des Jahres 1866 und Löhes Stellung zu demselben S. 282—288. Der Krieg von 1870/71 S. 288—291. Statistisches S. 291—292.

<b>Achtes Kapitel</b> . . . . .	293—338
Noch etwas aus Löhes persönlichem Leben. Äußere Verhältnisse S. 293—300. Krankheit und Abnehmen S. 300—321. Tod und Begräbnis S. 322—338.	

---

## Erstes Kapitel.

# Anfänge der amerikanischen Mission bis zur Vereinigung der Sendlinge Löhes mit den ausgewanderten Sachsen in Missouri.

Der vorige Halbband hat Löhes kirchliche Kämpfe in der Heimat geschildert. Doch Löhe war keine polemische Natur, die nur in und von dem Kampf hätte leben mögen. Noch vor dem Schwert hatte er die Kelle zur friedlichen Arbeit an dem Bau der Mauern Zions in die Hand genommen. Bereits im Jahre 1841 begann seine Thätigkeit für die lutherische Kirche Nordamerikas, die etwa zwei Jahrzehnte seines kräftigsten Mannesalters hindurch sich fortsetzte und ohne Zweifel ein kirchengeschichtlich hochbedeutungsvolles Stück seiner Lebensarbeit darstellt.

In ungesuchter Weise wurde Löhe zur Mitarbeiterschaft an dem Werk der inneren Mission in Nordamerika berufen. Wie alle seine Unternehmungen, so trug auch diese in ihrem bescheidenen, sensiblenartigen, naturgemäß aus dem Bedürfnis erwachsenen Anfang das Siegel eines Gotteswerkes. Löhe war nicht der erste, der auf die Not der kirchlich verwahrlosten Glaubensgenossen in Amerika aufmerksam wurde und aufmerksam machte. Er empfing die Anregung hierzu von andern. Aber allerdings fiel der Funke am zündendsten in seine Seele und bald ward er für geraume Zeit der persönliche Mittelpunkt aller in Deutschland sich regenden Bestrebungen für die amerikanische Missionsthätigkeit.

Im Jahre 1841 kam ihm nämlich bei einem Besuch in Erlangen der von einem Verein in Stade erlassene „Ausruf zur Unterstützung der deutsch-protestantischen Kirche in Nordamerika“ zu Gesicht, in welchem nach Mitteilungen Wyneckens die kirchliche Not der evangelischen Glaubensgenossen in Amerika beweglich geschildert und dringend um Hilfe gebeten war. Löhse benützte diesen Ausruf, um durch geeignete Mitteilungen aus demselben die Leser des damals von Wucherer herausgegebenen „Nördlinger Sonntagsblattes“ mit der Not der Glaubensgenossen in Nordamerika bekannt zu machen und zu teilnehmender Fürsorge für dieselben zu bewegen. Die Nr. 2 des Nördlinger Sonntagsblattes vom Jahre 1841 enthält Löhse's „Ansprache an die Leser.“ Wir wollen wenigstens ein Bruchstück aus derselben hier mittheilen.

„Unsre Brüder — heißt es dort — wandeln in den Einöden Nordamerikas ohne Seelen Speise. Wir legen unsre Hände in den Schoß und vergessen der Hilfe. Desto eifriger nahen sich die Diener des Papstes und die Liebhaber der Sekten. Auch ihre Liebe scheint heilig; die Notleidenden verschmähen sie nicht. Sie erwidern die Liebe, sie wenden sich mit ihren Kindern zur römischen Kirche, zu den Sekten. Den Dürstenden scheint trübes, unreines, ungesundes Wasser immer noch vorzüglicher als der Tod durch völliges Verschmachten. Und wir sollten nicht Hilfe leisten? Wir sollten zusehen, wie unsre Glaubensgenossen aus Mangel an Hirten verführt werden, — zusehen, wie sich die evangelische Kirche Nordamerikas auflöst? Schmach über uns, wenn wir hier nicht thäten, was wir können! Die Heidenmissionen unsrer Kirche unterstützen wir, und die vorhandenen Gemeinden lassen wir untergehen? Tausende lassen wir verschmachten, da wir uns so viel Mühe geben, um einzelne zu gewinnen? Wir beten, daß sich der Herr eine ewige Kirche aus den Heiden sammle, und gesammelte Gemeinden lassen wir der Verführung zum Preis? Die uns so nahe stehen, vergessen wir, und strecken

uns nach denen, die noch den Götzen dienen? Eins sollte man thun und das andere nicht lassen! Auf, Brüder, laffet uns helfen, soviel wir können!

„Vernehmet, Brüder, den Aufruf eines andern und beherziget ihn.

„Tausende von Familien, eure Glaubensgenossen, vielleicht gar nach dem Fleische eure Brüder und Schwestern, hungert nach der kräftigen Speise des Evangeliums; sie flehen zu euch mit Jammergeschrei: O helfet uns, gebt uns Prediger, die uns mit dem Brod des Lebens stärken, die uns durch das Wort des Herrn erbauen, die unsere Kinder in der Heilslehre Jesu unterrichten! O helfet uns, oder wir sind verloren! Warum helfet ihr nicht? Ist das Liebe zu Jesu? Ist das sein Gebot halten? Bedenket die Worte: Was ihr einem der geringsten meiner Brüder thut, das thut ihr mir.“

„Es ist buchstäblich wahr, daß viele unserer deutschen Brüder im Westen Nordamerikas also klagen. Und vieler Orten erhebt sich für sie überdies eine drohende Gefahr. In keinem Lande der Welt giebt es so viele christliche Sekten, als in Nordamerika; einige derselben haben schon auf die Niederlassungen unserer deutschen Brüder und Glaubensgenossen ihr Augenmerk und ihre Thätigkeit gerichtet; fremde Arbeiter wollen die Ernte gewinnen, während der Herr die Seinigen ruft. Sollen ihre Brüder nicht mehr in dem von dem Odem des Herrn erfüllten Dome ihrer Väter gläubig und beseligt anbeten, sondern in den Krankenhäusern der Sekten ruhen? Soll die deutsche Frömmigkeit in der neuen Welt unter Menschenfrazungen verkümmern? Ich bitte euch um Christi willen, legt Hand an, tretet schleunigst zusammen! Beratet nicht lange! Eilet, eilet! Es gilt unsterbliche Seelen zu retten.“

Dieser Aufruf blieb nicht ohne Erfolg. In einem 1847 erschienenen Rechenschaftsbericht schildert Löhe selbst die weitere Entwicklung der Angelegenheit folgendermaßen:

„Auf jenen Aufruf hin wurden theils mir, theils der Redaktion des Sonntagsblattes so viele Gaben zugestellt, daß wir bald eine Summe von 600 fl. beisammen hatten. Bereits während diese Summe heranwuchs, hatte sich zwischen mir und meinem Freunde Wucherer die Frage nach der zweckmäßigsten Verwendung des Geldes erhoben. An den Stader Verein es einzusenden, trugen wir damals Bedenken. Dagegen fanden wir es ganz thunlich, durch unsre geringen Erfolge die Thätigkeit des eben entstandenen Dresdener Vereins für Nordamerika zu unterstützen, denn zu selbständigem Wirken hatten wir keine Lust. Man hatte uns auch immer gesagt, daß in einem Binnenlande, wie unsre Heimat ist, eine selbständige Missionsthätigkeit nicht gedeihen könne. Da wir nun eben drauf und dran waren, unser Geld nach Dresden zu schicken, schickte uns seinerseits der Dresdener Verein einen jungen Mann zu, der für Amerika vorbereitet werden sollte, — und dadurch bekam unsere Sache eine unerwartete Wendung. Ein wackerer Schüler meines Freundes Wucherer, der Schuhmachergeselle Adam Ernst aus Öttingen, arbeitete zu Asch in Böhmen und las da den Hilferuf für Nordamerika. Schon längst hätte er gern sein Leben dem Missionsberuf weihen mögen; nun wußte er erst recht, wohin, und sein Verlangen wendete sich zu den deutschen Lutheranern Nordamerikas. Seine Freunde in Asch bestärkten ihn in seinen Vorsätzen und er bat deshalb den Dresdener Verein für die lutherische Kirche Nordamerikas um Aufnahme unter die Dresdener Zöglinge. Wäre er aufgenommen worden, so würde eben dadurch unser Entschluß, unsere Gaben nach Dresden zu schicken, befestigt und zur Ausführung gebracht worden sein. Allein die Dresdener Freunde wiesen den Bittsteller ab und machten ihn aufmerksam, daß er in seinen heimatlichen, bayrischen Gegenden Gelegenheit genug finden könne, sich für eine heilbringende Thätigkeit in Nordamerika vorzubereiten. Ernst wandte sich nun an seinen ehemaligen Seelsorger, Herrn

Pfarrer Wucherer, in dessen Sprengel er sein Handwerk erlernt hatte, — und nun hatten wir doch einen unerkennbaren Wink empfangen, die Sache selbständig anzugreifen. Wir thaten also von außen gedrungen, was zu thun wir nicht begehrt hatten.

„Bald fand sich ein zweiter Schüler, Georg Burger aus Nördlingen, dazu. Wir hatten nun zwei Schüler und mußten uns besinnen, wie wir es anfangen wollten, um zu unserm Ziele zu gelangen. Wir müssen gestehen, daß es uns ging, wie allen, die ein neues Werk ohne alle Unterweisung anfangen: wir wußten nicht Bescheid. Nur so viel sahen wir, daß wir aus unsern zwei Schülern nichts Großes machen könnten. Zwei Schullehrer, die etwa nebenher auf ihrem Handwerk arbeiten und sich ihren Unterhalt selbst verdienen könnten — das war's, was wir aus ihnen machen wollten.“

Demgemäß war denn auch der Unterricht, den beide bei Löhle genossen, ein sehr einfacher. Sie machten den Kurs der verschiedenen Elementargegenstände durch, als wären sie selbst Schüler. Sie übten sich alle Tage im schriftlichen Ausdruck der Gedanken und machten sich bei Erlernung des Englischen mit dem Grammatikalischen ihrer Muttersprache durch Vergleichen bekannt. Sie übten sich im Schönschreiben, lernten die Erdoberfläche genau kennen, trieben Welt- und Kirchengeschichte und lasen selbst viel kirchenhistorische Schriften. Auch hatten sie Gelegenheit, nicht bloß katechisieren und lehren zu hören, sondern sie teilten sich auch in den Unterricht eines fähigen, aber blinden Knaben. Biblische Geschichte und Glaubenslehre trieben sie mit Eifer, lernten auch die Gegensätze, namentlich der nordamerikanischen Parteien möglichst genau kennen. In der Gemeinde Neuendettelsau hatte ihr bescheidener und stiller Wandel ihnen Liebe erworben, auch waren sie für manches Gemeindeglied gute Engel gewesen und hatten an manchem Kranken- und Sterbebett zu Löhles großer Zufriedenheit die Friedensbotschaft

ausgerichtet, so daß Thränen und Dank von gar manchem Gemeindeglied ihnen nachfolgte, als sie — nach etwa einjähriger Vorbereitungszeit — am 11. Juli 1842 nach Amerika ausgesandt wurden.

Das war der Anfang der amerikanischen Mission, die seitdem eine so unerwartete Ausdehnung gewonnen und einen so gesegneten Erfolg gehabt hat. Es waren bei der Ankunft der Sendlinge Löhes gerade 100 Jahre verflossen, seitdem „der Patriarch der lutherischen Kirche in Nordamerika“, Heinrich Melchior Wühlenberg, seinen Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hatte. Er war von dem jüngeren Francke in Halle zu den seit 1710 in Pennsylvanien eingewanderten deutschen Lutheranern gesendet worden, um sie mit Wort und Sacrament zu bedienen und zu Gemeinden zu sammeln. So war Halle wie die Wiege der lutherischen Heidenmission, auch der Ausgangspunkt der inneren Mission der lutherischen Kirche geworden, und Löhe war mit seiner auf kirchliche Versorgung der ausgewanderten Glaubensgenossen gerichteten Liebesthätigkeit in die Fußstapfen und gewissermaßen auch in die Arbeit jenes edlen Säemanns getreten, dessen Andenken von der lutherischen Kirche Nordamerikas heute noch dankbar verehrt wird. Eine so weit in die Vergangenheit zurückreichende und so ehrwürdige Vorgeschichte hatte das von Löhe in der unscheinbarsten Weise und mit den bescheidensten Absichten begonnene Missionswerk.

Wie bescheiden in der That die Ziele waren, die Löhe seiner Thätigkeit oder vielmehr derjenigen seiner Sendlinge steckte, ist am besten aus der schönen Instruktion zu ersehen, die er den beiden ersten „Nothelfern“ erteilte, und in welcher er ihnen, ohne es zu wissen, den besten Empfehlungsbrief, der ihnen allenthalben die Herzen gewann, auf die Reise mitgab. Wir glauben den Lesern wenigstens einige Bruchstücke aus dieser Instruktion mitteilen zu sollen.

### Im Namen Jesu!

1. Geliebte Brüder, Adam Ernst und Georg Burger! Ihr geht freiwillig nach Nordamerika, es hat Euch niemand überredet. Es ist Euch Euer Wagnis oft und nachdrücklich genug vorgestellt worden. Ihr habet die Schwierigkeiten selber eingesehen, seid aber dennoch bei Eurem Entschluß, zu gehen, geblieben. So lassen wir Euch ziehen. Der Herr nehme Euer Reisen zu Herzen! Er gebe Euch Weisheit, Stärke und Geduld, und setze Euch zum Segen! Es müsse von Euch geschrieben stehen: „Nach Deinem Siege wird Dir Dein Volk williglich dienen im heiligen Schmuck!“

2. Ihr reiset mit dem Wanderbuche als Handwerker. Das seid Ihr, das sollt Ihr bleiben. So Ihr Euch des schämen würdet, würdet Ihr eine Gnade entbehren, die Ihr so sehr bedürftet, die Demut. Gedenket an Apostelg. 18, 1—4; 20, 34. 1 Kor. 4, 12. Gedenket an den hl. Paulus 1 Kor. 9, 13 ff. und achtet es nicht für Verlust oder Schaden, wenn Ihr vom Evangelio, zu dessen Dienste Ihr Euch begeben, Euch weniger, als von Eurer Hände Arbeit nähret. Das „Wohl Dir“, welches Ihr Ps. 128, 2 leset, sei Eure Freude.

3. Ihr reiset in des Herrn Namen zu Seinem Werke. Lasset Euer Reisen durch Gottes Wort und Gebet geweiht werden! Wir machen es Euch im Namen Jesu zur Pflicht, keinen Morgen noch Abend Eurer Reise ohne Gebet, keinen Tag ohne Lesen der hl. Schrift hingehen zu lassen. Was allen Menschen allezeit geboten ist, ist Euch bei Eurem Reisen vornehmlich geboten, auf daß Ihr geheiligt werdet zu dem Werke, das Ihr begehret.

4. Gleichwie der Herr die Seinigen sandte je zween und zween, so bringen auch wir Euer zween dem Herrn zum Opfer dar. Seid aber Eins in brüderlicher Liebe! Zanket nicht unterwegs! Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt! Habt Salz bei Euch und Frieden untereinander! (Kol. 4, 6. Mark. 9, 50.) Trennet Euch nicht ohne Not! Seid Ihr aber beisammen, so verlange keiner von dem andern, was er nicht geben oder leisten kann! Seid zufrieden mit dem, was da ist, mit dem Herrn, dem Wort, dem Glauben, der Euch gemein ist! Einer trage des andern Last, so werdet Ihr das Gesetz Christi erfüllen.

5. Vergesset uns nicht, Eure Lehrer, die Euch das Wort Gottes gesagt haben, und Eure Freunde und Brüder im Vaterlande! Betet für uns, gleich wie wir für Euch, auf daß die Einigkeit des Geistes und die Gemeinschaft der Heiligen zwischen uns bestehe und grüne, und wir allezeit Glieder an Einem Leibe bleiben. Wir aber wünschen Euch Glück um Jerusalems und um Euretwillen.

6. Wenn Euch der HErr gnädiglich ans jenseitige Ufer gebracht hat, so wende sich ein jeglicher ungefümt seinem Geschäfte zu und arbeite, bis der HErr ihm eine Thür aufthut. Lernet alsbald die dortige Weise Eures Geschäfts, auf daß Ihr Brod habet und dem HErrn an Seinem Evangelio nicht um Brod dienen müßet unter den Kindern der Welt. Sollte der eine oder der andere in seinem Geschäfte keine Arbeit finden, so schäme er sich keiner andern Arbeit. Der HErr wird Euch vielleicht wunderbarlich führen, aber Er wird Euch nicht verlassen, noch versäumen. Lasset Euch Seine Wege gefallen, wenn sie im Dunkeln gehen; so wird Euch das Licht immer wieder aufgehen, und Ihr werdet am Ende Ihr preisen, daß Er freundlich ist denen, die auf Ihn hoffen.

7. Wenn Ihr angekommen seid, so erbietet Euch, sei's durch eine gelesene Zeitschrift, sei's auf anderm Wege, Euren Brüdern im Westen zu Elementar- und Religionslehrern. . . .

8. Könnet Ihr Euch mit Eurer Arbeit an rechtläubige und treue Prediger der Kirche anschließen, so versäumet es ja nicht, sondern seid freiwillig und mit Freuden denen unterthan, welche das Ältestenamnt des HErrn bekleiden. Wohl Euch, wenn Ihr Euch anschließen könntet! Nichts ist gefährlicher, als allein stehen, sich selber raten, eigne Wege gehen. Nichts ist lieblicher dem Demüthigen, als weisen Befehlen gehorchen. — Jedoch schließet Euch nicht leichtlich an, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. Denn wir hören, daß in Nordamerika die Schalkheit der Menschen groß sei.

9. Kommet Ihr in eine Gegend, wohin kein reisender Prediger der evangelisch-lutherischen Kirche leichtlich kommen kann und kommt, wo die Kinder ohne Taufe und Konfirmation, die Konfirmierten ohne Absolution und ohne das Sakrament des Altars, die Brautleute ohne Kopulation dahinleben und die Toten nicht bestattet werden, wie sich's ziemt, so erbietet Euch einer evangelisch-lutherischen Synode oder einem evangelisch-lutherischen Ministerium zur Ordination auf die symbolischen Bücher der Kirche. Lasset Euch prüfen, wie der Apostel befehlet, und wenn Ihr tüchtig erfunden werdet, so dienet dem HErrn im heiligen Amte bescheidenlich und nach der Kraft, welche der HErr darreichet. Es ist besser, daß die armen verlornen Schafe von Euch, als von gar niemand zur grünen Aue und zu den kühlen Bächen geleitet und geweidet werden, so bleiben sie doch bei der hl. Kirche und fallen nicht in die Hände der Irrlehrer und Selten. — Werdet Ihr aber in diesem Nothfall durch die Prüfenden nicht für tüchtig erfunden, so unterwindet Euch nicht selbst des hohen Amtes, (Jak. 3, 1 ff.) sondern dienet dem HErrn in der Schule.

10. Kämet Ihr je ins heilige Amt, so würdet Ihr von uns aus angewiesen sein, zu bedenken, daß es nichts Leichtes ist, Gottes Wort recht zu predigen, so leicht sich's auch manche in jenem Lande machen, wo ein jeglicher an jeglichem Orte frei zu reden unternimmt. Für einen solchen Fall seid Ihr von uns zum voraus angewiesen, Euch aus Luthers Postillen oder den Predigten anderer rechtläubiger Lehrer ehrlich und gründlich vorzubereiten und nichts Unbedachtes zu reden. . . .

Wir weisen Euch auf alle Fälle ernstlich an, alles lärmende, trommelnde, die Nerven und das Gefühl erregende, die Heilsordnung überrumpelnde Predigen der Methodisten zu vermeiden. Der Herr bewahre Euch vor dieser Weise und lasse Euch pflanzen und begießen in Frieden, wenn es sein Wille ist.

11. Ihr möget nun aber im priesterlichen oder im Schulamte arbeiten, so gebt Ihr uns durch Eures Namens Unterschrift, sowie durch dargereichte Bruderhand das Gelöbniß, Euch strenge zu der apostolischen, nun in der Zeit ihres Kampfes evangelisch-lutherisch genannten Kirche zu halten, und jede kirchliche Gemeinschaft andern Namens und Wesens zu vermeiden. Um der Verfassung, um des äußern Wandels ihrer Glieder willen ziehet keine andere Gemeinschaft, keine Sekte der Kirche vor. Da ist die Kirche Gottes, wo man das Wort und die heiligen Sakramente ohne Zu- und Abthun festhält. Bei der bleibet! — Nur für ihren Dienst haben wir Euch bisher unterstützt, nur für sie werden wir Euch ferner unterstützen. Wir verlangen daher von Euch zu möglicher Beruhigung unsrer Seelen und zur Kräftigung Eures Gewissens das schriftliche Gelöbniß, daß Ihr

- 1) bei den drei uralten Symbolen der heiligen Apostel, der Kirchenversammlung zu Nicäa, des heiligen Athanasius,
- 2) bei der unveränderten augsburgischen Konfession und deren Apologie,
- 3) bei den schmalkaldischen Artikeln,
- 4) bei den beiden Katechismen Luthers,
- 5) bei der Konkordienformel

verbleiben wollet.

12. Auch wenn Euch der Herr zum heiligen Amte beruft, sollt Ihr, sofern nicht das heilige Amt alle Eure Zeit wegnimmt, bei Eurem Handwerk bleiben, auf daß Ihr gedenket, von wannen Euch Gott genommen, — auf daß Ihr eine Erinnerung mehr zur Demut habet. Denn weil kein Mensch unter der Sonne ist, welcher zum Hochmut nicht immer neue Ansehung hätte; so ist es gut, jedes gute Mittel gegen den Hochmut zu ergreifen, daß wir ja nicht Gott den Herrn selbst zum Widerstande haben.

13. Euren Wandel anlangend vermahnem wir Euch, daß Ihr Euch be-  
fleißiget, Euren Beruf mit jenen Tugenden und guten Werken zu zieren, welche  
St. Paulus seinen Schülern Timotheus und Titus und allen denen, die dem  
Evangelio dienen, befehlet. Wandelt würdiglich, dem HErrn zu allem Gefallen.  
Wandelt vorfichtiglich, eingedenk, daß der Satan Euch und Euer Werk verderben  
will! Enthaltet Euch von fleischlichen Lüften, welche wider die Seele streiten,  
und jaget nach der Reinigung und Heiligung der Seelen, ohne welche niemand  
den HErrn schauen wird! Der HErr aber wolle Euren Beruf und Erwählung  
fest machen, fest behalten bis ans Ende.

14. Wir erwarten von Euch regelmäßige und fleißige Berichte  
und Briefe, auf daß wir allezeit wissen, was wir für Euch bitten und thun  
können und sollen. Die zwischen uns geschlossene Verbindung ist zu enge, auch  
für einen zu großen Zweck, als daß sie aufhören könnte. Wir müssen sie auch  
mit Aufopferung aufrecht erhalten.

15. Nach alledem sprechen wir noch unsern herzlichen Wunsch aus, daß es  
unsern Brüdern im Vaterlande möglich werden möge, eine umfassendere, kräftige  
Hilfe für die verlassenenen lutherischen Glaubensgenossen in Amerika zu bereiten.  
Mögt Ihr die ersten Schwalben sein, die einen reichen Frühling verkündigen!  
Mögen aus den gesegneten deutschen Gauen Scharen von Evangelisten, begabt  
mit mancherlei Gaben, ausziehen, auf daß auch Amerika zu den Landen ver-  
sammelt werde, von denen wir singen, daß sie „Seiner Ehre voll sind.“ Der  
HErr mache unser Hoffen wahr!

Dieses alles schreiben wir Euch nicht als Herren, sondern als Väter, —  
nicht im eignen Namen, sondern in Jesu Namen, — nicht in Hochmut, sondern  
in herzlicher Lust, Euch und dem Werke des HErrn zu dienen!

Gleichwie wir unsre Namen unter dieses Abschiedschreiben setzen, also setzet  
auch Ihr, wenn Ihr mit uns einig seid, Eure Namen darunter und bezeuget  
dadurch vor uns und Euren Freunden, daß Ihr gelobet, was wir verlangen.

Der HErr segne Euch zc.

Neuendettelsau, am Sonnabend nach St. Johannis Bapt. Tag, am  
25. Junius, an welchem unsre Väter und Fürsten vor Kaiser  
und Reich die Wahrheit bekannten, die auch wir bekennen.

Im Jahr 1842.

Johann Friedrich Bucherer,  
Hospitalprediger zu Nördlingen und Pfarrer  
von Baldingen.

Johann Konrad Wilhelm Böhe,  
Pfarrer zu Neuendettelsau.

Johann Adam Ernst.

Johann Georg Burger.

Mit dieser Instruktion in der Tasche machten sich die beiden Erstlinge der Neuendettelsauer Mission auf den Weg, durchwanderten zu Fuß einen großen Teil Deutschlands und schifften sich am 5. August 1842 in Bremen ein. Am 26. September landeten sie in New-York: „zwei Körnlein Salzes (wie Löhle an Dr. Petri schrieb) für ein Brosamlein Gottes, für etliche verlassene Glaubensgenossen in Nordamerika.“ Der eine von ihnen fand sofort in New-York auf seinem Geschäft Arbeit, der andere, dem dies nicht gelang, suchte Rat bei Pastor Stohlmann, der dem Hilfesuchenden freundlich entgegen kam. Hier fand er mehr, als er suchte, nämlich den Mann, welcher, wie von Gott gesendet, ihm und seinem Gefährten zur Wirksamkeit verhelfen sollte.

Dies war der ehemalige Pfarrer von Newark bei New-York, Friedrich Winkler, damals Professor am theologischen Seminar in Kolumbus, ein Mann, der Liebe zum deutschen Vaterlande im Herzen trug und auf den Universitäten Deutschlands auch deutsche theologische Bildung gewonnen hatte. Dieser sowohl als Pastor Stohlmann an der St. Matthäuskirche in New-York fanden Wohlgefallen an dem bescheidenen Vorhaben der zwei jungen Männer und an ihrer Instruktion. Die letztere nahm Professor Winkler, der ihnen voran nach Kolumbus reiste, in Abschrift mit sich und gewann damit den nachfolgenden Inhabern des Originals das Wohlwollen manches einflussreichen Mannes.

Bald fanden Ernst und Burger eine erwünschte Stellung in Kolumbus, Ohio. Der erstere übernahm eine neu errichtete deutsche Schule, die er mit steigendem Erfolg leitete, während er abends nach apostolischem Vorbild auf seinem Handwerk als Schuhmacher arbeitete; der andere, dessen Handwerk in Amerika keinen Boden fand, trat zu seiner weiteren Ausbildung in das dortige theologische Seminar ein.

Indessen war, noch im Sommer 1842, Pastor Wynken, von

Geburt ein Hannoveraner, der aber nach Vollendung seiner Studien aus Mitleid mit der Not der verlassenen Glaubensgenossen nach Amerika ausgewandert war, — ein Mann von großer Energie des Willens und brünstigem Liebeseifer — nach Deutschland gekommen. Sein schriftlich von Amerika herüber erschollener Notruf war es gewesen, der von dem Stader Verein verbreitet worden war und in Deutschland überall großen Eindruck gemacht hatte. Das für das amerikanische Missionswerk auf diese Weise bereits angeregte Interesse blies seine Gegenwart allenthalben, wo er erschien, zur hellen Flamme an. Er kam auch ins Frankenland, und gar mancher schämte sich — wie Löhle schreibt — „neben der brennenden Liebesflamme seines Eifers kühl zu stehen.“ Wo sein beredtes mündliches Wort nicht hinreichte, da warb sein in der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche 1842 erschienener Notruf der von ihm vertretenen Sache Freunde und Helfer. Die lutherische Christenheit Deutschlands vernahm aus seinem Munde vom Gestade des atlantischen Oceans her den dringenden Hilferuf des macedonischen Mannes: „Komm herüber und hilf uns!“ Sein machtvoller Appell an die Gewissen seiner deutschen Glaubensgenossen brachte diese zur Erkenntnis, daß die lutherische Kirche auch, ja vornehmlich, den Kindern vom eigenen Hause, ihren in der Zerstreuung gehenden Gliedern, ihre Liebe und Fürsorge schulde, daß neben der Heidenmission auch die sog. innere Mission ein gottgefälliges Werk sei, daß neben dem Befehl: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden“ auch der andere stehe: „Als wir denn nun Zeit haben, so laßt uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen. Gal. 6, 10. Dieses Gotteswort aus apostolischem Munde hat die amerikanische Mission von Anfang an als ihren göttlichen Legitimationsbrief angesehen und in ihr Schild und Wappen genommen. Schon in Nr. 3 der kirchlichen Mitteilungen läßt sich Löhle hierüber also vernehmen: „Wir wollen den

Heiden keine Hilfe entziehen, wir helfen aus allen Kräften für sie mit. Wir erheben für die Nordamerikaner bloß deshalb unsere Stimme, weil man über den Heiden die armen Anverwandten und Glaubensgenossen\*) vergift, weil die Liebe nicht bloß nach einer Seite hin, sondern nach allen Seiten hin thätig und hilfreich sein soll, weil es unchristlich und unnatürlich ist, die verlassenen Deutschen in Nordamerika zu vergessen und den Heiden nachzujagen, weil es thöricht ist, in Nordamerika mit Scheffeln auszuschütten und unter den Heiden wieder mit Löffeln einzufassen. Lobst Du den Jüngling, der in der Zeit seiner Erweckung alle Leute bekehren möchte, der Zeit und Kraft für das Seelenheil der Fremden aufopfert, während er gegen seine Angehörigen stumm, verschlossen, mürrisch, lieblos ist? Du lobst ihn gewiß nicht. Du straffst ihn, und mit Recht. Du ruffst ihm ein: Dieses thun (dem Seelenheile Fremder dienen) und jenes nicht lassen (dem Seelenheile der Angehörigen dienen) zu. Dasselbe thue ich Dir. Hilf den Heiden, hilf mit aller Macht, aber vergiß nicht den Spruch von den Hausgenossen, nicht jenes „allermeist“ des Apostels, welches den Glaubensgenossen zu gute kommt; vergiß nicht, daß viele nordamerikanische Christen wirklich wieder ins Heidentum zurücksinken, weil sie der Hilfe des Vaterlands entbehren.“

Während Wynkens Aufruf im Norden und Süden Deutschlands seine Wirkung that, und auch Löhle dadurch einen neuen Anstoß zu kräftigerer Fortsetzung seines eben begonnenen Werkes empfing, schien sich in Amerika der gewünschte kirchliche Anschließungspunkt zu finden, nach welchem die fernere Hilfe und Unterstützung von Deutschland aus hingelenkt werden könnte.

---

\*) Wynken berechnete die Zahl der damals (1842) in Amerika zerstreut lebenden lutherischen Christen auf etwa 1½ Millionen, zu deren geistlicher Bedienung nicht mehr als etwa 350 Prediger vorhanden waren.

Bald nach der Ankunft der ersten Sendlinge Löhes nämlich versammelte sich die Ohiosynode in Kolumbus und faßte hier den Beschluß, sich im Interesse der lutherischen Kirche Amerikas mit den Glaubensbrüdern in Deutschland in Verbindung zu setzen. Es ging auch alsbald ein Schreiben an Löhe und Wucherer ab, in welchem dringend um jährliche Zufendung einer Anzahl so vorgebildeter junger Männer (wie Ernst und Burger) und um Unterstützung der sehr dürftigen Bibliothek des Seminars der Synode mit guten theologischen Werken gebeten wurde.

Damit waren verheißende Ausichten auf eine nachhaltigere und planvollere Thätigkeit zum Besten Amerikas eröffnet. So wurde denn eine Versammlung von Freunden der amerikanischen Sache nach Nürnberg anberaumt, die über die Mittel und Wege der Hilfeleistung beraten sollte. Man schwankte anfangs, ob man vor allen Dingen die Lehrkräfte des Seminars vermehren oder sich auch ferner mit Ausbildung und Zufendung von Nothelfern befassen sollte. Die erstere Hilfe schien die gründlichere zu sein. Es bestand auch — wenigstens für einen Augenblick — die Hoffnung, eine so ausgezeichnete Kraft, wie Dr. Delitzsch, damals Privatdocent in Leipzig, für das Seminar in Kolumbus zu gewinnen. Indes erkannte man bald, daß dieser Plan schon aus Mangel an Mitteln unausführbar sei, und beschloß deshalb, die Synode von Ohio nach ihrem Wunsch durch Zufendung von in der bisherigen Weise vorgebildeten Arbeitern und Sammlung guter theologischer Werke, davon mehrere bedeutende Sendungen rasch aufeinander nach Kolumbus gingen, zu unterstützen.

Aber auch dazu bedurfte man pekuniärer Mittel, die erst zu beschaffen waren. Einen Verein zu diesem Zweck zu gründen, der mit seinen Gaben das amerikanische Missionswerk trüge, fand man aus mancherlei Gründen nicht ratsam. Es ging aber auch nicht an,

die Sache, wie bisher, in den Grenzen eines Privatunternehmens weiter zu führen, da in diesem Falle das Gesetz nicht gestattete, Beiträge für den beabsichtigten Zweck zu sammeln. Da kam Vöhe auf den kühnen Gedanken, ein Missionsblatt zu gründen, welches das Unternehmen nicht bloß geistig, sondern auch finanziell tragen und erhalten sollte. So entstanden die „kirchlichen Mitteilungen aus und über Nordamerika“, deren erster Jahrgang im Jahre 1843 und zwar in einer Auflage von 8000 Exemplaren gedruckt wurde. Gott ließ das Wagnis gelingen: das Blatt warf in der That am Ende des ersten Jahres einen Reingewinn von fast 2000 Gulden ab. Auf dieser Höhe hielt sich allerdings der Absatz nicht, doch wurde es im Jahre 1847 immer noch in einer Anzahl von 5500 Exemplaren verbreitet — ein nicht unbedeutender Erfolg bei einem Blatte, welches sich durch seine Eigenart so bestimmt von der Masse der „populär sein sollenden Missionsblätter voll Histörchen, Bildchen und pietistisch stereotyper Reden“ unterschied und weniger ein Blatt für geistliche Unterhaltung, als vielmehr „eine Art Altensammlung sein sollte, die es den Freunden der Sache durch Darlegung von Thatfachen ermöglichte, ihren Zusammenhang und historischen Verlauf festhalten zu können.“ Höher noch als dieser materielle Erfolg war die kirchliche Mission anzuschlagen, die dem unscheinbaren Blatte von dem Herrn der Kirche vertraut wurde: an seinem Teile zur Vereinigung der edelsten Kräfte der damaligen lutherischen Kirche Deutschlands zu gemeinsamer Liebesarbeit auf Grund des Einen Glaubens und Bekenntnisses zu dienen und dem amerikanischen Missionswerk in seiner ersten Periode einen ökumenischen Charakter in des Wortes schönster Bedeutung aufzuprägen.

So entsprach es nicht bloß den Absichten Wynekens, der die geistliche Versorgung der verlassenen Glaubensgenossen in Amerika gern zu einem Gegenstand des Interesses der ganzen lutherischen Kirche Deutschlands erhoben gesehen hätte, sondern auch den

Wünschen Löhes, der ebenfalls nicht daran dachte, die Thätigkeit für Nordamerika als eine Art persönlicher Domäne betrachten oder bei derselben eine leitende Rolle spielen zu wollen.

Er wünschte vielmehr, die amerikanische Mission der allgemeinen „Synodalkonferenz“, einer Versammlung von Lutheranern aus allen deutschen Landeskirchen, die unter Dr. Rudelbachs Vorsitz im Jahre 1843 zum erstenmal in Leipzig zusammentrat, in die Hand zu legen. In seiner Zuschrift an diese Versammlung, der er nicht persönlich beiwohnen konnte, sagte er: „Mein Freund Wucherer und ich haben bisher die Sache geführt, und wo wir konnten, haben wir Hilfe, Rat und Teilnahme gesucht. Wir haben uns als Diener der Kirche in dieser Sache angesehen. Von dem Augenblick an, in welchem Sie dies lesen, sind wir nicht mehr allein. Unsrer Brüder in der Nähe und die in der Ferne: in Sachsen, Schlessien und Hannover mögen diese Sache als die ihrige ansehen. Es liegt uns nicht daran zu regieren; Gott weiß es, daß wir nur dienen wollen. Wir wünschen nicht, daß Sie diesen Ausdruck unseres Sinnes als bescheiden aufnehmen und uns durch Belassung der Sache in unsern Händen wieder ehren. Hier herrsche kein eitles Rücksichtnehmen, sondern Wahrheit und Treue gegen den Erzbischof unsrer Seelen und Seine Sache. Was zu seines Reiches Mehrung, zum Heil der Seelen dienen kann, das werde von Ihnen beschlossen, und wenn Sie dann auch uns in die Gemeinsamkeit Ihrer Beschlüsse ziehen mögen, so wollen wir die Liebe preisen, die von Gott kommt und zu Gott die Herzen führt.“ Die allgemeine lutherische Konferenz begnügte sich jedoch mit einer, übrigens in würdigem Tone gehaltenen, Rudelbachs Geist atmenden Zuschrift an die lutherische Synode von Ohio und ließ das Werk in den Händen, in welchen es sich befand.

Dagegen fanden die Freunde des amerikanischen Werks in Bayern kräftige Beihilfe aus Hannover, wo gleichfalls von Wynken

angeregt, der reichbegabte Dr. L. A. Petri, Pastor in der Stadt Hannover, in die Mitarbeit an dem in seiner ganzen Bedeutung für die lutherische Kirche Amerikas und Deutschlands von ihm erkannten Werk eintrat. Auch er lehnte bescheiden die ihm und den hannöverschen Freunden der Sache angetragene Leitung des Ganzen ab und schloß sich freudig Löhe und seinen Mitarbeitern als Helfer an. „Wir haben — so schrieb er am 19. Juli 1843 an Wucherer (denn der Name von Löhes Wohnort war ihm entfallen!) — nicht so viel tüchtige Kräfte bei einander als Sie in Bayern. Darum aber müssen nun Sie auch das Ganze leiten, es ist Ihnen historisch zugewachsen, und in Dresden hat man genug mit dem Missionswesen zu thun. Das öffentliche Organ dafür haben Sie zu meiner Freude (in den kirchlichen Mitteilungen) schon gegründet.“ Petri wollte, hierin ganz einig mit Löhe, das Werk der amerikanischen Mission in kirchlichem Geiste, „im Sinne von 1 Kor. 12“ (wie er schreibt) geleitet und betrieben wissen. Nicht in eigens ad hoc konstituierten Vereinen, sondern im Schoß der Gemeinden, durch deren freie Liebe sollten die Mittel für den Zweck aufgebracht, daher vor allem die Geistlichen für das Werk gewonnen werden. Das moderne Vereinswesen auf dem Gebiet kirchlicher Liebesarbeit sah Petri überhaupt als eine bedenkliche Erscheinung an. „Das Leben — meinte er — fliehe nur zu leicht aus der Kirche in die Vereine und die Kirche zerbröckele. Von Hamburg her werde bereits die Meinung laut, daß die Kirche sich aus den Vereinen neu konstituieren müsse.“ Er seinerseits wollte daher das Amt zum Mittelpunkt der kirchlichen Liebesthätigkeit gemacht wissen. Er teilte zu diesem Behufe das ganze hannöversche Land in gewisse Kreise und stellte für jeden derselben einen Amtsbruder auf, der die Sache in seiner Umgebung vertreten und mit den Freunden in der Hauptstadt, die als Komitee fungierten, sich ins Benehmen setzen sollte. In dieser frei organisierten Weise wurde eine geraume Reihe von

Jahren hindurch das amerikanische Missionswerk von den Freunden in Hannover aufs kräftigste unterstützt. Für eine ganze Anzahl von Sendlingen Löhes wurden durch Petri die Kosten der Überfahrt nach Amerika ganz oder teilweise gedeckt. Fleißige Frauenhände in Hannover fertigten für andere die Ausstattung an Leib- und Bettwäsche. Häufig sprachen die Neuendettelsauer Sendboten auf der Reise nach Bremen bei Petri vor und fanden bei ihm oder in befreundeten Häusern die gastfreieste Aufnahme. Als die ersten für Frankennut bestimmten Kolonisten in Hannover eintrafen, wurden sie in Petris Haus gespeist und von ihm mit Gebet und Segenswunsch entlassen. Eine Reihe trefflicher hannöverischer Kandidaten wie Wolter, Köbbelen, Sievers u. wurden durch seine Vermittlung der Arbeit in dem amerikanischen Weinberg zugeführt. Seinem ökumenisch gerichteten Geiste genügte es jedoch nicht, in seinem Heimatlande für Amerika Teilnahme geweckt zu haben; er hätte gern die ganze lutherische Kirche, zunächst deutscher Zunge, zur Mitarbeit an dem amerikanischen Missionswerk beigezogen. Darum war er eifrig bemüht, zwischen den in den verschiedenen lutherischen Landeskirchen Deutschlands entstandenen Vereinigungen für Amerika Verbindungslinien herzustellen.

In der That vereinigte auch eine Zeit lang, wie schon gesagt, das amerikanische Missionswerk alle Lutheraner in deutschen Landen zu gemeinsamer Liebesarbeit. In Sachsen hatte sich um dieselbe Zeit, da in Franken und in Hannover das Werk der amerikanischen Mission begonnen wurde, ein Verein zur Unterstützung der lutherischen Kirche in Nordamerika gebildet, der gleichfalls ein, wenn auch kleines, Kontingent zu der Schar von Sendboten stellte, welche die Liebe Christi zu den verlassenen Glaubensgenossen in Amerika führte. Der bedeutendste unter den Dresdener Sendlingen war ein Kandidat der Philologie, Dr. Sihler, der von Löhe bald zu dem Vertrauensposten eines Direktors des neugegründeten Seminars in

Fort Wayne berufen, mit Verständnis und Hingebung in dessen Gedanken einging und bis zur erfolgten Trennung der Missouri-Synode von Löhre mit letzterem in lebendigem Zusammenhang blieb. Auch der später zu erwähnende Heidenmissionar Baierlein kam aus Dresden.

Enger als die Verbindung mit dem Dresdener Missionsverein, der eine mehr selbständige Stellung behauptete, war das Verhältnis zu den Freunden der amerikanischen Missionsfache in Mecklenburg. Petri hatte auch dort zum Anschluß an die fränkischen Brüder geraten, und in der That kam zwischen dem sonst so in sich abgeschlossenen Mecklenburg am fernen Gestade der Ostsee und dem lutherischen Franken eine Verbindung zustande, welche sich bald in kräftiger Unterstützung des amerikanischen Missionswerks fruchtbar erwies. An der Spitze der Mecklenburger Freunde der amerikanischen Sache stand der edle Freiherr, Landrat Karl von Malzhan, den bald eine enge, bis zu seinem Tod gepflegte Freundschaft mit Löhre verband. Sein einflußreicher Name warb der amerikanischen Missionsfache Freunde und Wohlthäter selbst in den höchsten Kreisen Mecklenburgs. Sofort nachdem die Verbindung mit Neuendettelsau zustande gekommen war, übernahmen die Freunde in Mecklenburg die Kosten für Ausstattung und Aussendung zweier Sendlinge Löhres: Crämers und Kochners, zu welchem Zweck von ihnen die Summe von 1104 Gulden aufgebracht wurde. Da Crämer der kleinen, später zu erwähnenden Kolonistengemeinde schon während der Seereise als Pastor vorstehen sollte, so war es nötig, für ihn die Ordination von seiten eines lutherischen Kirchenregimentes in Deutschland zu erwirken. Auf Verwendung des Landrats von Malzhan gab der Großherzog dem damaligen Superintendenten Kliefoth den Auftrag, dem Petenten ohne Bedenken die Ordination zu erteilen, die denn auch am 4. April 1845 im Dom zu Schwerin stattfand. Ein Glied des regierenden Fürstenhauses steuerte zur Ausstattung

der beiden genannten Sendlinge 100 Thaler in Gold bei. Auch in den folgenden Jahren trugen die Mecklenburger Freunde die Ausstattungskosten für mehrere von Löhe ausgesandte Nothhelfer, so daß die Beziehungen zu Neuendettelsau, deren Träger allerdings vorzugsweise der Landrat von Malzhan blieb, sich immerzu mehrten. Die von ihm in Mecklenburg angeregte Teilnahme für Amerika trug auch noch späterhin ihre Früchte. So wurde z. B. im Jahr 1853 für das Concordia-College, die Lehranstalt der Missouri-Synode in St. Louis, durch eine vom Großherzog genehmigte Kirchenkollekte in Mecklenburg die ansehnliche Summe von 2337 fl. 30 fr. aufgebracht. — Franken, Hannover, Sachsen und Mecklenburg zur Teilnahme an einem Werk des Glaubens und der Liebe vereinigt zu sehen — in der That, das war ein Schauspiel, das den Liebhaber kirchlicher Einigkeit mit freudigem Hochgefühl erfüllen mußte. Oft hat es Löhe später mit einer Art von Wehmut gerühmt, wie zu jener Zeit in dem einträchtigen Zusammenwirken so vieler treuer Söhne der lutherischen Kirche in allen Gauen Deutschlands in lieblichster Weise die Gemeinschaft der Heiligen sich spürbar und greifbar vor Augen stellte.

Doch ist es Zeit, daß wir unsre Leser wieder nach Amerika versetzen. Die äußeren Verhältnisse der beiden ersten Sendlinge Löhes hatten sich bald geändert. Zuerst verließ Ernst Columbus und übernahm eine Gemeinde in Union Co., der er in dankbarem Andenken an den Ort, der seine geistliche Heimat geworden war, den Namen Neuendettelsau gab. Die Erinnerung an das amtliche Walten Löhes, von dem er ein ganzes Jahr Augen- und Ohrenzeuge gewesen war, mußte bei ihm die Stelle einer Pastoraltheologie vertreten. Seine Schule in Columbus wurde von einem bayrischen Schulverweser, einem von Löhe getauften ehemaligen Israeliten, Paul Baumgart, übernommen. Auch Ernsts Freund, Burger, hatte noch im Jahre 1843 eine Gemeinde angenommen. Die schreienden

Notstände, denen es in Amerika abzuhelpfen galt, hatten genötigt über Löhes ursprünglichen Plan, der lutherischen Kirche Amerikas durch Ausbildung von Schullehrern zu dienen, hinauszugehen. Löhge ergab sich in diese Änderung und Erweiterung seines ursprünglichen Plans. „Not hat kein Gebot“ — sagte er. „Es ist immer mißlich, wenn die Hebammen Nottaufen verrichten müssen, aber es ist doch besser, die Kinder werden von Hebammen getauft als gar nicht. So muß man auch die Anstellung von weniger ausgebildeten Predigern in Amerika ansehen. Sie sind Nothelfer, sollen und wollen nichts anderes sein, und ihre Aufgabe ist es, mit heiliger Selbstverleugnung dahin zu wirken, daß über ihren Gräbern bessere Zeiten der Kirche erblühen. — Wer sich übrigens einen rechten Begriff von der Möglichkeit einer Wirksamkeit solcher Prediger machen will, der denke nur an die Brüdergemeinde von Herrnhut und deren Sendboten. Wer waren denn die Leute, welche in und außer Europa die großen Erfolge der Herrnhuter Gemeinde anbahnten? Es waren Handwerker zc., die mit heiligem Eifer und in der Furcht des Herrn zum Werke griffen.\*) Warum sollten Leute, welche von gleicher Not und Liebe gedrungen, dazu mit reinerer Lehre ausgestattet, zu ihren Brüdern übers Meer gehen, nicht einen gleichen Segen Gottes finden können? Je länger wir dem Gedanken nachgingen, desto mehr empfahl er sich uns.“ So entschloß man sich denn, die Herrnhuter Weise, natürlich in kirchlich ausgeprägter Gestalt, nachzuahmen und Nothelfer zu erziehen, welche durch ihre Bildung zur Einfalt angewiesen, nichtsdestoweniger ganz bestimmt wüßten, was sie sollten und wollten, und mit den Mitteln vertraut wären, welche zur Erreichung ihres Zweckes dienen

---

\*) „Persönlichkeit — schrieb Löhge an Petri — ist mehr als Gelehrsamkeit. Vor meiner Ausgabe des Raymundus de Sabunde (oculus fidei) ist eine Gule, eine Taube und ein Adler abgebildet. So sehr ich den Adler der Taube vorziehe, so sehr diese der Gule.“

konnten. Diesem Ziel gemäß gestaltete sich auch der Unterricht, den Böhe zeitweilig mit, oft auch ohne Beihilfe anderer gab. Während er sich den Vormittag für die Geschäfte seines Amtes frei hielt, widmete er den Nachmittag dem Unterricht der Missions-  
schüler. Da lehrte er denn in einem Zug „stans pede in uno,“ von 1 Uhr bis 6 oder 7 Uhr abends — ein Zeugnis für die Leistungsfähigkeit und Ausdauer des Lehrers wie der Schüler. Alle Abende fand Vesper in seinem Hause statt, wobei immer einer der Schüler einen kurzen Vortrag hielt. Auch durften sie unter seiner Aufsicht katechisieren, ihn bei Krankenbesuchen begleiten u. Böhes Unterricht, der Eindruck seiner Persönlichkeit, die unmittelbare, lebendige Anschauung seines pastoralen Waltens, die Teilnahme an dem reichen gottesdienstlichen Leben seiner Gemeinde — dies alles mußte in hohem Maße erziehend und fördernd auf junge Leute einwirken, die zwar keinerlei gelehrte Vorbildung, dafür aber gute natürliche Begabung, Willenskraft und nicht selten auch schon eine gewisse Reife christlicher Erfahrung mitbrachten. Indessen gingen doch nicht lauter unstudierte „Nothelfer“ nach Amerika. Vielmehr stellte sich auch bald eine Anzahl akademisch gebildeter Jünglinge in den Dienst des amerikanischen Werks. Kandidaten der Philosophie, Philologie und Theologie, namentlich aus Hannover, ließen sich für diese Missionsarbeit gewinnen. Gegen Ende des Jahres 1844 waren aus zwei Arbeitern bereits acht geworden.

Waren dies hoffnungsvolle Aussichten, so fehlte es doch auch nicht an Anzeichen betrübender Art, die sehr bald die Befürchtung wachriefen, daß die mit der Synode eingegangene Verbindung nicht von langer Dauer sein werde. In den beiden Professoren am Seminar zu Columbus, Schäffer und Winkler, begegneten sich zwei verschiedene Richtungen. Winkler war deutsch gesinnt und wollte, daß das Seminar deutsch und lutherisch sein solle; Schäffer hingegen war dem Englischen zugeneigt, dem Deutschen schon ziemlich

entfremdet, und seine Überzeugung war auch nicht allewege dem Bekenntnis der lutherischen Kirche ähnlich. Winkler hatte den Buchstaben der Synodalkonstitution, Schäffer den Einfluß der herrschenden Strömung für sich. Dieselben Gegensätze fanden sich auch in den Gemeinden. Letztere waren aus mancherlei protestantischen Parteien zusammengesetzt, ihre Kirchen hießen reformiert-lutherische (!), die Pfarrer waren verpflichtet, nichts gegen die Unterscheidungslehren oder geradezu die Unterscheidungslehren der verschiedenen Parteien zugleich zu lehren, sie mußten beim heiligen Abendmahle Formen wählen, mit denen sie sich vor allen Parteien rechtfertigen konnten. An eine Bemühung, die Deutschen bei deutscher Sprache und Sitte zu erhalten, war ohnehin kaum zu denken.

So dämmerte denn schon im Jahre 1843 die Überzeugung, daß Gottes Absicht, in welcher er Löhes erste Sendlinge nach Columbus geführt hatte, nicht die war, ihnen dort einen bleibenden Wirkungskreis anzuweisen, sondern nur, ihnen dort im lebendigen Widerstreit der kirchlichen und sprachlichen Gegensätze Gelegenheit zu verschaffen, das recht klar kennen zu lernen, was der lutherischen Kirche in Nordamerika not that. In Ohio, der damaligen Grenze des Ostens und Westens von Nordamerika, war man auf eine Warte gestellt, wo man das Gebiet des sektiererisch versecten englischen Luthertums im Rücken, vor sich aber die unabsehbaren Strecken des Westens und seines unbebauten Landes voll neuer Ansiedler hatte, unter denen es eher gelingen mochte, deutsch-lutherische Gemeinden zu gründen. Das letztere wollten Löhe und seine Freunde. Es lag ihnen mehr an dem lutherischen Elemente als an dem deutschen; sie sahen aber, daß in Nordamerika beide sehr ineinander griffen, und daß man nur zum Schaden der ganzen Sache von der Pflege deutsch-nationalen Wesens absehen konnte.

Eine Weile freilich schien es, als ob die konfessionelle Richtung,

gestärkt durch Löhes Sendlinge, in der Ohiosynode die Oberhand gewinnen würde. Auf der Synode von Zanesville 1844 errang die deutsch-lutherische Sache einen vorübergehenden Sieg. Allein schon die nächste Synodalversammlung in Lancaster vom Jahr 1845 trief die in Zanesville gefaßten Beschlüsse wieder um. Die englisch gesinnte Mehrheit entschied — unter Verletzung der Seminarskonstitution — daß im Seminar zu Columbus neben der deutschen Sprache die englische als Unterrichtssprache dienen sollte, ein Beschluß, der nach Lage der Dinge nur der erste Schritt zur völligen Anglisierung des Seminars sein konnte. Schlimmer noch war es, daß dieselbe Mehrheit einer Bittschrift der konfessionell gesinnten Minderheit um Abschaffung verschiedener unlutherischer Mißbräuche (Gebrauch der unierten Spendeformel beim heiligen Abendmahl, Bedienung reformiert-lutherischer Gemeinden zc.) in keinem Punkte Berücksichtigung zu teil werden ließ.

Unter diesen Umständen war für Löhes Sendlinge nicht mehr länger ihres Bleibens in der Ohiosynode. Sie erklärten im September 1845 ihren Austritt aus derselben. Aus ähnlichen Gründen sagten sich im folgenden Jahre die der Michigansynode beigetretenen Sendlinge Löhes von derselben los.

So war eine Verbindung gelöst, welche beiderseits unter schönen Hoffnungen geschlossen war. Doch schied sich freilich nur, was innerlich nicht zusammengehörte und was sich von Anfang an nicht vereinigt haben würde, wenn man sich beiderseits richtig erkannt hätte.\*) Daß die Trennung dennoch nicht ohne Schmerz vor sich

---

\*) Allerdings fanden manche Freunde des amerikanischen Werks in Deutschland diese Trennung der Sendlinge Löhes von der Ohiosynode übereilt und sein Dringen auf Pflege und Erhaltung nationaldeutschen Wesens in Amerika unnötig. — Löhe rechtfertigte sein und seiner Sendlinge Verhalten. „Deutsche Seminaristen — sagte er — sind durchaus notwendig, wenn bei fortschreitender Anglisierung der Deutschen dereinst eine lutherische Kirche in englischer Zunge

ging, war begreiflich, ebenso daß man das Bedürfnis nach einem neuen Anschluß an wirklich gleichgesinnte Brüder fühlte, den auch Löhse für seine Sendlinge wünschte. Der Blick lenkte sich bald auf jenen kleinen Kreis sächsischer Geistlichen und Gemeinden, welche seiner Zeit von dem berühmten M. Stephan nach Amerika geführt, schrecklich getäuscht, aber auch durch Gottes Führung gnädig enttäuscht und durch das Feuer einer heißen Prüfung geläutert worden waren. Bereits im Jahre 1844 hatte ein Sendling Löhse, Hattstädt, den Auftrag erhalten, die Ansiedlungen der Sachsen in Missouri, namentlich den P. Walther in St. Louis zu besuchen, um, wo möglich, mit den sächsischen Brüdern eine Einigung anzubahnen. P. Ernst hatte gleichfalls schon länger auf diesen Plan hingearbeitet und in seinen Briefen an Löhse den Anschluß an die Sachsen empfohlen.

Da Hattstädt verhindert war, den ihm gewordenen Auftrag auszurichten, so leitete P. Ernst nach seiner Trennung von der Ohiosynode zunächst eine briefliche Verbindung mit den Brüdern in

---

bekennen soll. Von ihnen aus muß eine englisch-lutherische Literatur erblühen. Dann können sie, wenns sein soll, der Kirche wegen schlafen gehen. Noch aber giebt es (anno 1846) keine englisch geschriebenen Bücher unsrer Kirche, nicht einmal eine englische Übersetzung der symbolischen Bücher.“ Über Recht und Pflicht der Trennung von der Ohiosynode äußerte er: „Die Verhandlungen der Synode beweisen, daß der Wille nicht da ist, den Lehren unsrer Kirche sich völlig anzuschließen. Wir haben unsre Leute nicht hinübergeschickt, um in einem Lande voll werdender Verhältnisse sich mit einer unreinen Synode zu schleppen. Wo jedermann baut und pflanzt, wo man ungehindert Neues und Besseres bauen kann, da wäre es meines Erachtens Sünde, wenn man beim Alten, das man beim Anschluß nicht so gekannt, aus verkehrter Rücksicht festhalten wollte. Man muß auch nicht vergessen, daß unsre Brüder durch ihr Verbleiben in der Ohiosynode auch den edelsten Kindern unsrer Kirche in Nordamerika, den ehemaligen Stephanisten in Missouri zc. Ärgernis gegeben hätten, denen man jedenfalls die erste Rücksicht schuldig war, weil Wahrheit und Liebe die innigste Verschmelzung mit ihnen erheischt.“

Missouri ein. P. Walther antwortete folgendermaßen: „Wer auf das Konfordinbuch sich von Herzen gern hat verpflichten lassen, kann unmöglich aus menschlicher Hoffnung auf Segen mit denen an einem Joch ziehen, die auf gewisse deutlich geoffenbarte Lehren kein Gewicht legen zu dürfen meinen. Soll eine lutherische Synode den Keim der Auflösung nicht in sich aufnehmen, so muß auch solche keine Synkretisterei durch ihre Grundregeln ihren Gliedern unmöglich gemacht werden. Was hilft alles Bekennen mit Worten, wenn diesen die That widerspricht? Nein, wir wollen Fleisch nicht für unsern Arm halten. Wir wollen treu die Wahrheit bekennen, dem Reiche Gottes nicht dadurch aufzuhelfen suchen, daß wir von Gottes Instruktion abgehen; wir können die Seelen nicht erlösen, noch die Kirche erhalten: das ist Gottes Sache, Ihm sei und bleibe sie allein befohlen. An uns Haushaltern wird nichts gesucht, als daß wir treu erfunden werden. . . . Lassen Sie uns auch ferner nicht mißtrauisch gegen unsern Gott werden, wenn Er auch zu Zeiten, da wir doch so wenige sind, uns noch sagen läßt: „Des Volks ist zuviel, das mit euch ist.“ Genug, daß wir die Posaune des Evangeliums in unsern Händen und die Fackel des Glaubens in den leeren Krügen unsrer Herzen haben.“

Nachdem auf diese Weise mit den sächsischen Lutheranern in Missouri Fühlung gewonnen war, traten im Mai des Jahres 1846 die Pastoren Dr. Sihler, Ernst und Lochner die Reise nach St. Louis an. Sie empfingen von P. Walther und dem kirchlichen Gemeindeleben in St. Louis den vorteilhaftesten Eindruck. „Ein Mann, durch eine heiße Schule nach innen und außen gegangen, durch andächtiges und fleißiges Forschen in der heiligen Schrift, in den Schriften Luthers und der folgenden edlen Lehrer unsrer Kirche aus den Banden des Stephanismus nach allen Seiten vollkommen befreit, auf den gesunden kirchlichen Standpunkt gelangt, mit vorzüglicher Schärfe des Verstandes und praktischem Blick, sowie mit

der Gabe der Leitung der Gemeinde trefflich begabt, durchaus lauter, aufrichtig und einfältig in seiner gesamten Herzensgesinnung, selbstverleugnend und aufopfernd, wo es die Ehre des Herrn und das Heil der Kirche gilt, fest und klar im Bekenntnisse und dessen praktischen Konsequenzen, kühn und scharf wider mutwillige Fälscher der Wahrheit, geduldig und langmütig wider Unwissende und Irrende.“ — Dies ist das Charakterbild, welches Dr. Sihler von P. Walther unter dem Eindruck der ersten Begegnung mit ihm zeichnete. Auch die lutherische Gemeinde von St. Louis, ihr kirchliches Leben, ihre Opferwilligkeit erschien ihm im günstigsten Licht. Der nächste Zweck der Zusammenkunft der Sendlinge Löhes mit den sächsischen Pastoren war die gemeinsame Beratung und Ausarbeitung von Vorlagen zu einer Synodalverfassung, auf Grund deren die synodale Vereinigung beider Teile erfolgen sollte. Dieser Entwurf wurde auf einer bald darauf erfolgenden Konferenz in Fort Wayne, bei welcher bereits einige 20 Sendlinge Löhes vereinigt waren und zu welcher auch die sächsischen Pastoren Walther und Löber sich eingefunden hatten, einer neuen Beratung unterzogen und mit etlichen Abänderungen angenommen. Die Konstitution, im wesentlichen Walthers Werk, trägt bereits unverkennbar die Grundzüge der „missourischen“ Anschauung von Kirche, Amt und Kirchenregiment an sich, wie es denn überhaupt überraschend ist, Walthers kirchlich-theologischen Standpunkt so bald nach seiner Heilung von den Stephanistischen Irrtümern bereits fertig und abgeschlossen zu finden.

Löhe hatte — neben einigen untergeordneten Ausstellungen — gegen die neue Synodalverfassung ein doppeltes Bedenken. Er vermisse in den Bestimmungen über die Synodalleitung das episcopale Element, sodann erschien ihm auch die völlige Gleichordnung der Gemeindedeputierten mit den Pastoren bedenklich. Er fand diese Verfassungsbestimmungen „demokratisierend“ und „amerikanisierend“.

Nicht als ob er sich gegen die synodale Verfassung der Kirche an und für sich ablehnend verhalten hätte, aber er wünschte dem Synodalpräses als dem primus inter pares eine bedeutendere und einflußreichere Stellung, die eine väterliche Aufsicht und Leitung des Ganzen ermöglichte. Und anstatt einer Laienvertretung gegenüber dem Amte wünschte er eine Wiedererweckung des Diafonats nach Akt. 6. Allein die sächsischen Pastoren in Missouri, bei welchen die Erinnerung an die erst kürzlich überwundene päpstliche Tyrannei eines Stephan noch zu frisch war, traten solchen Gedanken mit einem leicht erklärlichen Mißtrauen entgegen.

„Ich muß gestehen, — schrieb P. Walther an Dr. Sihler — daß ich vor einer eigentlichen Repräsentativverfassung einen gewissen horror habe. In der heiligen Schrift kann ich sie nicht finden. Nun ist's wohl wahr, daß wir Christen in der Verfassung Freiheit haben; aber ich kann mich kaum von der Meinung trennen: je freier die Kirchenregierung in einem Freistaat wie der unsrige ist, desto wirksamer wird sie sein; vorausgesetzt, daß das Wort in aller seiner Kraft in den Gemeinden gepredigt wird, während alles Zwingende, das nicht unmittelbar aus dem Worte fließt, leicht Kenitz hervorrufen und den Grund zu häufigen Separationen legt. Ich habe bisher die Synodalverbindung nicht als eine Konzentrierung der Kirchengewalt betrachtet; ich meinte, sie sollte nur die kirchliche Einigung der Specialgemeinden darstellen, deren Gaben und Kräfte vereinigen zum Kampfe wider eindringendes Verderben in Lehre und Leben, zur Ausführung der das allgemeine Wohl der Kirche betreffenden Werke, zur Erhaltung und Förderung der Einigkeit im Glauben und in der Liebe, zur Erstrebung einer größtmöglichen Gleichförmigkeit in der Liturgie auf dem Wege der Anempfehlung, zur Ermöglichung einer geordneten Bestellung des Ministeriums, zur Konstituierung eines Schiedsgerichts für Prediger und Gemeinden, zu welchem man einen Refkurs nehmen könnte

oder auch nicht u. dergl. Ich meinte, daß alle Sachen, die zur inneren Verwaltung der einzelnen Gemeinde gehören, der verordnenden und richterlichen Gewalt der Synode nicht unterworfen sein sollten.“

Diesen Anschauungen gegenüber vertraten die Neuendettelsauer Sendlinge, namentlich Dr. Sihler, im Anfang die Löhesehen Verfassungsideen nicht ohne Verständnis. Aus Stellen wie Akt. 15, 36; 1 Tim. 1, 3; 5, 20 u. suchten sie die Schriftmäßigkeit und Ersprießlichkeit eines kirchlichen Aufsichtsamtes darzuthun.

Indes der ihnen imponierenden theologischen Überlegenheit Walthers gegenüber ließen sie die Vertretung dieser Gedanken nur zu bald fallen. Ihre Bedenken wegen der Gleichberechtigung der Gemeindepriester in der Synodalversammlung wußte Walthers durch Hinweis auf Akt. 15, wonach man annehmen (!) müsse, daß auch die Gemeinde in der dem Apostelkonzil vorliegenden Frage mit beraten und beschlossen habe, zu beschwichtigen. Ihr Antrag, eine etwas größere Vollmacht in die Hände des Präses zu legen, wurde unter den in Amerika obwaltenden Verhältnissen als unausführbar bezeichnet und abgewiesen. Doch war der Wunsch nach einer synodalen Einigung auf beiden Seiten zu lebhaft, als daß man ihn so leichtthin aufzugeben geneigt gewesen wäre.

Die sächsischen Pastoren in Missouri, damals erst 12 an der Zahl, sahen in dem Beitritt von Löhese Sendlingen, deren Zahl die ihrige bereits um das Doppelte überstieg, und die zum Teil schon ansehnliche Gemeinden im Osten Amerikas bedienten, eine willkommenere Verstärkung ihres eigenen kleinen Heerlagers und eine Erfolg verheißende Förderung der Sache der lutherischen Kirche in Amerika überhaupt. Als P. Walthers Löhese Sendlinge, die Pastoren Ernst und Lochner, zum ersten Male in St. Louis predigen hörte, vergoß er Thränen vor Freude, in ihnen Glaubensbrüder und Bundesgenossen gefunden zu haben. Andernteils fühlten Löhese

Sendlinge das lebhafteste Bedürfnis einer Anlehnung an die in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht tüchtiger geschulten sächsischen Pastoren, durch welche sie — wie einer sich ausdrückte — von der eigenen theologischen Unzulänglichkeit befreit zu werden hofften. Sie hatten nur das Bedenken, ob sie ohne innere Untreue die Vertretung der Vöheschen Gedanken über Kirchenverfassung fallen lassen könnten, und wandten sich deshalb an Vöhe um Rat und Weisung. Vöhe besaß Geistesfreiheit genug, sie unter den obwaltenden Umständen von einer solchen Pflicht zu entbinden. „Die Bedenken der sächsischen Brüder zu heben — schrieb er am 12. Oktober 1846 an Dr. Sihler —, bedürfte mein Gedanke einer Vertretung, welche gegenwärtig jenseits unmöglich ist. Ich schätze aber die Einigkeit viel höher als die Ausführung meiner liebsten Gedanken in dieser Sache. Es ist mein vollster Ernst, daß die Einigkeit auf Grund — nicht aller Worte Luthers (denn die Kirche ist ihm nicht in allem und jedem gefolgt) —, aber auf Grund der Concordia von 1580 die Hauptsache sei. Deswegen entbinde ich auch alle meine Freunde, welche gegen die neue Synodalverfassung einige Bedenken haben, hiermit einer jeden wahren oder geglaubten Verbindlichkeit, etwas anderes geltend zu machen, als in der Konferenz von Fort Wayne angenommen wurde. Sie können meines Ermessens mit voller Seelenruhe der Synode beitreten, und, wäre ich drüben, ich würde auch beitreten.“

Allerdings verwahrte sich Vöhe gleichzeitig gegen die Mißdeutung, als habe er seine eigene Überzeugung in der Sache geändert. „Indem ich aber das sage — fuhr er fort —, habe ich kein Wort von dem zurückgezogen, was ich meine Schüler gelehrt. Ich wünschte es nur aus allem Streit entnommen und der stillen Überlegung und dem Studium der betreffenden Schriftstellen anheim gegeben. Möge bei den praktischen Erfahrungen, die Sie alle machen, das, was die Schrift und die erste Zeit über Verfassung

lehrt, Ihr Augenpunkt sein und Gott verleihen, daß, was seine Kirche ziert und nach außen ihr Form und Gestaltung giebt, auch von Ihnen allen mehr und mehr trotz widerstrebender Verhältnisse erkannt werde, und Sie je länger je mehr den Mut und die einfachen Mittel finden mögen, das Bessere herbeizuführen.“

Auf die einzelnen missourischen Argumente und Einwendungen eingehend bemerkt Löhe sodann, daß die Berufung auf Akt. 15 irrig sei. „Wo steht dort von Deputierten? Die Gemeinde nimmt freien Anteil (an den Verhandlungen), was ihr natürlich zugestanden bleibt, aber von Vertretern der Gemeinden gegenüber den natürlichen und von Gott selbst bestellten Vertretern, den Hirten, ist Akt. 15 keine Rede. Das ist aber der casus, von dem sich's bei Ihnen handelt. In Jerusalem beschließt das Presbyterium im Namen der freiwillig Anwesenden und Abwesenden 2c.“ Auf die gegen seinen Wunsch einer mehr episkopalen Gestaltung des synodalen Regiments erhobenen Bedenken erwidert Löhe: „Mit dem Bischof fängt die Sache nicht an. Aber es muß doch visitiert, ordiniert 2c. werden, und insofern muß, wenn irgend eine Ordnung sein soll, einem Geistlichen, er heiße nun Bischof, oder Inspektor, oder Superintendent 2c., oder für verschiedene Bezirke mehreren Geistlichen, eine gewisse Pflicht, also auch ein Recht, aufgetragen werden. Dazu braucht's aber wieder die Gemeinden nicht. Es ist das meiste erreicht, wenn der Pastor sich visitieren läßt und gehorcht. Auf der Gemeinden Herzukommen kann man ruhig warten.“

Zuletzt schließt Löhe aber doch mit den Worten: „Die Einigkeit ist mir der schönste Punkt in der ganzen Entwicklung der Sache; ehe diese aufgegeben würde, dürfte alles andre weichen.“

Wirklich kam auch auf Grund jener in Fort Wayne entworfenen Vorlage die synodale Vereinigung der sächsischen Pastoren und der Sendlinge Löhes zustande. Im April 1847 hielt „die

deutsche evangelisch-lutherische Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten“ ihre erste Synodalversammlung in Chicago. Eine für beide Teile wichtige und folgenreiche Verbindung war damit geschlossen worden. Hatten die Sachsen den Vorzug einer größeren Vertrautheit mit den amerikanischen Verhältnissen, einer schweren, aber heilsam läuternden Schule der Erfahrung und einer gründlicheren theologischen Durchbildung voraus, so waren sie doch in dem neu entstandenen Verhältnis keineswegs bloß der gebende Teil. Eine ganz objektive Betrachtung der geschichtlichen Thatfachen lehrt, daß erst von dieser Vereinigung an der Aufschwung und die gewaltige Expansionskraft der jetzigen Synode von Missouri datiert. Durch den Anschluß der Sendlinge Böhes wurden die sächsischen Pastoren und Gemeinden aus ihrer numerischen Unbedeutendheit, sowie aus ihrer Isoliertheit im Westen Nordamerikas herausgehoben und ihnen die Gelegenheit gegeben, auch in den gerade damals sich stark besiedelnden östlichen Staaten festen Fuß zu fassen; erst durch diesen Anschluß wurde unter Böhes Vermittlung wieder eine engere Fühlung zwischen ihnen und der heimatlichen Mutterkirche hergestellt und die Teilnahme der lutherischen Kreise Deutschlands für sie erweckt; ganz abgesehen von den bedeutenden materiellen Mitteln, welche Böhes Name und eifrige Fürsprache für sie warb. Beträchtliche Unterstützungen an Geld und an wertvollen theologischen Büchern flossen jahrelang durch seine Vermittlung den Brüdern in Amerika zu. Ein neu gegründetes praktisch-theologisches Seminar in Fort Wayne, sowie die Missionsstationen Frankenmut und Bethanien, von welchen später noch mehr die Rede sein wird, wurden nach kurzer Zeit der Synode von Missouri als Eigentum überlassen und auf diese Weise der Kreis ihrer Thätigkeit, sowie ihr synodaler Besitzstand erweitert. Nicht geringer war, was der Missourisynode durch Böhe oder durch seine Vermittlung zugesandt wurde. Kurz Böhe hatte nicht unrecht, später einmal zu sagen, er dürfe seine

und seiner Mitgenossen Arbeit zu dem jetzigen Stande der Missouri-synode immerhin in ein ähnliches Verhältnis bringen, wie das des Säemanns zur Ernte und dürfe darum auch an dem mächtigen Gelingen und Gedeihen der Missouri-synode sich freuen, wie man sich freuet in der Ernte.“

Schon bevor indes die Vereinigung mit den Sachsen zustande gekommen war, bald nach Lösung des Verhältnisses zur Ohio-synode, war in der amerikanischen Missionsache ein nicht unbedeutender Schritt vorwärts gethan worden in der Gründung des oben bereits erwähnten Seminars von Fort Wayne. Die Errichtung einer solchen Anstalt war, nachdem das Seminar von Columbus für die konfessionell-lutherische Richtung verloren gegangen, ein unbestreitbares Bedürfnis. Die Anregung zu diesem Plan ging von Dr. Sihler, Pastor in Fort Wayne, aus. Löhke hatte in einem Kreis von Freunden den Wunsch ausgesprochen, daß für Amerika „eine großartigere Hilfe“ als bisher eingeleitet werde. Man faßte darauf den kühnen Beschluß, zu diesem Zweck ein Kapital von 50 000 fl. aufzubringen. Dr. Sihler, aufgefordert Vorschläge über die zweckmäßigste Art der Hilfeleistung zu machen, riet vor allem zur Gründung eines deutsch-lutherischen Seminars in Fort Wayne. Löhke ging mit Freuden auf diesen Gedanken ein und stellte als Angeld weiterer Unterstützungen sofort eine Summe von 5000 fl. in Aussicht, wiewohl er im Augenblick nur etwa 700 fl. in Kassa hatte. Die Schüler, welche er selbst und Pfarrer Brod in Auernheim, Löhkes frühesten Mitarbeiter bei der Ausbildung von Nothelfern, bereits eine Zeit lang für Amerika vorbereitet hatte, sollten

Bedürfnis nach geistlichen Arbeitskräften eine raschere Befriedigung erheischte, als dies bei der Forderung eines gelehrten Studiengangs für die Zöglinge möglich gewesen wäre. Den Gehalt für einen oder zwei Lehrer versprach Vöhe auf seine Missionskasse zu übernehmen, auch stellte er in Aussicht, durch Sammlung unter Freunden und Bekannten dem Seminar zu einer Bibliothek helfen zu wollen. Da sich um eben diese Zeit auch etliche wohlbegabte Kandidaten der Theologie aus Hannover in den Dienst des amerikanischen Missionswerkes stellten, so war auch bereits die Frage nach Beschaffung der nötigen Lehrkräfte gelöst. Dr. Sihler erklärte sich bereit, die Direktion des Seminars sowie einen Teil des Unterrichts an demselben unentgeltlich zu übernehmen, und der treffliche Kandidat Wolter wurde sein Gehilfe. So wurde denn Ende Oktober 1846 das Seminar in Fort Wayne mit 11 Schülern zunächst in einer Mietwohnung eröffnet.

Die neue Pflanzschule gedieh sichtlich; bereits nach zwei Jahren konnten 14 fertig ausgebildete Schüler von ihr entlassen werden. Auch die äußeren Verhältnisse gestalteten sich günstig. Es gelang Dr. Sihler, in nächster Nähe der Stadt ein sehr schönes 15 Acres großes Grundstück, auf dem sich ein massiv gebautes steinernes Haus mit verschiedenen landwirtschaftlichen Nebengebäuden befand, und zu dem ein wertvoller Obstgarten, ein hübsch angelegter Gemüse- und Blumengarten, außerdem gutes Acker- und Weideland, von einem munteren Bächlein durchrieselt und mit schattigen Baumgruppen bestanden, gehörte, um den Preis von 2500 Dollars zu kaufen. Andere Vanderwerbungen hatten schon früher stattgefunden.

Zu der Zeit, in welcher diese Besitzerverbung vor sich ging, war das Seminar indes schon der Missouriynode auf deren Bitte zum Eigentum übergeben worden. Vöhe knüpfte die Cession des Seminars nur an die Bedingung, daß es für immer der lutherischen

Kirche durch Erziehung von Predigern und Hirten diene, daß die deutsche Sprache das alleinige Lehrmittel in demselben bleibe und daß es seiner ursprünglichen Bestimmung: eine praktische Pflanzschule von Predigern und Seelsorgern zu sein, treu erhalten und nicht in eine gelehrt-theologische Anstalt umgewandelt werde.

Bezeichnend, weil bereits den Keim der späteren Differenzen ahnen lassend, ist der Schluß der Cessionsurkunde. „Wir haben — schreibt Löhe — mit herzlichem Bedauern bemerkt, daß sich Ihre Synodalkonstitution so, wie sie nun feststeht, dem Vorbild der ersten Gemeinden nicht völlig anschließen konnte, und wir fürchten gewiß mit vollem Rechte, daß die grundsätzliche starke Einmischung demokratischer, independentischer, kongregationaler Principien in Ihre Kirchenverfassung größeren Schaden anrichten wird, als ihn die Einmischung der Fürsten und Obrigkeiten unsrer heimatlichen Kirche gebracht hat. Genaue Kenntnissnahme der vielen Belehrungen der heiligen Apostel über den Organismus der Kirche und der Seelsorge im großen hätte die teuren Brüder aus den Laien ein Besseres lehren können. Verfassung ist ein dogmatisches, aber kein praktisches Adiaphoron. Möge, was das Neue Testament über Verfassung, Organismus und Seelsorge der Gemeinden im ganzen und großen lehrt, ein rechtes Augenmerk des neuen Seminars sein. . . . Will man eine größere zusammenhängende Kirche sammeln, die eine Freistatt gejagter Seelen sei, so muß man dafür sorgen, daß sie eine heilige Form und Gestalt habe, an welcher sie erkannt und gefaßt werden kann.“

Die hier sich bereits ankündigenden Differenzen führten leider bald genug zu einer Spannung und endlich zu einer Lösung des Verhältnisses zwischen Löhe und dem Seminar zu Fort Wayne. Die geffissentliche Betonung ihrer eigenen Überzeugungen in den streitigen Lehren, wozu sich die Missourisynode durch ihren Gegensatz gegen Grabau veranlaßt sah, machte sich auch in dem theologischen

Unterricht im Seminar fühlbar. In den einheimischen Zöglingen des Seminars und den aus der inzwischen ins Leben getretenen Vorbereitungsanstalt in Nürnberg demselben zugesandten Schülern stießen die beiden Richtungen aufeinander, was zu mancherlei Reibungen und Unzuträglichkeiten führte. Und wenn, was ja leicht begreiflich der häufigere Fall war, die deutschen Sendlinge rasch nach ihrer Ankunft in Amerika der im Seminar herrschenden Richtung der Synode zusielen, so konnte es nicht fehlen, daß sie in eine peinliche Stellung zu ihren alten Lehrern in Deutschland gerieten, ja manchmal in dem Eifer von Neubekehrten der schuldigen Pietät gegen dieselben vergaßen, so daß Löhe in einem Brief vom 22. Februar 1851 sich bei Sihler über unehrerbietige briefliche Äußerungen ehemaliger Schüler der Nürnberger Anstalt gegen ihre dortigen Lehrer beschwerte, ja bereits den Plan bewegte, bis zum Austrag des Streits die Absendung weiterer Schüler nach Fort Wayne zu sistieren. Sihler, der in seiner Stellung als Vorstand des Seminars in Fort Wayne von dem drohenden Konflikt am unmittelbarsten berührt werden mußte, ließ es sich ein großes Anliegen sein, den Riß zu verhüten. Allein bei aller Lauterkeit und Herzlichkeit der Gesinnung, die seine Briefe atmen, konnten seine Bemühungen nicht gelingen, da er selbst bereits völlig in der missourischen Doktrin gefangen war. Noch erhoffte er ein günstiges Resultat von der Besuchsreise der beiden missourischen Deputierten Walthers und Wynnecken in Deutschland und ihren mündlichen Verhandlungen mit Löhe. Allein auch diese Hoffnung ging leider nicht in Erfüllung. Doch davon werden wir später zu berichten haben.

Ebenso versparen wir uns auf einen späteren Ort die Mitteilungen über eine andere Anstalt, welche der Gründung des Seminars in Fort Wayne ihre Entstehung verdankte, nämlich die oben schon einmal gelegentlich erwähnte „Missionsvorbereitungsanstalt“

in Nürnberg, das Samenkorn, aus welchem die jetzt noch blühende Neuendettelsauer Missionsanstalt erwachsen ist.

Zunächst liegt es uns ob, über zwei andere Unternehmungen, durch welche der ursprüngliche Plan des amerikanischen Missionswerks erweitert wurde, zu berichten, nämlich über die Missionsthätigkeit unter den Indianern und über die Kolonisation in Michigan.

---

## Zweites Kapitel.

### Indianermiffion und Kolonifation.

Wir faffen diefe beiden Zweige der amerifanifchen Thätigkeit Löhes in einer Ueberschrift zufammen, wie ja auch in Löhes Geift diefe beiden Unternehmungen in der engften Beziehung zu einander gedacht waren. Urfprünglich wenigftens ftand der Kolonifationsgedanke ganz im Dienft der Heidenmiffion. Die Verbindung der inneren mit der äußeren Miffion war von Löhe ſchon beim Beginn des amerifanifchen Werkes ins Auge gefaßt. „Innere Miffion führt uns zu der äußeren“ lefen wir ſchon in Nr. 6 des erften Jahrgangs der kirchlichen Mittheilungen. Es war von Anfang Löhes innigfter Wunſch, daß die deutſch-lutheriſche Kirche Nordamerikas ein Segen der heidniſchen Indianer dieſes Landes werden möchte. Die Lage der neu gegründeten lutheriſchen Gemeinden in der Nähe der ausgedehnten Indianerniederlaſſungen in Michigan und Indiana ermutigte zu dieſem Unternehmen und gab dem Plan Löhes Form und Geſtalt. Nicht einſame Miffionare ſollten ausgeſandt werden, ſondern eine ganze Miffionsgemeinde ſollte ſich in nächſter Nähe des Miffionsfeldes anfiedeln; ihr Paſtor ſollte zugleich Heidenmiſſionar ſein und alſo aus der Mitte bereits beſtehender Chriſtengemeinden heraus Heidenmiffion getrieben werden. Gewiſſe dogmatiſche Bedenken, die ſich auf die Frage nach der Ordination und dem kirchlichen Beruf von Heidenmiſſionaren bezogen, (Bedenken, die bei uns gar nicht einmal mehr gefühlt, geſchweige gewürdigt werden) ſchienen ſo auf die einfachſte Weiſe ſich zu heben, und außerdem

schien von der Verbindung von Mission und Kolonisation für erstere das kräftigste Gelingen und für letztere der Segen einer besonderen geistlichen Hebung zu erwarten.

Zur Ausführung des Gedankens gab Gott die rechten, für die Sache begeisterten und befähigten Leute. Es weilte damals in Löhes Haus ein Cand. phil. A. Crämer aus Franken, ein begabter, des Englischen völlig mächtiger Mann, der nach manch wunderlichen Lebenswegen und Schicksalen sich entschlossen hatte, seine Lebenszeit und Kraft dem nordamerikanischen Werke zu widmen. In ihm glaubte Löhe den berufenen Leiter der zukünftigen Kolonie gefunden zu haben. Ein damals in Löhes Hause dienender wackerer Knecht bot sich an, als Kolonist nach Michigan zu gehen; von ihm aus kam der Gedanke an andere, und bald war ein Häuflein junger fränkischer Landleute beisammen, die bereit waren, unter Crämers Führung die Heimat zu verlassen und in Michigan sich anzusiedeln, um dort als Missionsgemeinde der Mission unter den Indianern zum Ausgangs- und Stützpunkt zu dienen. Es war ein Häuflein Auswanderer von besondrer Art. Keinerlei irdische Not drängte sie, aus ihrem Vaterlande auszugehen; sie hatten in der alten Heimat, an der sie mit treuer Liebe hingen, ihr genügendes, zum Teil reichliches Auskommen gehabt. Ein göttlicher Gedanke war es, der sie befehlte und zusammenschloß. Ihrer Mehrzahl nach geistliche Kinder Löhes erhoben sie sich, was christliche und kirchliche Gesinnung anlangt, bedeutend über den religiösen Standpunkt der großen Masse der Auswanderer,\*) so daß Löhe in einem Briefe

---

\*) Wir können es uns nicht versagen, als Beweis für die christliche Gesinnung und Bildung dieser Auswanderer den selbstverfaßten Lebenslauf des oben erwähnten ersten Kolonisten mit unwesentlichen Abkürzungen mitzuteilen.

Ich, Lorenz, wurde geboren den 4. März 1817 und am darauf folgenden Tage durch die heilige Taufe wiedergeboren. Sieben Jahre verlebte ich bei meinen Eltern, dann starb mein Vater, und ich wurde ein Waise. So wuchs ich mit

an sie sagen konnte: „Meine teuren Kinder, die ich jahrelang mit Milch und süßer Kost, ja auch mit der Speise der Erwachsenen genährt habe, Ihr seid mein Brief an die Heiden.“ An ihrem

---

meinen sieben Geschwistern unter manchem Leid heran, meine Mutter blieb Witwe. Im Jahre 1830 wurde ich konfirmiert, und empfing das heilige Abendmahl; der Unterricht machte leider keinen großen Eindruck auf mich, ich lernte nicht mehr, als wie Jakobi 2 steht. Dann verlebte ich mehrere Jahre, und genoß die Freuden dieser Welt, ja wenn ich sagen darf, die Leiden dieser Welt, bis zum Jahr 1839. Dann kam Unruhe in meine Seele durch einen Kameraden, ich besuchte mit ihm die Kirche in Neuendettelsau; dann entstand ein Krieg in mir, aber die Welt und der alte Mensch, das Fleisch, suchten den Sieg davon zu tragen; ich verlebte noch einige Jahre in der Unruhe meiner Seele, weil ich dem Ruf des guten Hirten nicht folgen wollte, aber der barmherzige Heiland läßt sein verlorenes Schäflein nicht, und da ich den Stab Sanft nicht fühlen wollte, so schwang er den Stab Wehe über mich, ich kam dann in große Anfechtung; ich erkannte meine Sünde, sah aber keinen Helfer, ich heulte vor Unruhe meiner Seele Tag und Nacht, ich winselte wie ein Kranich. Die Angst meiner Seele war so groß, daß sie mich oft in Flur oder Haus jagte, wie ein Jäger das Wild. In meiner Not schrie ich zum HErrn, aber Er hörte mich nicht, und so mußte ich die Qualen der Hölle eine geraume Zeit fühlen. Kein Helfer war zu finden auf der ganzen Welt, ich glaubte verloren und verstoßen zu sein, aber der am Kreuz auch für mich hing und blutete, sagte: nein, sondern Er habe mich nur einen kleinen Augenblick verlassen. Der das Schreien der Raben hört, der hörte auch mich wieder, der barmherzige Samariter ergriff mich bei der Hand, und führte mich in die Herberge nach Neuendettelsau, und dieser Herbergsvater nahm sich meines Jammers und Elends herzlich an; er verband meine verwundete Seele und goß den Balsam des göttlichen Wortes darein. Er pflegte mein treulich und begoß mein von der Anfechtung verdorrtes Herz immer und immer, daß mich die Hitze der Anfechtung nicht gar verzehrete. Er unterrichtete mich im Worte Gottes, und so kam der Friede Gottes auf mein verdorrtes Herz und erfrischte mich wie der Tau aus der Morgenröthe, und so wuchs ich dann als ein neugeborenes Kind heran, und da nun die Zeit kam, wieder fort zu gehen, und ich noch schwach war im Glauben, so nahm sich dieser Herbergsvater abermals meiner an, und dingte mich zu seinem Knecht, so blieb ich denn 2½ Jahre in dieser Herberge; Gottes Wort lernte ich da schätzen, daß ich wohl mit

persönlichen Christenwandel und gottesdienstlichen Leben sollten die heidnischen Indianer mit Augen schauen können, „wie schön und gut es bei Jesu sei.“ Am 20. April 1845 schiffte sich das Auswandererhäuflein unter seinem von Dr. Kliefoth in Schwerin ordinierten Pastor Krämer in Bremerhaven ein. Nach einer ziemlich langen (50tägigen), zeitweilig gefährlichen Seereise traf die Kolonie in New-York ein, um dann ohne Aufenthalt landeinwärts zu ziehen. Der damalige Präses der Michigansynode, P. Schmidt in Ann Arbor, hatte mit einem andern kundigen Mann in der Grafschaft Saginaw einige zur Kolonisation geeignete Plätze ausgesucht, und bald erhob sich auf einem derselben, der zur Ansiedlung gewählt wurde, die erste fränkische Kolonie: Frankenmut am Caß-River in Saginaw-County, Michigan.

Die Grafschaft Saginaw liegt in der südlichen der beiden Halbinseln, aus welchen der Staat Michigan besteht. Ungefähr in der Mitte derselben bildet die Saginaw-Bai, zum Huronsee gehörig, einen Einschnitt in die Halbinsel und nimmt die Wasser des Saginaw-Gebietes, des bedeutendsten Flußsystems von Michigan, in sich auf. Der aus der Vereinigung aller dieser Gewässer entstehende Saginawfluß durchzieht eine äußerst walddreiche, fruchtbare aber flache und niedrige Landschaft. In dieser Gegend an dem obengenannten Nebenflusse des Saginaw, dem Caß-River, etwa fünf Stunden von

---

David ausrufen darf: Dein Wort ist mir lieber denn viel tausend Stück Gold und Silber. Die Welt lernte ich immer mehr kennen, daß sie eine Betrügerin und Seelenmörderin ist. Gott sei Lob und Dank, daß Er mich errettet hat aus der Obriqkeit der Finsternis und hat mich veretzt in das Reich Seines lieben Sohnes.

So will ich denn im Namen des dreieinigen Gottes gehen, meine Herberge verlassen und hinüber über das Meer. Gott sei Lob und Dank, daß Er mich in diese Herberge geführt hat. Gott segne ferner meinen Herbergsvater, und lasse ihn in jenem Leben leuchten wie die Sonne immer und ewiglich.

Saginaw City, ließen sich die ersten Kolonisten nieder, nachdem sie 680 Acres Land um 1700 Dollars angekauft hatten.

Die Anfänge der Kolonie waren mühselig. Die Klärung des Urwalds schuf harte Arbeit. Dazu war das Eingewöhnen eine schwere Sache. Alles mutete den deutschen Ankömmling so fremdartig an: nicht nur die Menschen, ihre Sprache, ihre Lebensweise, sondern auch die Landschaft mit ihrem von deutschen Gegenden so gänzlich abweichenden Charakter. „Man kann — schrieb später ein Kolonist — sich in Deutschland gar keinen Begriff von dem Ansehen einer nordamerikanischen Landschaft machen. Der Anblick ist so armfelig und traurig, daß die Leute, wenn sie hereinkommen, oft mit großen Erwartungen von dem herrlichen Lande, in Thränen ausbrechen und sich gar nicht zufrieden geben wollen. Da ist durch den Wald kein Weg, sondern über umgefallne Bäume, durch Dickicht und lange Sümpfe, durch die man nur mühsam auf hingestürzten Stämmen kommen kann, führt der Weg in die Ansiedlung. Eine öde Stille herrscht in diesen Wäldern, welche nur bisweilen durch das unheimliche Ächzen einer Eule oder das Pfuschzen der Eichhörnchen oder einen Wildruf unterbrochen wird. Singvögel giebt es gar nicht. Endlich nachdem man sich todmüde gewatet, geklettert und gestolpert hat, kommt man an eine Ansiedlung. Da sieht es auch traurig aus. Ein freier Platz, von einem Zaune von kreuzweise übereinander gelegten Kiegeln eingefriedigt; in der Mitte eine elende Hütte, von unbeschlagenen Blöcken aufgeführt. Das elendeste Dorf in Deutschland hat Paläste dagegen.“

Doch nach den ersten Jahren harter Arbeit entwickelten sich in der neuen Kolonie gedeichlichere Zustände, ja es erblühte bald ein gewisser Wohlstand und Behaglichkeit des äußeren Lebens. Die Mehrzahl der Eingewanderten würde keine Lust mehr gehabt haben, die neue Heimat mit dem alten Vaterlande zu vertauschen, wenn auch in dem in Kolonistenbriefen häufig wiederkehrenden Urteil:

„Besser ist's in Amerika, aber schöner ist's in Deutschland“ ein gewisser elegischer Ton nicht zu verkennen ist.

Die kirchlichen Verhältnisse der neuen Kolonie waren durch eine von Löhre verfaßte und von der Gemeinde angenommene Kirchenordnung geregelt. Einige der wichtigsten Bestimmungen derselben seien hier ausgehoben.

Der erste Abschnitt handelt „von der Lehre und Kirche.“ Hier heißt es: „Wir bekennen uns zu allen Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche. Unsre Prediger und Schullehrer beschwören den vollen Inhalt der lutherischen Concordia von 1580, nicht bloß (mit) quatenus, nicht bloß aus Furchtsamkeit und Gehorsam, sondern aus eigener innigster Überzeugung. Unsre Prediger und Schullehrer predigen und lehren deutsch ohne Ausnahme. Wir gründen eine immerwährend deutsche Gemeinde.“ Der zweite Abschnitt handelt „von der Berufung der Lehrer.“ Hier sind die wichtigsten Bestimmungen folgende. „Die Pfarrei wird im Erledigungsfall durch den Präses der Synode ausgeschrieben. Derselbe veranstaltet die Konstituierung eines Wahlausschusses, zu dessen Wahl sämtliche Konfirmierte beiderlei Geschlechtes ihre Stimme abgeben. Zur Wahl des zu berufenden Geistlichen versammelt sich der Ausschuß mit dem Synodalpräses oder dessen Stellvertreter. Während der Wahlverhandlung ist die Gemeinde unter Leitung eines benachbarten Pfarrers zum Gebet um den heiligen Geist in der Kirche versammelt. Nachdem der Gemeinde das Resultat der Wahl bekannt gemacht ist, singt man das Te Deum laudamus deutsch und die Gemeinde wird nach einem Gebet für den Neugewählten entlassen.“ Im dritten Abschnitt ist für den Fall der „Entlassung eines Pfarrers oder Kirchendieners das Nötige vorgelesen.“ Wichtig ist hier folgende Bestimmung: „Ist ein bereits eingefetzter Pastor oder anderer Kirchendiener überwiesen, daß er unwürdig oder untüchtig sei, so kann ihn die Gemeinde nicht entlassen, sondern sie bringt ihre Klage bei dem Präses der Synode an. — Stimmt die Gemeinde mit dem Urteil des Präses nicht überein, so kann sie vor der Synode denselben zur Rechenschaft ziehen.“ Der vierte und sechste Abschnitt enthält Bestimmungen über die Pfarrbesoldung z., von welchen wir nur folgende hervorheben. „Das Pfarrgut entsteht durch freiwillige Schenkungen an Land und Kapital, durch Vermächtnisse, Gaben u. s. w. Die Accidentien werden nur für solche Amtshandlungen entrichtet, welche um einzelner Personen willen verrichtet werden. Obwohl gegen das richtig verstandene Beichtgeld nichts einzuwenden ist, so wollen wir es doch nicht

zulassen.“\*) Im fünften Abschnitt, der vom Kirchengut handelt, wird festgesetzt: „Jeder Kolonist bestimmt ein Stück des von ihm erkaufteu Landes zum Kirchengut. Der Ertrag des Klingenbeutels ist zum Kirchengut bestimmt. Von den Überschüssen des Kirchenguts sollen die Armen der Gemeinde bedacht werden. Die Armen sind die nächsten Anverwandten der Kirche. Der siebente Abschnitt enthält Anordnungen über die Visitation; der wichtigere achte handelt von der Exkommunikation und der öffentlichen Absolution. Die wichtigsten Bestimmungen sind folgende: „Die Exkommunikation von der Gemeinde geschieht nach Anwendung der gradus admonitionum unter Vorwissen und Billigung des Synodalpräses durch den Pfarrer, öffentlich und feierlich. Zurückstellung vom heiligen Abendmahl ist in des Pfarrers Ermessen zu geben, obwohl er dem Präses und dieser der Synode auch in diesen Dingen verantwortlich bleibt. Der öffentlichen Exkommunikation folgt bei eintretender Reue des Exkommunizierten öffentliche Abbitte\*\*) gegen die Gemeinde und öffentliche Absolution.“ Aus dem neunten Abschnitt, der von Ehesachen handelt, sind nachfolgende Festsetzungen beachtenswert: „In unsrer Gemeinde kann kein Glied eine gemischte Ehe schließen. Heimliche Verlobungen, welche ohne Vorwissen der Eltern und Vormünder geschlossen sind, gelten in unsrer Gemeinde nicht. In unsrer Gemeinde ist es verboten, die 3 Mose 18 und 20 verbotenen Personen zu ehelichen. Wir dehnen jedoch zur Schonung der Gewissen und um der bösen Zeit willen die Verbote nicht auf die analogen Grade aus. Für Glieder unsrer Gemeinde giebt es nur einen Scheidungsgrund, nämlich die Hurerei Matth. 19. Unrechtmäßig geschiedene oder wegen Schuld geschiedene Personen können nicht wieder heiraten.“\*\*\*) Aus dem zehnten Abschnitt, in welchem von der Gottesdienstordnung gehandelt wird, seien die beiden folgenden Paragraphen herausgehoben: „Wir üben sämtlich die Privatbeichte und verlangen die Privatabsolution.“†) Am Sonntag stehen wir freiwillig von jeder weltlichen Arbeit ab, die nicht von Not und Liebe gebieterisch erheischt wird. Der erste Abschnitt enthält Bestimmungen über die Schule, der

\*) Die 1850 entworfene R.=D. von Frankenhilf läßt das Beichtgeld als Dankopfer der freien Liebe zu.

\*\*) Die Frankenhilfer R.=D. schaltet hier ein „mindestens durch den Mund des Pfarrers.“

\*\*\*) Die Frankenhilfer R.=D. schaltet hier den § ein: Wer eine Jungfrau zur Hurerei verführt, der soll sie zum Weibe haben.

†) Die Frankenhilfer R.=D. läßt es jedem Beichtkinde frei, sich nach Bedürfnis seiner Seele der allgemeinen oder Privatbeichte zu bedienen.

zwölfte Abschnitt besteht nur aus einem Paragraphen, der also lautet: „Abfall von unsrer Konfession zieht die Nothwendigkeit nach sich, unsre Gemeinde zu verlassen. Wir gründen eine politische Gemeinde, die nur aus Lutheranern besteht.“

Die vorstehenden Auszüge aus der Frankennuter Kirchenordnung beweisen jedenfalls, daß dieselbe ziemlich hohe sittliche Anforderungen an das persönliche Christenleben wie an das kirchliche Gemeinschaftsleben stellte. Wenn auch die Wirklichkeit hinter dem Ideal zurückblieb, so muß doch anerkannt werden, daß das kirchliche Leben der Frankennuter Gemeinde, namentlich in den gehobeneren Anfangszeiten, auf einer erfreulichen Höhe stand. Ihr Seelsorger, ein nüchterner Mann, konnte seiner Gemeinde das Zeugnis geben: „Im ganzen ist der Stand der Gemeinden gut, besonders hier. Grüne Fluren, ja weiße Erntefelder dehnen sich immer weiter aus. Käme ein nicht ganz feindseliger Beobachter von Deutschland herein und sähe das Resultat — er ginge wohl nicht mit Unrecht als ein Lobredner der hiesigen Verhältnisse davon, da das englische Gift noch wenig in unsre Marken gedrungen ist und einen ein gesundes deutsches kirchliches Leben in junger Blüte anlacht, so daß, wenn nur das kommende Geschlecht der Väter Erbe treu bewahrt, zu hoffen steht, daß die hiesigen Gemeinden ihren verirrtten Stammes- und Glaubensbrüdern in diesem Lande noch mit Gottes Hilfe werden als Lichter leuchten können gleich den wackeren sächsischen Gemeinden, die als eine wohlgeordnete Phalanx dastehen.“ — Der Kirchenbesuch in Frankennut war ein fleißiger. In dem von den Kolonisten erbauten Blockkirchlein wurden täglich Morgen- und Abendgottesdienste gehalten. Fast jeden Sonntag fanden sich zahlreiche Kommunikanten zum Tisch des HErrn. — Die ersten Ansiedler in Frankennut hatten, um die Freude am heimatlichen Glockenton in den Prairien Amerikas nicht entbehren zu müssen, aus der Heimat zwei Glocken mitgebracht. Auf einer dieser Glocken war das Bild des Märtyrers Laurentius angebracht, zum Andenken

an die berühmte Laurentiuskirche der fränkischen Heimat und zugleich zur Erinnerung an den ersten, welcher den Gedanken einer Missionskolonie erfaßte und sich zur Ausführung entschloß (Korenz L.); und unter dem Bilde befand sich die Umschrift: „Concordia (1580) res parvae crescunt,“ anzudeuten, daß das Festhalten an dem Bekenntnis der lutherischen Kirche der Grund aller Eintracht und die Bedingung alles inneren und äußeren Wachstums der Kolonie sei und sein solle.

Schon im nächsten Jahr bekam die Kolonie ansehnlichen Zuwachs durch Zuzug von fast 100 neuen Ankömmlingen aus Deutschland, und nach sechs Jahren zählte sie schon über 80 Block- und Framehäuser, besaß eine eigene Säg- und Mahlmühle, einen Arzt, drei Kaufleute, durch welche alle Landesprodukte verwertet werden konnten, und eine eigene Post.

Auch ihres freiwillig übernommenen Missionsberufes blieb die Gemeinde eingedenk und suchte daher gleich von Anfang an Beziehungen mit den Indianern anzuknüpfen. Das erste, was in Frankennut zum Heil der Heiden geschah, war die Errichtung einer Schule für Indianerkinder, in welcher P. Krämer und der Frankennuter Lehrer Fleßa mit Hilfe eines Dolmetschers den Unterricht erteilten. Bereits am Weihnachtsfest 1846 konnten die drei ersten Heiden getauft werden: ein Indianerjüngling von 17—18 Jahren, Namens Abuiquam, der in der Taufe den Namen Abraham nach seinem eigenen Wunsche bekam (er wünschte nämlich auch ein „Glaubensvater“ für viele seiner Volksgenossen zu werden), sowie seine beiden Schwestern, welche in der Taufe die Namen Magdalena und Anna erhielten. Die in der Nähe streifenden Banden der Häuptlinge Sanaban und Bemassiké wurden öfters besucht. Blieben auch die Alten für ihre Person zunächst dem Christentum abgeneigt, so überließen sie doch gern ihre Kinder dem Missionar zur Pflege und Erziehung. Wohl drängten sich auch hier die Methodisten ein

und suchten in den Herzen der Indianer Mißtrauen gegen ihre deutschen Freunde zu säen. Sie schämten sich nicht, Lügen zu verbreiten wie die, daß die Christen in Frankennut Schlangenanbeter seien, weil sie in ihrer Kirche ein Kreuzifix hatten, auf welchem zu Füßen des Kreuzifixus eine Schlange mit zerknirschtem Kopfe dargestellt war. Auch später noch suchten sie die kaum dem Christentum gewonnenen Seelen durch die unwürdigsten Umtriebe ihren Lehrern abspenstig zu machen. Die Indianer fühlten aber doch bald den Unterschied zwischen den lutherischen und den methodistischen (englisch-redenden) Missionaren heraus. „Animah (die Deutschen) gut, Tshimokoman (die Englischen) nicht gut“ pflegten sie oft zu sagen. Das lärmende, aufgeregte Wesen der methodistischen Befehrungsweise und Andachtsübungen, welches dem lebhaften und leidenschaftlichen Temperament des südamerikanischen Negers so sympathisch ist, stieß den würdevollen, mit dem Ausdruck seiner Empfindungen an sich haltenden Ernst des Indianers ab. Der Häuptling Bemassiké sagte einmal in Gegenwart des Missionars Baierlein zu seinen Stammesgenossen: „Es kommen zuweilen Vögel von unsrer Farbe hieher und bringen neue Dinge, die nicht gut sind. Wenn ihr diesen Weg einschlagen, so heulen und euch so gebärden solltet wie sie (er meinte damit das wilde Gebaren der Methodisten), so würde mir das sehr wehe thun. Hingegen würde es mich freuen, wenn ihr alle in der Weise unterrichtet würdet, wie mein Bruder hier (der Missionar) euch unterrichten will, und wie ich ihre Weise an ihrem Ort und ihre Gottesdienste in Frankennut und auch in Detroit gesehen habe.“

So schien sich denn für die Frankennuter Missionsgemeinde eine Thür zu den Indianern zu öffnen. Freilich großen Hoffnungen durfte man sich nicht hingeben.

Es ist ja bekannt, mit welchen besonderen Schwierigkeiten die Mission unter den Indianern zu kämpfen hat. Da ist vor allem

der Stolz des natürlichen Menschen, der bei dem Indianer noch gesteigert ist durch das Bewußtsein von der vermeintlichen Überlegenheit seiner Rasse über alle andern, als ein großes Hindernis zu nennen. Der Indianer hält sich für den Liebling des großen Geistes.\*)

Ein zweites Erschwernis der Mission unter den Indianern ist ihre schweifende Lebensweise, ihr Mangel an festen Wohnsitzen, ihre Abneigung gegen den Ackerbau und ihre Abschließung gegen den

---

\*) Charakteristisch ist in dieser Beziehung eine von Missionar Baierlein mitgetheilte, bei den Seminolen in Florida sich findende Sage über die Entstehung des Menschen:

„Der große Geist schuf die Menschen also. Er nahm etwas Staub in seine Hand, mischte und trocknete ihn. Hierauf blies er ihn an, warf ihn aus seiner Hand — und der große Geist war traurig. Der Mann, den er geschaffen, sah schwach und kränklich aus; er war weiß. — Der große Geist sah ihn an und sprach: Weißer Mann! ich habe dir das Leben gegeben; doch bist du nicht das, was ich eigentlich wollte. Doch will ich dir das Leben nicht nehmen. Tritt zur Seite! — Der große Geist mischte den Staub von neuem, trocknete ihn und blies ihn an — und war wieder bekümmert. Der Mann war schwarz und häßlich, und darum befahl er auch ihm, zur Seite zu treten. — Der große Geist mischte den Staub von neuem, blies ihn an und — lächelte, denn vor ihm stand ein roter Mann. Langsam sanken nun durch eine Öffnung drei Kisten herab. Der große Geist sprach: Diese drei Kisten enthalten die Werkzeuge, womit ihr euch euren Lebensunterhalt verschaffen sollt. — Weißer Mann, du bist nicht mein Liebling, doch habe ich dich zuerst geschaffen, darum öffne zuerst die Kisten und wähle! Der weiße Mann wählte die Kiste, welche Federn, Tinte, Papier und all die Dinge enthielt, die die weißen Leute zu gebrauchen pflegen. Dann wandte sich der große Geist zum roten Mann und sagte lächelnd zu ihm: Komm, mein Liebling und wähle! Der rote Mann wählte eine Kiste voll von Biberfellen, Bogen, Pfeilen und allen den Dingen, welche die Indianer gebrauchen. Darauf sprach der große Geist zum schwarzen Mann, indem er auf die letzte Kiste zeigte: Du kannst diese nehmen! Sie war voller Hacken und Äxte und all der Dinge, welcher sich die schwarzen Männer bedienen, wenn sie für den roten und den weißen Mann arbeiten.“

civilisatorischen Einfluß europäischer Kultur. — Das größte Hindernis eines gedeihlicheren Erfolgs der Indianermission ist aber die Behandlung, welche die Indianer von den Weißen erfahren haben und noch erfahren. Seit ihrer ersten Berührung mit den Weißen ist die Geschichte der Indianer eine Leidensgeschichte. Aus ihren Wohnsitzen, von den Gräbern ihrer Väter, aus den ihnen angewiesenen Reservationen trotz der feierlichst beschworenen Verträge immer wieder verdrängt, oft mit blutiger Grausamkeit verfolgt, den schamlosesten Betrügereien der Indianeragenten preisgegeben, haben sie allmählich einen Zündstoff des Mißtrauens und Hasses gegen den weißen Mann in ihrer Brust aufgehäuft, der gar manches Mal schon in verheerenden Ausbrüchen sich entlud. Man möchte sich in der That wundern, daß die Missionare überhaupt noch Eingang zu den Herzen der Indianer finden. Und doch füllt die missionierende Thätigkeit der Kirche unter den Indianern kein unrühmliches Blatt der Missionsgeschichte. Auch die von Löhe ausgegangene Mission war nicht ohne Frucht, aber „die Frucht blieb nicht.“ Anfangs zwar schien das Werk zu gedeihen. Um Pfingsten 1848 durfte Erämmer bereits das neunzehnte Heidenkind taufen. Mit großer Aufopferung widmeten er und seine Frau sich der leiblichen und geistlichen Pflege der Indianerkinder. Als ihm allmählich die Last seines Doppelberufes zu schwer wurde, verlangte und erhielt er einen Helfer an dem nachmals durch seine Wirksamkeit in Ostindien bekannt gewordenen Missionar Baierlein. Derselbe traf im Frühjahr 1847 in Michigan ein. Er baute sich ein Blockhaus zu Frankenmut und nahm die Indianerknaben zu sich, richtete auch mit Hilfe eines Dolmetschers einen indianischen Gottesdienst ein. Doch sah er bald ein, daß es zu einer gedeihlichen Wirksamkeit unter den Indianern notwendig sei, daß er seinen Aufenthalt in ihrer Mitte nehme. Die Gelegenheit fügte sich. Der Häuptling Bemassiké traf zum Besuch in Frankenmut ein. Missionar Baierlein verkehrte

viel mit ihm, und bei seiner Abreise von Frankennut lud Bemassité den Missionar ein, ihn in seinem Orte: Shinguagunshkom zu besuchen. Als Baierlein dieser Einladung folgte, machte der Häuptling ihm zu seiner freudigsten Überraschung den Vorschlag, seinen Wohnsitz unter den Indianern seines Stammes aufzuschlagen. Er versammelte zu diesem Zwecke seine Männer zu einer Beratung. Als alle versammelt waren, trat der Missionar aus dem Wigwam des Häuptlings heraus und hielt an die Anwesenden eine kurze Ansprache etwa folgenden Inhalts: „Ihr wisset, daß Kishemanito (der große barmherzige Geist) diese Welt geschaffen hat und alles, was darinnen ist. Aber wir können ja nicht darinnen bleiben, sondern müssen davon wie unsre Väter. In jener Welt nun kommen die Guten zu Kishemanito, wo ewige Freude ist. Die Bösen aber müssen zu Machimanito (dem Teufel), wo keine Freude ist, sondern lauter Elend und Tod. Kishemanito aber hat seinen einigen Sohn gesandt, damit Er uns von der Gewalt des Teufels erlöste und zu Kindern Gottes machte. Durch Ihn könnt auch ihr alle die ewige Freude erlangen. Und den Weg dazu wollte ich euch zeigen, wenn ich herkäme. Das ist das eine. Das andre aber ist, daß ich eure Kinder unterrichten würde, damit sie Lesen, Schreiben, Rechnen zc. lernten. . . .

„Dieses beides wollte ich thun, wenn ich unter euch Wohnung machte. Dafür würde ich aber auch zwei Dinge von euch verlangen: 1. daß ihr mir eure Kinder zum Unterricht schickt, 2. daß ihr selbst euch des Sonntags bei mir versammelt, damit ich euch den Weg zum ewigen Leben weisen kann. Denn Gott hat befohlen, allen das Evangelium zu verkündigen und verheißen, daß, wer da glaubet und getauft wird, selig werden soll. Um deswillen hat Er auch einen Tag bestimmt, da Er richten wird die Lebendigen und die Toten. Da werdet auch ihr und ich vor Seinem Richterstuhl erscheinen. — Nun beratet euch und laßt mich wissen, ob ihr

Gottes Wort unter euch dulden und das Verlangte thun wollt oder nicht.“

Nun folgte eine längere Pause. Darauf sagte der Häuptling in tiefem Tone: „Entschließt euch und antwortet.“ Der Älteste unter ihnen, Afinis, der kleine Stein mit Namen, erwiderte: „Wir haben gar nichts zu antworten, wir warten darauf, was du sagen wirst.“ „Nun“ — sagte der Häuptling, — „ich für meine Person freue mich sehr, daß mein Bruder hier unter uns wohnen will, und daß wir Gelegenheit haben sollen, Kishemanitos Wort zu hören. Ich will mich gern dazu einstellen und will auch meine Kinder zum Unterricht schicken. Ich habe zwar wenig mehr zu sagen; ich bin ein alter Mann und werde bald meinen Vätern nachfolgen. Ich möchte aber diese Sache beendet wissen; ich möchte mein Volk auf einem guten Weg sehen, ehe ich sterbe. Ich möchte bald ein Schulhaus hier erbaut sehen. Ich wünsche, daß mein Bruder bald unter uns wohnete. Das ist's, was ich sagen wollte.“ Nindikit. (Ich habe geredet). „Aouh“ grunzte es von allen Seiten.

Darauf redete der Missionar wieder, einige Männer sagten ihre Meinung, und zum Schluß gab es ein allgemeines Händeschütteln so kräftiger Art, daß es der Missionar bis in die Schulter hinauf fühlte. Damit war die Versammlung geschlossen.

Mit Hilfe etlicher Frankenmutter errichtete Baierlein nun ein Blockhaus, 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, welches nicht bloß zum Wohnhaus für ihn und seine Familie, sondern auch als Schulhaus und Kirche dienen mußte. Er verfaßte ein Buchstabier- und Lesebuch in der Chippewaynsprache; biblische Geschichten Alten und Neuen Testaments bildeten die Lesestücke. Dieses Büchlein machte unendliche Freude. Die Kinder lernten mit Lust und hatten bald die edle Lesekunst erlangt. Daheim lasen sie ihren Eltern — oft noch mit vielem Stammeln — die wunderbaren Geschichten vor, die in dem Büchlein standen. Da

begann es sich auch unter den Alten zu regen, und vieler Herzen gingen auf.

Sonntags hielt der Missionar Gottesdienst. Aber diese gottesdienstlichen Versammlungen waren fürs erste ziemlich urwäldlicher Art. Alt und jung saß durcheinander. Die Knaben unarteten, die Kinder spielten und schrieken laut dazu. Noch lauter schrieken die Mütter, daß die Kinder ruhig sein sollten. Die Weiber plauderten mit ihren Nachbarinnen, die Männer schmauchten ihre Friedenspfeifen. Von Wirkung des Worts war anfangs nichts zu spüren. In aller Gemütsruhe erklärte ein Indianer nach einer Predigt dem Missionar: er hasse ihn zwar nicht, aber er werde seinem Räte nicht folgen. Ein anderer, zu Bemerkungen über die Predigt aufgefordert, fragte den Missionar, was es mit dem Nordlicht für eine Bewandtnis habe. Doch nach und nach wurde es besser. Aus der Schule erwuchs die Gemeinde. Die Kinder verlangten zuerst nach der Taufe, die Alten folgten nach. Bald erhob sich auch ein Kirchlein mit Turm und Glocke. Über fünf englische Meilen weit hörte man die Glocke im stillen Walde; die Indianer freuten sich hoch und kamen auf ihren Schall von allen Seiten herbei. Mit Sonnenaufgang ward sie geläutet; gleich darauf versammelten sich der Missionar und seine Hausgenossen im Kirchlein, sangen ein deutsches Lied und hielten ihren Morgensegen. Inzwischen kamen die Indianer herbei, dann wurde ein indianisches Lied gesungen, ein Kapitel im indianischen Neuen Testament gelesen und gebetet. So ging es jeden Morgen das ganze Jahr hindurch. Auch abends kurz vor Sonnenuntergang erscholl die Glocke wieder und der Tag wurde beschlossen, wie er begonnen worden war.

Nachdem es durch Gottes Gnade in den Herzen der Indianer anders geworden war, versuchte der Missionar auch eine Änderung im äußern. Er versammelte die Männer und stellte ihnen vor, wie sie durchaus nicht nötig hätten, jedes Frühjahr mehrere Wochen

lang eine herbe Hungerkur durchzumachen, wenn sie neben dem Jagdbergnügen ein wenig mehr Fleiß auf den Landbau verwenden wollten. Die Männer sahen das ein, gingen alsbald an das Klären des Landes und hatten im nächsten Jahr fast den doppelten Ertrag ihrer bisherigen Ernten.

Bald darauf wagte der Missionar einen zweiten Schritt. Er suchte die Indianer zur Errichtung von Blockhäusern zu bewegen, die ihnen doch einen viel menschenwürdigeren Aufenthalt bieten könnten als ihre niedrigen, verrauchten Rindenhütten. Um ihnen Mut zu machen, versprach er, demjenigen, der das erste Blockhaus bauen würde, die Fenster und sämtliche Nägel zur Annagelung der Schindeln zu schenken. Doch die Neuerung erschien zu groß, bis endlich nach mehreren Wochen ein Weib, die verwitwete Tochter des Häuptlings, den Mut zu dem kühnen Vorgang fand. Bald stand das Blockhaus, ca. 15 Fuß breit und 20 Fuß lang, fertig. Alle kamen es zu bewundern als etwas noch nicht Dagewesenes. Als nun vollends der leere Raum mit einem Tisch, zwei alten Stühlen, zwei Bänken und einer Bettstatt möbliert wurde, da war die Freude vollkommen. Nun hielten es aber auch die Bewohner der Rindenhütten nicht mehr länger aus, sie griffen zu den Ärten, fällten die nötigen Baumstämme und es entstand ein allgemeiner Wettstreit zu bauen. Bald erhob sich eine Reihe von Blockhäusern, wodurch der Ort (von Missionar Baierlein „Bethanien“ genannt) ein ganz anderes Aussehen bekam.

Bald hatte der Missionar mit seinen Indianern sich innig zusammengelebt und durfte manch rührenden Beweis ihrer Anhänglichkeit erfahren. Als im ersten Winter seines Aufenthalts in Bethanien die Kommunikation mit der civilisierten Welt unterbrochen und im Hause des Missionars, der sich auf diese völlige Abgeschlossenheit nicht gefaßt gemacht hatte, der kleine Vorrat an Lebensmitteln erschöpft war: da sah er sich samt seinem Weibe und

seinem neugebornen Kinde der Gefahr des Hungertodes preisgegeben. Allein die Wilden, von denen dazumal noch keiner ein Christ war, merkten die Not und teilten ihr Letztes mit der darbenden Familie. Es läßt sich denken, wie sehr diese Not und die von den Indianern erfahrene menschenfreundliche Theilnahme die Herzen der Indianer und der Missionarsfamilie einander näher brachte. Als im Lauf der Jahre ein Christengemeindlein sich gesammelt hatte, wurde das Band der Liebe ein noch innigeres und heiligeres. Tiefe Betrübniß erfüllte daher die Gemüther, als im Jahr 1853 ein an Missionar Baierlein ergangener Ruf nach Ostindien die Trennung von Bethanien notwendig machte. Einer der treuesten Christen, der zugleich dem Hause des Missionars mit warmer Anhänglichkeit zugehörig war, Pemagojin mit Namen, erklärte, er könne und werde die Abreise des Missionars nicht sehen. Zwei Tage vor der Abreise erschien er wieder, wie so oft, in Jagdrüstung im Missionshause. Wieder rauchte er still seine Pfeife, nur sein Haupt war tiefer gesenkt als sonst. Dann stand er rasch auf, und ohne ein Wort zu sagen, umarmte er stürmisch den Missionar, drückte ihn fest an seine Brust, küßte ihn, eilte zur Thür hinaus und war im Walde verschwunden.

Beim letzten Gottesdienst hielten sich die Männer tapfer, sie saßen da mit tief gesenktem Haupt. Die Frauen schluchzten laut. Darauf ging es zum Fluß hin. Viele Indianer bestiegen ihre Rähne zur Begleitung der Reisenden. Unter dem Gesang des Liedes: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ bestieg der Missionar den Rahn. Seinem Auge war Bethanien bald entschwunden, seinem Herzen blieb es unvergeßlich.

Baierleins Weggang von Bethanien war für die Indianermission ein Verlust, für den, wie es scheint, kein völliger Ersatz beschafft werden konnte, wiewohl treue Männer (Wießler u. a.) noch eine Zeit lang seine dortige Thätigkeit fortsetzten. Außerlich betrachtet

wuchs zwar anfangs die Arbeit. Nachdem der Missourisynode die beiden Missionsstationen Frankenmut und Bethanien übergeben worden waren, überließ auch P. Schmidt in Ann-Arbour die bis dahin von der Michigansynode gepflegte Missionsstation, Siboying, derselben Synode. Von Siboying aus wurde auch eine andere nahe gelegene Station Shebahyong bedient, woselbst sich eine kleine christliche Indianergemeinde, die aus Canada eingewandert war, niedergelassen hatte. So war gleichzeitig an mehreren Orten die Missionsthätigkeit unter den Indianern in Angriff genommen und die Hand an den Pflug gelegt worden. Aber freilich, die Hoffnungen auf Erfolg minderten sich immer mehr herab.

Im Jahre 1852 schrieb Missionar Diehlmann, der früher in Aden in Arabien gewirkt hatte, unter dem Eindruck eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Michigan: „Eine recht hoffnungsvolle neue Missionsunternehmung ist in Michigan kaum mehr möglich. Die Indianer sind in diesem Staate so dünn gesät, daß sie durchschnittlich nur in kleinen Stammesüberresten von 10—20 Familien zusammenleben, die überdies noch mehr als durch die Verschiedenheit der Sprache durch gegenseitiges Mißtrauen getrennt sind. Dazu wird Michigan durch zahlreiche Einwanderung immer dichter besiedelt. Die rings um sie her erblühende Civilisation reizt die Indianer nicht zur Nachäferung, sondern macht ihr Elend nur fühlbarer und in der That auch größer; selbst die getauften Indianer sind kaum zu ernster, regelmäßiger Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Der Anblick ihres Zustandes hat mir den traurigen, aber unverwischlichen Eindruck gegeben, daß dieses Volk als solches untergehen werde. Die Mission unter ihnen mag, wie ein Missionar sich ausdrückte, ein christliches Grabgeläute für sie werden, ein freundliches Abendrot, dem für diese Zeit kein fröhlicher Morgen folgt.“

Löhe ließ sich dennoch durch solche Erfahrungen im Eifer für die Indianermision nicht entmutigen. Er meinte, es sei Zweck und

Lohn genug für eine solche Missionsthätigkeit, wenn es gelänge, „einem sterbenden Volke mit der Fackel des Evangeliums heimzuleuchten zum ewigen Leben.“ Aber auch dieses Hoffnungsziel war noch zu hoch gesteckt. Man mußte die Erwartungen noch niedriger spannen und mit der Beute einzelner Seelen sich begnügen nach dem Vorbild des großen Heidenapostels, der, obwohl er Garben erntete, doch auch zufrieden war, wenn er unter Juden und Heiden nur „ihrer etliche“ gewinnen sollte. Trauriger noch als dieser geringe Erfolg waren die Erfahrungen von Glaubensschwäche und Untreue solcher Seelen, die für Christum sicher gerettet schienen. Die betäubendste Erfahrung dieser Art war der Abfall einer ganzen Christengemeinde, der vordem so blühenden Indianergemeinde in Shebahyongk. Den teuflischen Einflüsterungen eines englischen Indianerhändlers, der den einfältigen Leuten einredete: ihre Pfaffen wollten sie in Knechtschaft und Sklaverei stürzen; die Bibel sei ein Lügenbuch u., war es gelungen, die Herzen der Indianer in Shebahyongk mit unbefieglichem Mißtrauen gegen den von ihnen früher wie ein Vater verehrten Missionar zu erfüllen. Die Folge war der Abfall der ganzen Gemeinde vom christlichen Glauben. Nach Wochen vergeblichen Wartens und vergeblicher Versuche, die Bethörten eines Besseren zu belehren, mußte der Missionar Auch tiefbetäubt die Frucht jahrelanger Arbeit verloren geben und den Wanderstab ergreifen. Auch die Missionsstation in Bethanien hatte nicht mehr lange Bestand. Anfangs der sechziger Jahre ließ die Regierung zu Washington den Indianern Michigans die Weisung zugehen, sich sämtlich in einen bestimmten Bezirk von Michigan, Isabella County zurückzuziehen, wenn sie nicht anderswo rechtlich erworbenen Landbesitz nachweisen könnten. Trotzdem nun die Indianer in Bethanien von seiten der Mission mit dem schönsten Land versorgt worden waren, und der Missionar (Niesler) sie dringend zum Bleiben in Bethanien ermunterte, zogen sie doch sämtlich nach

Sfabella County, wo sie von den dort bereits befindlichen Methodisten in Empfang genommen wurden. Von da an verliert sich in den uns vorliegenden Nachrichten ihre Spur.

Trotz dieser niederschlagenden Erfahrungen gab Röhe die Hoffnung doch nicht auf, anderwärts eine offene Thür zu den Indianern zu finden. Die von ihm im Jahre 1854 gegründete Sowa-synode sollte die in Michigan eingestellte Missionsthätigkeit unter den Indianern wieder aufnehmen.

Es schien, als wollte sich zu den Upsarokas, die in der Nähe der Felsengebirge schweiften, ein Weg ebnen. Es gelang, am Powder-River eine Station zu gründen. Der evangelisch-lutherische Missionsverein in Bayern bot hilfreiche Hand, indem er zur Unterstützung des Unternehmens nicht unbeträchtliche Geldmittel spendete. Allein schon am 23. Juli 1860 wurde Missionar Bräuninger, der Leiter der dortigen Mission, von Indianern ermordet. Bräuninger hatte, als er die Missionsanstalt in Neuendettelsau verließ, um sein Bild, welches er der Anstalt zum Andenken hinterließ, selbst einen Kranz von Kreuzdorn gewunden, nicht ahnend, daß ihm so bald die Blutzugenkronen auf seinem Haupte erblühen sollte. Sechs Indianer, die er tags zuvor gastfreundlich bewirtet hatte, lauerten ihm in der Nähe der Station auf und einer von ihnen zerschmetterte ihm durch eine meuchlings von hinten abgeschossene Kugel das Rückgrat. Vergebens suchte sich der Todwunde aufzurichten, seine Mörder eilten herbei, töteten ihn vollends, zerschnitten ihm das Gesicht und warfen ihn an einer tiefen Stelle in den Fluß. So erzählten wenigstens befreundete Indianer den traurigen Hergang. Als Grund der Ermordung Bräuningers gaben sie den Entschluß der Sunkpapaindianer an, keine Ansiedlung von Weißen am Powder-River zu dulden.

So war die Indianermision mit Märtyrerblut eingeweiht und Röhe hoffte, daß auch dieses Blut ein Same der Kirche Gottes

unter den Indianern werden würde. Doch sollte diese Hoffnung sich nicht erfüllen. Die nächste Folge dieser Blutthat war, daß die übrigen Missionare, die nun auch ihr Leben für bedroht achten mußten, die Station am Powder-River räumten und nach Deercreek an dem gleichnamigen in den nördlichen Platte-River sich ergießenden Flüsschen an der Westgrenze Nebraschas sich zurückzogen und die anfänglich hoffnungsvolle Arbeit unter den Upsarokas aufgaben. Doch wurde dafür von der Station Deercreek aus eine missionierende Thätigkeit unter dem Indianerstamm der Cheyennes (oder „Zizistas“, wie sie sich selbst nennen) eröffnet, unter welchen die Missionare freundliche Aufnahme fanden. Mit großer Mühe war es den letzteren gelungen, die schwierige Cheyennesprache zu erlernen. Einer der Brüder hatte mit drei ihm übergebenen Cheyenneknaben, welche die poetischen Namen muchsianoé (brauner Mokasin), ékois (kleiner Knochen) und mistáhemik (Eulenkopf) führten, eine Indianerschule begonnen. Der Erstgenannte wurde am Christfest 1863 getauft. Auch an den Seelen der Erwachsenen begann das Wort zu arbeiten. Der von den Missionaren in Predigten und Einzelgesprächen reichlich ausgestreute Same schien keimen zu wollen. Da brach im Jahr 1864 ein großer Indianeraufstand in Nebraska und Idaho aus und vernichtete mit jäher Schnelle die Frucht so vieler Mühe und Arbeit. Die Indianer, durch die Habsucht und die tyrannische Bedrückung von seiten der sie umgebenden weißen Bevölkerung längst erbittert, sannten seit Jahren auf Rache. Gleich nach der Ankunft der Brüder in Deercreek hatte ihnen ein befreundeter Sioux gesagt: „Jetzt sind wir Freunde, aber im nächsten Frühjahr bin ich euer Todfeind. Wir werden einen Krieg durchs ganze Land führen.“ Wohl erfüllte sich die Drohung nicht alsobald, aber im Herbst des Jahres 1864, als infolge des unseligen amerikanischen Bürgerkriegs, der alle militärischen Kräfte nach dem Kriegsschauplatz zog, Nebraska von Truppen

ziemlich entblößt war, brach der Aufstand aus. Die geringe militärische Macht, die zum Schutze des westlichen Nebraska aufgeboten werden konnte, war bald niedergeworfen, und die Indianer, an ihrer Spitze die kriegerischen Sioux, verheerten das Land vor sich her mit Mord und Brand. So entstand denn eine allgemeine Flucht der weißen Bevölkerung aus den Indianergebieten Nebraschas. Die Missionare jedoch hielten unter augenscheinlicher Lebensgefahr fürs erste noch auf ihrer Station aus, zumal der Stamm der Zistas anfänglich sich sträubte, der aufrührerischen Bewegung der übrigen Stämme sich anzuschließen. Endlich aber, als bereits eine Horde feindlicher Sioux sich gegen Deercreek in Bewegung setzte, mußten sie, von der ihnen drohenden Todesgefahr durch befreundete Zistas insgeheim unterrichtet, sich zu eiliger Flucht entschließen. Mit ihnen zogen die genannten drei Indianerjünglinge — ihre ganze für Jesum gewonnene Beute; wohl eine kärgliche Frucht so vieler treuer Liebesarbeit.

Es ist nicht zu leugnen, daß um wenige Heidenvölker von der Mission mit so warmer, andauernder Liebe geworben worden ist als um die Indianer Nordamerikas. Trotzdem war der Erfolg der Missionsarbeit überall nur ein geringer. Wer kann hier des HErrn Sinn, Seine Wege — vielleicht auch Seine Gerichte erkennen? Ob es über den Indianerresten vor völligem Einbruch der Nacht noch einmal Licht wird, Licht am Abend — wer weiß es?

---

### Drittes Kapitel.

## Neue Kolonisationsunternehmungen.

Bei der Gründung von Frankennut hatte man lediglich die Anlegung einer Missionskolonie im Sinne. Es lag aber nahe, mit der Kolonisation auch andere Zwecke zu verbinden. Und so sehen wir in der That in Löhes Kolonisationsunternehmungen den kirchlichen, den deutsch-nationalen und den socialen Gesichtspunkt nacheinander in den Vordergrund treten.

Im Jahre 1847 schrieb Löhe: „Ohne Ende steigt dem Betrachter des jenseitigen Elends der Gedanke auf, daß sich diese Massen deutscher Lutheraner von vornherein gemeindeweise, ja gemeindenweise möchten zusammengesiedelt haben. Immer erneut sich der Seufzer: Ach, daß man sie so heraus suchen muß aus allen möglichen Stämmen! Daß es so schwer ist, die Geister zuhauf zu bringen, nachdem die Leiber so sündlich zerstreut und vereinzelt sind. — Und da man hier nun einmal nicht mehr helfen kann, da in tausend und aber tausend Fällen das unglückliche Versehen gar nicht mehr gut zu machen ist: was liegt zunächst, wenn nicht der Wunsch, daß doch in Zukunft der Zerstreuung und Vereinzelnng gewehrt, die Einwanderer zu gemeinsamer Ansiedlung vermocht und ganze Gegenden in aller Stille nur mit deutschen Glaubensgenossen besetzt werden möchten! Kein Mensch nimmt sich der Kolonisten an. Ist's denn nicht Lieb und Tugend, wenn die Diener der Kirche es thun und möglichst sorgen, daß die Kolonisation vom Geiste der Kirche durchdrungen werde?“

Mit diesem kirchlichen Gesichtspunkte für das Kolonisationswerk berührte sich eng der nationale. Löhle hatte es von Anfang an klar erkannt, wie notwendig es sei — namentlich solange es keine lutherische Kirche englischer Zunge in Nordamerika gäbe — zur Erhaltung der Auswanderer bei ihrem väterlichen Glauben auch das deutsch-nationale Element zu pflegen. „Mit der Kirche verlieren die Auswanderer den Sinn für Heimat, Sprache und Sitte der Väter; mit der Sprache das wichtigste Erkenntnismittel der Kirche, welche in gewisser Beziehung vorzugsweise die deutsche genannt werden könnte.“ So hatte er schon im Jahre 1843 geschrieben. In demselben Sinne verfaßte er im Jahre 1845 einen Zuruf aus der Heimat an die deutsch-lutherische Kirche Nordamerikas, der mit Hunderten von Unterschriften, darunter eine Reihe von berühmten Namen aus allen Gauen Deutschlands bedeckt, in der That als die Stimme des Vaterlandes an seine ausgewanderten Söhne gelten und von dem Löhle mit Recht sagen konnte: „Der Zuruf ist vielstimmig geworden und doch einstimmig im schönsten Sinne des Worts; er bekrundet eine Einmütigkeit des Geistes im alten Heimatlande auf eine Weise, welche gewiß auch unsre überseeischen Brüder zu gleicher Einmütigkeit einlädt.“ Wohl nie ist ein wärmerer Appell an die ausgewanderten „Brüder nach dem Fleische und nach dem Geiste“ gerichtet worden, um sie zu treuer Bewahrung und Pflege der ererbten geistigen und geistlichen Güter des Vaterhauses zu ermahnen. Wir müssen es uns versagen, den reichen Inhalt dieses feurigen Zurufs auch nur zu skizzieren, aber das Schlußwort „an alle deutschen Glaubensgenossen in Nordamerika“ sei hier mitgeteilt. Nachdem der Zuruf die vereinzelt An siedler zur Treue in der Pflege des Hausgottesdienstes und im Unterricht ihrer Kinder; die Gemeinden zum Gehorsam gegen das heilige Amt und zu einem heiligen Gemeinschaftsleben in ungefärbter Bruderliebe; die Hirten zu aufopfernder Hingebung an ihren Beruf, zum

Feststehen auf dem Fels des Bekenntnisses und zum Festhalten an den guten und erprobten Ordnungen der lutherischen Kirche ermahnt hat, wendet er sich zum Schluß an alle deutschen Glaubensgenossen in Nordamerika mit folgenden Worten:

„Ihr seid Deutsche. Eine schöne Sprache habt Ihr über den Ocean gerettet. Im Gewirr der Sprachen, die man jenseits spricht, ist keine schöner. Behaltet, was Ihr habt. Ihr habt durch Gottes Gnade das gute Teil. Vertauschet Eure Sprache nicht mit der des Engländers; Ihr machet nur schlechten Tausch. Wer wird Reichtum für Armut, Wohlklang für Übellaut, Gestalt für Schatten eintauschen? Alle Einwanderer achten etwa ihre Sprache höher als Ihr, da doch niemand mehr Ursache hätte, die feinige hochzuachten, als gerade Ihr. Ihr schämt Euch Eurer Sprache? Welch eine verkehrte Scham hat Euch befallen! Schämt sich auch ein Weib darum, daß sie schöner ist als andere? Und ob sie sich schämte, wird sie nach dem Häßlichen greifen, die Schönheit zu bedecken? Oder achtet Ihr die Völker, zu denen Ihr gekommen seid, für höher als die, von denen Ihr ausgegangen seid? Habt Ihr größere Eile, Euch ihnen hinzugeben, als sie Lust haben, sich Euch hinzugeben? Gilt auch ein jenseitiger Stamm so, wie Ihr, das Vaterland zu vergessen und ihm fremd zu werden? Ihr wisset nicht, was ihr thut, sonst würdet Ihr treuer über Euerm Kleinod wachen. Eure Sprache ist neben Eurer Kirche Euer größtes Kleinod, das Ihr in die Wüstenei Eurer Wälder mit hinübergenommen habt. Überleget wohl, was Ihr verlieret, wenn Ihr diese edle Gabe Eures Gottes undankbar dahin werfet! Wir wollen es Euch mit großen Buchstaben vor Augen malen. Mit Eurer Sprache verlieret Ihr Eure Geschichte, damit das leichteste Verständnis der Reformation, damit das leichteste Verständnis der wahren Kirche Gottes; ferner Eure wunderschöne deutsche Bibel, Eure Lieder, die bis in den Himmel widerklingen, Eure Katechismen, die ihresgleichen nicht haben, Eure

Postillen, die so herzlich sind, Eure Erbauungsbücher, die so kindlich beten, Eure ganze heimatliche Literatur, die geistliche und jede andere, endlich Eurer Väter Sinn und Art, ja auch die Achtung diesseits und jenseits bei den Zeitgenossen; denn der ist wahrlich keiner Achtung wert, der seine Erstgeburt für ein Vinsengericht dahingiebt. — — Darum behaltet, was Ihr habet! Behaltet es für Euch und Eure Kinder! Ergebet weder Euch, noch Eure Kinder den fremden Nationen. In Euern Häusern, in Euern Dörfern, in Euern Städten, in Euern Schulen, in Euern Kirchen, in Euern Synoden lebe und herrsche die deutsche Sprache Eurer deutschen Kirche, das beste Wort des besten Sinns, der schönste Laut zum edelsten Gedanken. Ferne aber bleibe von Euch die Strafe, die sich an Verachtung Eurer Muttersprache knüpft. Denn wahrlich, ein Deutscher, der nicht deutsch ist, ist ein gestrafter Mann auf Erden, weil ihm alle Privilegien, die ihm Gott vor den Nationen aus Gnaden gab, entwendet und — mit nichts erstattet werden!

„Gott sei mit Euch, deutsche Brüder! Gott erhalte Euch und Seiner Kirche! Durch Euch, bei Euch jenseits, durch uns, bei uns diesseits blühe und gedeihe Gottes Kirche! Es müsse wohlgehen Jerusalem in allen Landen, und die Braut des Herrn freue sich überall auf dem Erdboden! Amen.“

Ein kirchliches Interesse und mit ihm eng verbunden und ihm dienend ein deutsch-nationales Interesse war es also, welches bei der Gründung der folgenden Kolonien regierte. Der Trieb zur Auswanderung war einmal vorhanden, er brauchte nicht geweckt oder auch nur genährt zu werden — davor hütete man sich grundsätzlich —, aber der Strom der Auswanderung sollte vor Zerspaltung bewahrt und in die Kanäle lutherisch-kirchlichen Gemeindegelbens geleitet werden. Als ermutigt durch die hoffnungsvoll klingenden Briefe der ersten Kolonisten eine nicht geringe Anzahl ihrer Freunde und Verwandten in der Heimat den Entschluß faßte, ihnen

nachzuziehen, fand auch Löhe in diesen Umständen eine Ermunterung an die Anlegung weiterer Kolonien in jenen Gegenden Michigans zu denken, die als Sammelpunkte für die lutherischen Auswanderer dienen könnten. Es war die Anlage einer ganzen Reihe von Kolonien geplant: neben Frankenmut sollte — so hoffte man — ein Frankentrost, Frankenlust, Frankentruz, Schwabenruh zc. entstehen. Dabei fand man gerade die etwas abgeforderte Lage des „meersumflungenen“ Michigan für die Aufrichtung und Erhaltung einer deutsch-lutherischen Kirche besonders günstig, da die Heerstraße des Weltverkehrs, der natürlich auch das Gros der Einwanderung folgt, an der südlichen Grenze Michigans über Chicago nach dem Westen läuft, von dem Nachbarstaat Michigans aber im Norden, der englischen Kolonie Canada, für die Erhaltung des deutschen Elements mit Recht weniger Gefahr, als von der Nähe eines amerikanischen Freistaats befürchtet wurde.

So folgte denn schon im Jahre 1847 der Gründung von Frankenmut die der Kolonie Frankentrost, deren Anlage, da man die Erfahrungen mit Frankenmut hinter sich hatte, nun schon zweckmäßiger geriet. Die Frankenmutter Ansiedler wollten wie die alten Deutschen ein jeder auf seinem eignen Lande sitzen; insolgedessen wurde die Anlage ihres Settlements allzu weitläufig. Bei Frankentrost dagegen wurde gleich von Anfang an auf näheres Zusammenwohnen der Ansiedler Bedacht genommen und eine zusammenhängende Häuserreihe angelegt, so daß die Ansiedlung fast den Eindruck eines deutschen Dorfes machte. Auch diese Kolonie gedieh, wenn auch langsamer, da sie größtenteils aus armen Einwanderern bestand und weniger Zuzug erhielt.

Nachdem die ersten Kolonisationsversuche im wesentlichen gelungen waren, erweiterten sich Löhes Kolonisationsgedanken. Er dachte an die Stiftung eines wandernden, im Dienste der Kolonisation stehenden Kapitals. Mit demselben sollte immer ein zusammen-

hängender Landkomplex in der Nähe der beiden schon bestehenden Kolonien angekauft und an eine Gesellschaft lutherischer Auswanderer wieder verkauft werden. Das Kapital sollte von Ort zu Ort wandern, den Ansiedlern eine Stätte bereiten und in dem Maß, als es durch den Verkauf des dafür erworbenen Landes wieder flüssig würde, zum Ankauf weiteren Landes für neue Niederlassungen dienen. Beim Verkauf des Landes an Ansiedler wollte man auf jeden Acre einen kleinen Aufschlag legen, um dadurch die Kapitalzinsen und eine kleine Abzahlungsrate zu gewinnen. Bei der Hoffnung, je länger, je mehr kirchlich entschiedener Auswanderer sich nach Saginaw-County wenden zu sehen, schien das Gelingen des Plans nichts Unmögliches oder Unwahrscheinliches zu sein. Es würde auch ein für den Zweck allerdings nur kleines Kapital aufgebracht\*) und der Platz zu einer neuen Niederlassung — Frankenlust — angekauft.

Der rechte Mann, um die Gründung dieser Kolonie zu leiten, war auch bereits gefunden. Der Cand. theol. Sievers, damals Hilfsprediger in Husum in Hannover, hatte sich im Jahr 1847 entschlossen, sein Vaterland zu verlassen und sich der innern Mission unter den ausgewanderten Deutschen in Nordamerika zu widmen. Er erbot sich, die Gründung der Kolonie Frankenlust zu übernehmen. Im Frühjahr 1848 zog ihm eine Anzahl fränkischer Landleute zu und am 4. Juli 1848, am Festtag der amerikanischen Unabhängigkeit, machten sie sich, 17 an der Zahl, auf, um auf einem für sie angekauften Areal von 600—700 Acres, nicht sehr weit von dem Städtchen Lower Saginaw, in der Nähe der Mündung des Squaquaning in den Saginawfluß, sich niederzulassen.

Der Bericht von P. Sievers giebt einen Eindruck von den

---

\*) Bald hernach sah Böhe, da etliche Gläubiger unerwartet ihre Darlehen zurückforderten, sich genötigt, aus eignen Mitteln einen großen Teil dieses Kapitals an die Darleiher zurück zu zahlen.

Schwierigkeiten, mit welchen die Gründung dieser amerikanischen Kolonien verbunden war. Zwar schildert er nur die Anfänge von Frankenkluft, aber die Frankenklufter Erfahrungen wiederholten sich mutatis mutandis auch anderwärts, und so mag ein Bruchstück aus seinen Schilderungen unsern Lesern die Mühseligkeiten der Kolonisation zur Anschauung bringen. P. Siebers schreibt: „Am 3. Juli war A. von Detroit heimgekehrt, wo er für 350 Dollars Gerätschaften, Öfen, Fenster zc., alle Arten von Lebensmitteln eingekauft hatte, und so konnte für den folgenden Tag die Abfahrt festgesetzt werden. . . Wir teilten uns in zwei Abteilungen. Die eine hatte den Gütertransport zu besorgen; unter ihnen war ein englischer Mann Namens Butts, scherzweise the captain of the scow genannt, welcher die Lenkung der Fähre kommandierte. Die andre Abteilung mußte den Transport des Viehstandes besorgen, natürlich zu Lande. Unter ihnen war auch ich. Der Auszug aus Saginaw geschah am 4. Juli, einem für Amerikas politische Freiheit sehr bedeutungsvollen Tage. Den ganzen Tag hallten die Wälder wieder von dem Donner der Kanonen, die in Saginaw-City von dem jubelnden Bürgerhaufen gelöst wurden. Ein Dampfschiff war von Detroit angekommen, um die vergnügungslustigen Saginawer auf dem schönen Saginawflusse spazieren zu fahren, während unsere armselige Fähre (scow) mühsam hinunter gesteuert wurde. Wir Fußwanderer lagerten uns abends sehr ermüdet an der zweiten Brücke des Nordarms des Squaquaning. An Bequemlichkeiten war natürlich nicht zu denken, und undvorsichtigerweise hatte man darauf gerechnet, daß die Schiffenden schon abends wieder mit uns zusammentreffen würden, daher es uns gänzlich an Lebensmitteln fehlte. Während nun alle vergeblich nach Speise verlangten, sah man eine ergötzliche Scene. H. nämlich hatte sich eine der besten Kühe ersehen, und da nicht ein einziges Gefäß vorhanden war, wo hinein er hätte melken können, so legte er sich getrost

unter die Kuh und ließ die erquickenden Milchstrahlen mit großem Wohlgefallen in seinen Mund laufen zu großer Erheiterung der Zuschauenden. Alles, was noch vor völligem Einbruch der Nacht geschehen konnte, war der Bau einer Einzäunung von kleinen Baumstämmen und das Anschüren eines Feuers für die kalte Nacht. Für mich ward noch ein altes Brett aus der Brücke genommen, welches ich mit Frau H. teilte, indem ich auf dem oberen Teile und sie auf dem unteren schlief. Am andern Tage trafen wir die Gefährten auf der Insel des Stone. Wir dankten dem Herrn, daß Er uns wieder zusammengeführt, und erquickten uns mit Speise, da wir alle der Ohnmacht nahe waren. Nachmittags trafen wir endlich sämtlich in der neuen Heimat ein. Die Bretter, 8500 Fuß, welche als Floß hinten an unsrer Fähr angehängt waren, hatten wir freilich mitten im Fluß zurücklassen müssen, weil durch Gras und Schilf die Schifffahrt bedeutend gehemmt wurde. Wir waren aber recht froh, daß doch alle anderen Sachen ohne große Kosten bis zu unsrer Heimat geschafft waren. Folgenden Tages ging es ans Vermessen des Landes; aber schon gegen Abend trat ungewöhnlich widriges Regenwetter ein, so daß für den folgenden Tag darin nicht fortgefahren werden konnte. Sie können sich kaum denken, wie beschwerlich das Ausmessen neuer unangebauter Gegenden ist, und die Lage unseres Ortes mehrte die Schwierigkeit noch. Es war erforderlich, daß alle Messungen bis mitten in oder durch den Fluß geschähen. Drei bis viermal mußten wir durch den Fluß selbst waten und kamen natürlich bis an die Brust ins Wasser. Dazu floß in den ersten acht Tagen unaufhörlicher Regen bei Tag und Nacht auf unsre leicht und schnell, dazu auch eng gebaute gemeinschaftliche Hütte, so daß uns viele Sachen verdarben. Endlich ließ am Ausgang der zweiten Woche der Regen nach, der Feldmesser vermaß die durchs Los zugetheilten Stücke, und am Sonnabend wurde die gemeinschaftliche Hütte verlassen. Diese gemeinschaftliche

Hütte für die ganze Kolonie, 17 Personen, war so eingerichtet, daß eine der größten Kisten in der Mitte mein Lager ausmachte. Die beiden Englischen kampierten neben mir, während die andern rund um mich her im Kreise lagen. Trotz der unfreundlichen Witterung herrschte unter allen doch ein recht fröhliches Wesen; alle sahen ein, daß der Herr uns an einen lieblichen und fruchtbaren Ort geführt habe, wo es uns bei redlicher Arbeit unter dem Segen des Herrn nicht an dem täglichen Brote fehlen würde.“

Wer jetzt die behäbige, stattliche Kolonie sieht, wie Schreiber dieses vor sechs Jahren, ahnt freilich nicht, welche Mühe es kostete, hier eine menschliche Existenz zu gründen. — Anfangs hatte die neue Kolonie, welche durch die Vorteile ihrer Lage ihre Schwesterkolonien rasch hätte überflügeln können, unter der Ungunst der politischen Verhältnisse Deutschlands im Jahre 1848 zu leiden. Die Unruhen dieses Jahres drückten in der alten Heimat den Güterwert herab; viele, die gern den drohenden Verhältnissen entronnen und über das Meer gezogen wären, konnten nicht verkaufen; auch schreckte die Furcht vor der Blockade der Elbe- und Wesermündungen durch die Dänen. Die Auswanderung kam ins Stocken, und Frankenslust erhielt infolgedessen anfangs wenig Zuzug. Löhe dachte unter diesen Umständen sogar an die Zurückziehung des Kolonisationskapitals und sah sich auch wirklich genötigt, es teilweise zu kündigen. Die Pastoren Sievers und Krämer waren indessen nicht geneigt, den Kolonisationsplan so leicht hin fallen zu lassen. Sie baten, den Rest des Kapitals zu nochmaliger Umsetzung in ihren Händen zu lassen. Noch ehe Löhes Genehmigung eingetroffen war, waren sie mutig zu einem neuen Unternehmen geschritten, indem sie am Cheboygeningflusse 1592 Acres Land ankauften. Indem Löhe nachträglich diesen Ankauf billigte, hoffte er zugleich einen schon früher von ihm bewegten Gedanken verwirklichen zu können: die Gründung einer Kolonie für arme Brautleute, die keine Hoffnung

hatten, im alten Vaterland sich einen häuslichen Herd zu gründen. So trat nach dem kirchlichen und nationalen auch der sociale Gesichtspunkt in Löhes Kolonisationsbestrebungen hervor. Der Verarmung und den aus ihr erwachsenden sittlichen Gefahren durch zweckmäßige Leitung der Auswanderung und eine gewisse materielle Fürsorge für arme Auswanderer, vor allem aber durch deren Gewöhnung an die sittliche Zucht der Arbeit so viel als möglich zu steuern, erschien ihm als eine große Aufgabe der inneren Mission, wert, daß zu ihrer Lösung Staat und Kirche sich die Hände reichen. In einer 1849 erschienenen Broschüre über die fränkischen Niederlassungen in Saginaw County schreibt er: „Viele Tausende von armen Deutschen verfallen daheim dem Proletariat. Es ist für Vereine wie für Staaten unmöglich, die schrecklich anwachsende Verarmung zu dämpfen oder auch nur aufzuhalten. Dagegen wäre es mit Aufwand von viel wenigeren Kräften, als man jetzt vergeblichen Erbarmens in ein bodenloses Faß ausschüttet, sehr leicht möglich, Tausenden von Armen in Nordamerika ein hinreichendes Auskommen zu verschaffen. Ja, wenn man nur ohne alle Aufopferung von Kräften vereinten Sinnes dahin arbeitete, daß die vielen Tausende, welche gegenwärtig im letzten Stadium der Verarmung sind und gerade noch so viel haben als nötig ist, um übers Meer zu fahren und sich ein kleines Erbe zu kaufen, an die rechten Orte gebracht und ihnen fürsorgend an die Hand gegangen würde: es würden damit viele Quellen der Verarmung zugestopft und könnte damit zum Heil des Vaterlandes sicherer und Größeres gewirkt werden, als wenn man die bereits Verarmten deportierte und versorgte.“

Löhe selbst konnte natürlich bei der Geringfügigkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel nur im bescheidensten Maße die Erreichung dieses christlich humanitären Zweckes anstreben. Es ist bezeichnend für ihn, daß er auch hierin von dem ihm zunächst liegenden

Standpunkt — dem des Pfarrers und Seelsorgers einer Landgemeinde ausging. „In unsern Gemeinden“ — schreibt er in der oben erwähnten Broschüre — „haben wir allenthalben viele junge Männer und Mädchen, welche armuthshalber keine Hoffnung haben, in ihrer Heimat unterzukommen. (Man erinnere sich, daß die damalige Gesetzgebung Unbemittelten die Eheschließung aufs äußerste erschwerte, ja geradezu unmöglich machte.) Sie vermögen es nicht, ehelos und keusch zu leben; so geraten sie in Sünden; ihre außer-ehelichen Kinder wachsen in Armut und zum Teil in Verachtung auf, während sie selbst, die Eltern, je länger, je mehr alle Scham ablegen und durch schamlose Armut zu Diebstahl und allerlei andern Sünden getrieben werden. Den Eltern folgen die Kinder nach — von einem Geschlecht aufs andere erbt Sünde und Fluch. Hätten die Armen rechtzeitig in die Ehe treten und sich und ihre Kinder redlich nähren können: so wäre all der unzählige Jammer, der in dem Worte „Proletariat“ liegt, nicht über sie gekommen. Also erbarme man sich! Man thue, wie es bei unsern Vorfahren herkömmlich war, man lasse einen Teil der jungen Mannschaft ziehen und sich neue Wohnsitze suchen. Kolonisation und Auswanderung sind so alt wie die Welt, und es ist beides, kurzfristig und vergeblich, ihnen Ziel und Ende setzen zu wollen. Man füge sich in Gottes Fügung; aber man setze die Kinder des Landes nicht aus, man lasse sie unter Hirten und Seelsorgern in die neue Heimat ziehen, man unterstütze die Armen irgendwie — zur Überfahrt, durch Land, durch Arbeit &c. Man sammle für jede wandernde Schar, wo möglich, einen Kern völlig lediger, unbescholtener Jünglinge und Mädchen, man gebe ihnen, wo möglich, einige gereifere Männer dazu, man weigere sich dann nicht, auch reumütigen Gefallenen die Wohlthat rettender Auswanderung zu teil werden zu lassen &c. Der Segen des Allmächtigen wird darauf ruhen. Dieselben Menschen, welche hierzulande ohne Zweifel ver-

loren gewesen sein würden für Zeit und Ewigkeit, werden, wenn es ihnen möglich gemacht ist, einen eigenen Herd zu bauen, ehrbare, rechtschaffene Bürger sein und ihr Geschlecht wird im Segen wachsen und zunehmen. — Haben wir doch Beispiele, daß das stille, arbeitsvolle Leben in unseren Kolonien, wo zugleich Gottes Wort die Fülle und seelsorgerische Liebe ist, auch auf Gemüther, welche im Vaterlande für alles Gute erstorben schienen, siegreicher gewirkt hat, als beide, das auburnsche und philadelphische System zu wirken pflegen.“

Dies waren löh'es Gedanken bei der Gründung der vierten Kolonie, die um ihrer Bestimmung willen den Namen Frankenhilf tragen sollte. Der Ausführung des Planes stellten sich jedoch nicht zu besiegende Hindernisse entgegen. Zwar wurde im Jahre 1850 der Grund zu der Kolonie Frankenhilf gelegt. Einige Familien aus Franken und Schwaben und eine Anzahl lediger Personen hatten sich im Frühjahr 1850 dorthin auf den Weg gemacht und waren unter Anführung ihres Pastors (Rand. H. Kühn) glücklich bis Saginaw gelangt. Dort aber zog Frankenhilf mit seiner schon entwickelteren Kultur und größeren Bequemlichkeit des Lebens mehrere Familien so an, daß sie ihrem ursprünglichen Vorsatz untreu wurden und sich in Frankenhilf ansiedelten. Andere waren gezwungen, sich erst Verdienst zu suchen, um Reiseschulden abzutragen und sich etwas Vermögen zum Ankauf von Land zu erwerben. So kam es, daß von allen Auswanderern nur ein einziger Hausvater mit seiner Familie die Stätte der zukünftigen Ansiedlung erreichte, und dieser einzige war ein gebildeter Mann, der den Strapazen des amerikanischen Farmerlebens am wenigsten gewachsen zu sein schien, — übrigens kein Franke, sondern ein Schwabe, so daß Löhe scherzhaft die Gründung von Frankenhilf einen „Schwabentreich“ nannte. Der treue Schwabe aber hielt mit der seinem Stamme eignen zähen Beharrlichkeit mutig aus und verlor das

Vertrauen auch dann nicht, als im Herbst des gleichen Jahres ein neuer Nachschub von schwäbischen Auswanderern, die ihm zu Hilfe ziehen sollten, den einsamen Landsmann gleichfalls im Stiche ließ und sich in Frankennut ansiedelte. Ungefähr ein Jahr saß er mit seiner Familie allein im Busch, bis er im darauffolgenden Jahr Zuzug erhielt, wodurch die Zahl der Ansiedler sich auf fünf Familien mit achtzehn Seelen im ganzen hob. Die zu Tage liegenden Ursachen dieses Mißerfolgs — ein solcher war es im Grunde — führten dahin, den Gedanken an Armenkolonien aufzugeben. Dazu hätte es großartigerer Mittel bedurft. Frankenhilf war denn auch die letzte löbliche Gründung dieser Art.

Dagegen schritt Löhe jetzt zur Verwirklichung eines schon länger erwogenen Planes, nämlich der Errichtung eines Pilgerhauses. Es sollte an einem für Einwanderer zugänglichen Ort in Saginaw Co. angelegt, für letztere ein Stapelplatz werden, wo sie gratis oder gegen ein geringes Entgelt wohnen könnten, bis sie die Kolonien besahen, eine unter ihnen zur Ansiedlung gewählt und auf derselben einen Vergungsort gefunden hätten. Gleichzeitig wollte man auch eine Zufluchtsstätte für Kranke schaffen, wo namentlich die von den in Amerika häufigen klimatischen Fiebern Ergriffenen Ruhe, Pflege und Hilfe finden sollten. In Verbindung mit dem Pilgerhause war ein Seminar gedacht, dessen Rektor zugleich pastor loci sein und dessen Schüler ihre Zeit zwischen Studium, Gebet und Landarbeit teilen sollten. Das Vorbild des Pilgerhauses sollten die irisch-schottischen Missionsklöster in Deutschland sein, „aus welchen zu einer Zeit, wo auch unser Vaterland von Urwald und größtentheils auch noch von der Finsternis des Heidentums bedeckt war, der Missionar in den Busch ging, das Heidentum zu bekämpfen und das sterbende Christentum zu erfrischen.“ Den Pastoren von Saginaw Co. gefiel der Plan, nur die Absicht, mit dem Pilgerhause eine Lehranstalt zu verbinden, fand nicht ihren Beifall, weil sie bei

der in der Amtslehre zwischen Löhe und der Missouri-synode bereits hervorgetretenen Differenz eine Opposition gegen ihre (missourischen) Lehranschauungen fürchteten. In der beabsichtigten Gestalt trat denn auch der Plan nicht ins Leben. Der ganze Gedanke kam überhaupt zu spät. In den ersten Jahren der Kolonisation hätte das Pilgerhaus großen Segen stiften können; inzwischen aber hatte sich in der Grafschaft Saginaw eine zahlreiche und sehr einheitliche, meist fränkische Bevölkerung angesiedelt, unter welcher der neue Ankömmling Landsleute, Bekannte und Verwandte genug und daher auch leicht Aufnahme und Herberge bis zur Gründung eines eigenen Heims finden konnte. So kam es, daß das Haus seinem nächsten Zweck nur in ganz unbedeutendem Maße dienen konnte. Zwar hatte es von Anfang an ein Schullehrerseminar in sich aufgenommen, mit welchem Löhe den von ihm gegründeten fränkischen Kolonien einen Mittelpunkt deutschen Lebens und einen Herd deutscher Bildung zu setzen, wohl auch das Band der Einigkeit zwischen sich und seinen geistlichen Kindern fester zu knüpfen wünschte. Das Schullehrerseminar war ein unleugbares Bedürfnis, aber für den beabsichtigten Zweck kam auch diese Stiftung Löhes zu spät. Man bemißtraute Löhe bereits wegen seiner in den „Neuen Aphorismen“ niedergelegten Anschauungen vom geistlichen Amt in seinem Verhältnis zur Gemeinde, man bemißtraute deshalb auch seine Wohlthat; man fürchtete in dem neuen Seminar einen Herd der Opposition ins eigne Lager und somit einen Pfahl ins Fleisch zu bekommen. Unter dem frostigen Hauch dieses Mißtrauens konnte die schwache Pflanze, die der sorgsamsten Pflege von Seite der Synode und der Nachbargemeinden bedurft hätte, nicht gedeihen, mußte vielmehr, kaum eingewurzelt, wieder ausgehoben und an einen andern Ort versetzt werden, wo missourische Unduldbarkeit ihr nicht mehr Luft und Licht streitig machte.

Die Wirksamkeit in Saginaw Co. war zu Ende. Erfolglos

war sie nicht gewesen. Der Gedanke, die fränkische Auswanderung nach Saginaw zu leiten, um dadurch zusammenhängende Niederlassungen deutscher Ansiedler und solche äußere Lebensbedingungen zu schaffen, vermöge welcher „deutsch-lutherisches Leben dortselbst bleibenden Aufenthalt finden könnte,“ war gewiß ein richtiger. Bis zu einem gewissen Grade wurde auch die Absicht erreicht. Infolge der dichteren Besiedlung der Grafschaft Saginaw mit deutschen Einwanderern hat sich dort bis auf den heutigen Tag deutsche Sprache, Sitte und Nationalität erhalten. Selbst die unverfälschte fränkische Mundart bekommt man in den Kolonien noch überall zu hören. In den Schulen, auch in den von der Regierung unterhaltenen public schools ist das Deutsche die Unterrichtssprache. In materieller Beziehung haben die Kolonien einen erfreulichen Aufschwung genommen, und ihre Einwohner sind zu einer Wohlhabenheit und Behaglichkeit der äußeren Existenz gelangt, für welche ihren in der alten Heimat zurückgebliebenen Landsleuten fast der Maßstab fehlt. Auch das kirchliche Gemeindeleben hat sich in jenen fränkischen Ansiedlungen auf einer achtungswerten Höhe behauptet, wiewohl der jüngere Nachwuchs in geistlicher Hinsicht der ersten Generation der Einwanderer nicht ebenbürtig ist. Kurz, man kann nicht leugnen, daß auf dem böheschen Kolonisationsunternehmen ein göttlicher Segen lag, und daß das kleine Kolonisationskapital, welches nie höher als auf 3000 fl. rhein. sich belief, im Leiblichen wie im Geistlichen reichliche Zinsen getragen hat. Und wenn auch das oben erwähnte Pilgerhaus, für welches das Kolonisationskapital zum letzten Male flüssig gemacht worden war, seinem Zwecke nur kurz und wenig diente (es wurde später verkauft und war zur Zeit, da der Verfasser in Saginaw anwesend war, zu einer deutschen Bierhalle herabgesunken), so ist es doch der Ausgangspunkt eines in seiner Weise nicht minder gesegneten Unternehmens, nämlich die Geburtsstätte der Zowashnode geworden. „Nichts ist ge-

gangen, wie wir wollten“ — konnte Löhne von seiner amerikanischen Wirksamkeit bei dem 25jährigen Jubiläum derselben sagen — „aber alles ist dennoch so gegangen, daß Gelingen und Segen mit uns war.“

Wir gehen nun über zu der Darstellung der Differenzen mit Missouri, welche den Abbruch der bisherigen Beziehungen zu dieser Synode und die Einstellung der kolonialisatorischen Thätigkeit Löhnes zur Folge hatte.

---

## Viertes Kapitel.

# Streit über die Lehre von Kirche und Amt. Bruch der Missourisynode mit Löhe.

Keime zu Differenzen zwischen Löhe und den Missouriern, wenn auch zunächst geringfügiger Art, machten sich frühe bemerkbar. Schon die 1846 entworfene Synodalkonstitution der Missourisynode erregte, wie wir sahen, bei Löhe Bedenken „wegen ihrer grundsätzlichen Einmischung demokratischer, independentischer, kongregationalistischer Principien in die Kirchenverfassung.“ Indessen zeigte sich bald, daß die dort hervorgetretene Differenz tiefer, nämlich in einer verschiedenen Anschauung vom heiligen Amt und seiner Stellung zu der Gemeinde, wurzelte. Löhes Anschauungen sind niedergelegt in seinen „Aphorismen über die neutestamentlichen Ämter und ihr Verhältnis zur Gemeinde“ vom Jahre 1849, und in den „neuen Aphorismen“ vom Jahre 1851, welche letztere wohl als seine bedeutendste theologische Leistung bezeichnet werden dürfen. Schon vor dem Jahre 1848 hatte er sein Augenmerk auf die zahlreichen Stellen in der Apostelgeschichte und den neutestamentlichen Briefen gerichtet, welche von dem Organismus und der Verfassung der christlichen Gemeinden handeln. Er staunte über den Reichtum von Belehrung und Weisung, den die zusammenfassende Betrachtung dieser Schriftstellen bot. \*) Die Erfahrungen des Jahres 1848, das die alten

---

\*) Als Merkwürdigkeit mag erwähnt werden, was Löhe dem Schreiber dieses erzählte, daß ihn, als er eines Tags mit der Niederschreibung seiner Aphorismen beschäftigt am Schreibtische saß, plötzlich ein helles, sinnensfüllig wahrnehmbares Licht umstrahlte habe.

Schläuche zu sprengen und mit allen geschichtlichen Beständen in Staat und Kirche aufzuräumen drohte, mithin auch der Amts- und Verfassungsfrage eine unmittelbar praktische Bedeutung zu verleihen schien, bestärkten Löhe nur in den gewonnenen Überzeugungen. So veröffentlichte er denn seine Aphorismen, die von sog. gnesiolutherischer Seite starkem Widerspruch begegneten, weshalb er teils zur Berichtigung, teils zu tieferer Begründung seiner dortigen Aufstellungen im Jahre 1851 die neuen Aphorismen folgen ließ, bei deren wesentlichen Resultaten er bis an sein Ende beharrte. Sie enthalten sein aus Schrift und Erfahrung ihm zur Lebensüberzeugung gewordenenes Zeugnis von Kirche und Amt.

Wir glauben hier auf eine eingehendere Würdigung beider Schriften verzichten zu dürfen, da der weitere Verlauf unsrer Darstellung ohnehin Veranlassung genug bieten wird, Löhes Überzeugungen im Streit mit den gegnerischen Anschauungen zu Worte kommen zu lassen. Beginnen wir mit der Darlegung der letzteren.

Die Anschauungen der Synode Missouri von Kirche und Amt sind ihr aus ihrer Geschichte und ihrer synodalen Erfahrung erwachsen. Den Stamm der Missourisynode bildeten die unter M. Stephan im Jahr 1838 nach Amerika ausgewanderten sächsischen Lutheraner. Dieser Mann, einst ein leuchtender Morgenstern in der Kirche Gottes, war innerlich bereits tief gefallen, als er den Entschluß faßte, mit einer Schar seiner ergebensten Anhänger, Geistlichen und Laien, nach Amerika zu gehen, um „in den Vereinigten Staaten ein Asyl für die lutherische Kirche zu suchen.“ Von Natur despotisch angelegt, durch den von seinen blind ergebenen Anhängern mit seiner Person getriebenen Kultus an absolutes Regiment gewöhnt, trug er sich mit den ausschweifendsten hierarchischen Plänen, die er in jenem freien Lande, in welchem der Staat sich nicht um die Kirche bekümmert, am ungestörtesten hoffte verwirklichen zu können. Ein fast römischer Amtsbegriff, den seine Anhänger, Geistliche

wie Laien, mit ihm teilten, diente seinen ungemessenen Ansprüchen als Unterlage. In der Auswanderungsordnung, welcher sich alle Mitglieder der Stephanschen Reisegesellschaft unterwarfen, ist § 2 zu den „Gnadennitteln“ (!) und zwar an erster Stelle, vor Wort und Sakrament, „das Amt der Veröhnung“ gerechnet. Dem Ehrgeiz Stephans genügte indessen eine aus solchem Amtsbegriff fließende priesterliche Machtstellung noch nicht. Sein Sinn stand nach der bischöflichen Würde. In der That ließ er sich dieselbe noch während der Seereise übertragen und bald nach seiner Ankunft in St. Louis auch die Insignien seines neuen Amtes: Inful, Krummstab, Brustkreuz &c. anfertigen. Ebenfalls noch während der Reise nach St. Louis, auf dem Dampfboot, welches einen Teil der Auswanderergesellschaft den Mississippi hinauftrug, ließ er von allen Erwachsenen, Männern und Frauen, eine Unterwerfungserklärung unterschreiben, welche an knechtischer Demut nichts zu wünschen übrig ließ. Die Unterzeichner gelobten in diesem Schriftstück unter anderm, daß sie „den Anordnungen, Verfügungen und Maßregeln, die Se. Hochwürden treffen würden, in kirchlicher, sowie in kommunaler Hinsicht sich mit christlicher Willigkeit und Aufrichtigkeit unterwerfen und dieselben nicht als ein lästiges Joch, sondern als Beförderungsmittel ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt ansehen wollten.“ Bis zu solchem Grade waren diese Leute von Stephan geknechtet und verzaubert worden. Es läßt sich daher denken, welches Entsetzen alle Gemüter lähmte, als Stephans Heuchelei plötzlich entlarvt und seine schweren Sünden offenbar wurden. Zwar wurde er nun abgesetzt, aber der Unwille der so schwer getäuschten Gemeinde richtete sich, wie leicht begreiflich, auch gegen die in Stephans Gefolge befindlichen, an seinen Sünden jedoch unschuldigen Geistlichen, und diese hatten unter der Last des Mißtrauens und der Schmach, welche auf das von Stephan so sehr geschändete Amt fiel, fürs erste einen schweren Stand. Es gehörte ein ungewöhn-

licher Glaubensmut dazu, in dieser verzweifelten Lage die Losung auszugeben: „Alles ist verloren, nur nicht die gute Sache der lutherischen Kirche,“ (Motto der Schrift von D. Behse über die Stephanische Auswanderung) und mit den Trümmern des Stephanischen Schiffbruchs den Versuch einer kirchlichen Neubildung zu wagen. Die Spannung zwischen den Geistlichen und den Laien erschwerte ihn nicht wenig. Die ersteren, darunter auch die Gebrüder Walther, glaubten zunächst noch einen Kern der Wahrheit in den Stephanischen Anschauungen von Kirche und Amt erkennen und festhalten zu sollen. Für die dem Worte Gottes und dem Beispiel der alten Kirche gemäße bischöfliche Verfassung schien ihnen auch jetzt noch „viel gesagt werden zu können.“ Die Laien waren aber durch einen aus ihrer Mitte inzwischen aus Luthers u. a. Schriften über die Rechte einer christlichen Gemeinde aufgeklärt worden und begannen dieselben energisch zurückzufordern. Es wurden Sätze aufgestellt wie diese: Die Christen haben alle das Predigtamt von Gott empfangen und die Prediger üben es nur in ihrem Auftrag aus als Amtleute der Gemeinde. Die Gemeinde setzt die Geistlichen ein, unterhält sie und setzt sie auch ab, wenn sie will und es not thut. Die Geistlichen sind „dem höchsten und letzten Gericht“ der Gemeinde ebenso unterworfen wie alle Laien zc. Der ohnehin nur schwächliche Widerstand der Geistlichen gegen diese Amtstheorie wurde bald aufgegeben, und nach dem die Entwicklung der menschlichen Dinge beherrschenden Gesetz der wechselseitigen Ablösung eines Extremis durch das andere war es nicht zu verwundern, daß der bisher von den Sachsen in Missouri behauptete hierarchische Standpunkt in sein Gegenteil, den kirchlichen Demokratismus, umschlug.

Zur Begründung der neuen Amtstheorie bot sich die Lehre vom geistlichen Priestertum aller Gläubigen dar. Das geistliche Priestertum wurde als das ruhende Amt, das Amt als das in Funktion gesetzte geistliche Priestertum gefaßt, und die Gemeinde,

und zwar als Ortsgemeinde, als die zur Übertragung des Amtes berechnigte Inhaberin desselben bezeichnet. Die eigentliche Amtsübertragung besteht nach dieser Ansicht in der Wahl und Berufung eines Dieners Christi von seiten der Gemeinde, und die Ordination ist nach ihr nur publica testificatio vocationis,\*) eine Sache „menschlicher Ordnung,“ „eine von den ältesten, christlichen Zeiten her recipierte löbliche und heilsame Generalceremonie,“ die wie die Sonntagsfeier nur „um der Einigkeit und guten Ordnung willen“ beizubehalten ist. Missourischerseits konnte man sich für diese Lehraufstellungen allerdings auf Luthers Autorität berufen, sonderlich auf seine Schrift: „Grund und Ursach aus der heiligen Schrift, daß eine christliche Versammlung oder Gemeine Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen“ vom Jahr 1523 und auf die andre Schrift vom gleichen Jahr: „Von Einsetzung und Ordnung der Diener der Kirchen, d. i. der Gemeine. An den ehrsamem und weisen Rat der Stadt Prage des Böhmischn Landes.“ Man übersah dabei nur, daß Luthers Vorschlag ein von der Not geborner (Löhe meinte: fast dürfe man sagen „fehlgeborner“) und für den Notstand berechneter Rat war, wie er denn selbst in der erst angeführten Schrift sagt: „Wenn unsre Bischöfe und Äbte u. s. w. an der Apostel Statt, wie sie sich rühmen, wären, wäre das wohl eine Meinung, daß man sie ließe thun, das Titus, Timotheus, Paulus und Barnabas thäten mit Pricster einsetzen zc. — — Nu aber zu unsern Zeiten die Not da ist und kein Bischof nicht ist, der evangelische Prediger verschaffe, gilt hie das Exempel von Tito und Timotheo nichts, sondern man

---

\*) Mit Recht wandte Löhe hiegegen ein: „Wenn die Ordination nichts mehr ist als solemnis declaratio vocationis, warum kann sie dann (bei Übernahme eines neuen Berufs an einer andern Gemeinde) nicht wiederholt werden? Warum sehen dann die Installationen der Ordination ähnlich wie ein Ei dem andern?“ (Brief an Dr. Petri vom 16. Dez. 1847.)

muß berufen aus der Gemeinde, Gott gebe, er werde von Tito bestätigt oder nicht.“ Wie weit Luther davon entfernt war, in jenem Brief an die Böhmen eine Theorie über die ordnungsmäßige Übertragung des Amtes aufzustellen, geht daraus hervor, daß er sich jenes außerordentliche Recht der Gemeinde (aus ihrer Mitte einen durch Gebet und Handauflegung zum Bischof, d. h. Pastor zu berufen) auf den Ausnahmefall beschränkt denkt, wo es sich um Herstellung eines neuen, auf andere Weise nicht zu gewinnenden geistlichen Ministeriums handelt, während er nach Beseitigung dieses Notstandes Rückkehr zu der alten Ordnung anrät, wonach die von der Gemeinde (extraordinarie) gewählten ministri verbi das Amt ändern befehlen sollten, „doch mit Zustimmung der Gemeinde.“ (Quomodo non multo magis jus ac praeceptum habebit tota aliqua universitas, id officii communibus suffragiis alicui uni vel pluribus vice sua committere et illi deinceps aliis, accedentibus iisdem suffragiis?) Dazu kommt, daß Luthers eigene Praxis den von ihm in dem Brief an die Böhmen entwickelten Grundsätzen nicht entsprach. Als ihn der päpstliche Legat Bergerius im Jahre 1537 fragte, ob sie (die Protestanten) auch Priester weihen? antwortete er bekanntlich unter Hinweis auf den mitanwesenden Dr. Pomeranus: „Quoniam pontifex et episcopi nobis omnem ordinationem denegant, ipsi mandato divino consecramus et ordinamus.“ Offenbar war es also von Seiten Missouriis ein Irrtum, aus dem Notrecht vermittelst einer Reihe verstandesmäßiger Konsequenzen eine allgemein gültige Theorie von der Entstehung des geistlichen Amtes ableiten zu wollen.

Zu leugnen ist freilich nicht, daß die in dem Brief an die Böhmen ausgesprochene individuelle Anschauung Luthers auch in einige (nicht alle) Stellen der symbolischen Bücher Eingang gefunden hat. So kann man aus dem Tractatus de Pot. et Prim. Papae, namentlich aus dem Abschnitt „von der Bischofen Gewalt

und Jurisdiktion," wenn man Tendenz und Zusammenhang des Ganzen außer acht läßt, einzelne Stellen herausgreifen, welche direkt die missourische Theorie von der Entstehung des heiligen Amtes zu bestätigen scheinen. Der Zweck des letztgenannten Abschnitts ist freilich zunächst kein anderer als der Nachweis der Rechtmäßigkeit der Presbyterordination, d. h. der Ordination von Pfarrern durch Pfarrer, im Gegensatz zu der römischen Behauptung, daß nur der Bischof die Priesterweihe gültig erteilen könne. Die ganze Beweisführung zweckt doch offenbar auf den Satz ab: *Quum jure divino non sint diversi gradus episcopi et pastoris, manifestum est ordinationem a pastore in sua ecclesia factam jure divino ratam esse.* Es handelt sich also um Rechtfertigung eines Notstandes, der im Grunde keiner war und auch von unsern Vätern gar nicht als solcher, sondern nur als eine durch den Wegfall der bischöflichen Autorität in der evangelischen Kirche nötig gewordene Abweichung von der *politia canonica* angesehen wurde. Nur um diesen Beweis (für die Rechtmäßigkeit der Presbyterordination), der durch die Geltendmachung der wesentlichen Gleichheit des bischöflichen und des Presbyter-Amtes bereits zur Genüge erbracht war, noch zu verstärken, wird dann auf den wirklichen Notfall recurriert, wo das Amt und der Dienst des Amtes völlig unerreichbar ist, in welchem Falle denn auch „ein schlechter Laie einen andern absolvieren und sein Pfarrer werden kann“ (M. p. 341). Nun ist es ja sonst allgemein zugestanden, daß der Notfall seinem eigenen Gesetze gehorcht, und daß die Erlaubnis, welche er gewährt, nicht zu einer Regel verallgemeinert werden darf. Missourischerseits argumentierte man aber umgekehrt: Gerade aus dem Notfall werde das Recht und die ursprüngliche Ordnung klar, denn woher könnte der einzelne das Recht zur Verrichtung geistlicher Funktionen nehmen, wenn er es nicht auch abgesehen von dem Notfall befäße, wenn es nicht schon in dem geistlichen Priestertum des einzelnen Gläubigen

latent vorhanden wäre? Und was hier folgerungsweise erschlossen wurde, das schien mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit in der bekannten Stelle des tractatus ausgesprochen: *Vera ecclesia, quae quum sola habeat sacerdotium, certe habet jus eligendi et ordinandi ministros* (M. p. 342). Es blieb nur noch der Beweis zu führen übrig, daß an all den einschlägigen Stellen unter *ecclesia* die gläubige Laiengemeinde mit Ausschluß der Amtsträger gemeint sei. Man machte sich diesen Beweis ziemlich leicht durch Berufung auf die gleichfalls im tractatus sich findende Stelle: „*Paulus exaequat ministros et docet ecclesiam esse supra ministros*“ (M. p. 330). Man übersah hierbei nur oder wollte nicht sehen, daß der engere Begriff von *ecclesia* (= gläubige Laiengemeinde, wofür sich sonst, z. B. M. p. 342 N. 70 der Ausdruck *populus* gebraucht findet) nur da zur Anwendung kommt, wo der *ecclesia* ausdrücklich die *ministri* gegenüber gestellt sind, daß aber in allen andern Fällen die letzteren unter den Begriff *ecclesia* stillschweigend, weil naturgemäß mitbefaßt sind. Aber eben diese willkürlich verengerte Begriffsbestimmung von *ecclesia* war die Voraussetzung (nach unsrer Überzeugung allerdings das *πρωτον ψευδος*), mit welcher man missourischerseits an die Auslegung der symbolischen Stellen ging. Unter dieser Voraussetzung stimmten dann Äußerungen, wie die oft angeführte des Tractatus M. p. 333, 24: *Claves non ad personam unius certi hominis, sed ad ecclesiam pertinent; Christus tribuit principaliter claves ecclesiae et immediate völlig mit der missourischen Amtsdoktrin überein. Die Wahrnehmung, daß an der zuletzt angeführten Stelle es sich gar nicht um den Gegensatz von Amt und Gemeinde handelt, daß dort vielmehr Petrus resp. sein angeblicher Nachfolger und die Gesamtkirche, die ja doch das Amt, wie die Gnadenmittel in sich trägt, einander gegenübergestellt sind, hätte sich bei vorurteilsloser Betrachtung der symbolischen Stellen auch einem missourischen Auge*

nicht entziehen können. Die unmittelbar sich daran anschließende Folgerung: „Daraus folgt nu, daß in solchen Sprüchen nicht allein Petrus, sondern der ganze Haufe der Aposteln gemeint wird,“ sind ja für jeden Sehenden klar. Ihrem Zusammenhang und ihrer nächsten Tendenz entfremdet schienen aber die angeführten Stellen in der That zu beweisen, was sie beweisen sollten. Und missourischerseits begnügte man sich mit dem Beweis aus den Symbolen. Ihr Schriftbeweis war dürftig und schwächlich.

Diese missourische Amtstheorie stieß nun aber in Amerika selbst auf einen Gegensatz in der Richtung Grabaus, des Seniors der Buffalohynode. Grabau, ein sehr begabter und kenntnisreicher Mann, war, um den Verfolgungen der Union zu entgehen, mit einer Anzahl konfessionell gesinnter Lutheraner im Jahre 1839 aus Preußen nach Amerika ausgewandert. Buffalo wurde der Mittelpunkt der neuen Niederlassung, und nach ihm hieß der neu entstandene Kirchenkörper die Synode von Buffalo. Die Erfahrungen Grabaus scheinen vielfach entgegengesetzter Art von denjenigen der Sachsen gewesen zu sein. Während die letzteren durch die schreckliche Enttäuschung, die sie an Stephan erlebten, von jedem hierarchischen Gedanken geheilt und einer demokratischen Ausgestaltung der Kirchenverfassung geneigt geworden waren, war Grabau andererseits im Zusammenhang mit seiner gesamten Lebensführung von der großen Bedeutung des heiligen Amtes für Gemeindebildung und Gemeindeleitung überzeugt worden. Er sah, umgekehrt wie die Missourier, die Hauptgefahr der lutherischen Kirche in Amerika, dem Land „aller christlichen und kirchlichen Freiheit“, in der Versuchung der Gemeinden zum Mißbrauch eben dieser Freiheit. Er betonte daher nicht, wie Missouri, die Rechte der Gemeinde, „der *κνρ/α*,“ sondern die Rechte des Amtes; er legte den Nachdruck nicht, wie dort geschah, auf die Gerechtigame, sondern auf die Pflichten des geistlichen Priestertums. Greifbar trat der Unterschied beider An-

schauungen hervor in der Lehre von der Ordination, in welcher Grabau nicht, wie Missouri, nur eine löbliche Ceremonie, sondern eine gebotene göttliche Ordnung, ein wesentliches Stück des rite vocatum esse sah, worunter sich ihm electio, vocatio und ordinatio befaßte.

Kein Zweifel, daß Grabaus Anschauungen der Strömung des amerikanischen Geistes ebenso zuwiderliefen, als die missourischen sich ihr anschlossen. Nichts konnte für die amerikanische Denkweise, welche auch keine andere politische Autorität kennt, als die durch Mandat des Volkes übertragene, einleuchtender sein als die Lehre, daß das Amt von der Gemeinde in Vollmacht des geistlichen Priestertums übertragen werde. Vielleicht ist die Anziehungskraft der Missouriynode und ihr außerordentliches Wachstum teilweise wenigstens dieser Anpassungsfähigkeit an amerikanische Grundsätze zuzuschreiben, während die Anschauung der Buffalosynode an und für sich schon nicht leichten Kampf gegen die amerikanische Strömung hatte. Dennoch würde Grabaus Richtung, so gewiß in ihr ein Kern der Wahrheit war, auch in Amerika eine Zukunft gehabt haben, wenn nicht Grabau selbst die von ihm vertretene Sache durch hierarchische Anmaßung aufs tiefste geschädigt hätte. Er erhob nämlich auf Grund von Ebr. 13, 17 den ungeheuerlichen Anspruch auf „Treue und Gehorsam der Gemeinde gegen ihren Hirten in allen Dingen, die nicht wider Gottes Wort seien“ — also auch in Angelegenheiten des zeitlichen Lebens. Der maßlose Anspruch erzeugte natürlich nicht selten den Widerspruch der Gemeinden, der von Grabau mit Bannstrahlen und Exkommunikationsdekreten bekämpft wurde, ein tyrannisches Verfahren, welches bald zu einem Zusammenstoß mit der Missouriynode führte. Letztere hatte in mehreren Fällen ehemaligen buffaloiischen Gemeinden oder Bruchteilen von Gemeinden, die der Grabauschen Exkommunikation verfallen waren, Aufnahme in ihren Verband und kirchliche Versorgung

gewährt. Dadurch wurde der theologische Gegensatz zwischen beiden Synoden zu einer praktisch-kirchlichen Streitfrage verschärft. Der Streit wurde auf beiden Seiten mit Bitterkeit geführt, und auch in der Nachahmung des scharfen und derben Tones altlutherischer Polemik zeigten beide Teile gleiche Virtuosität.

Dies war das Verhältnis beider Synoden, als Löhe den Frieden zwischen ihnen zu vermitteln suchte. Ihm schien dieser Versuch nicht aussichtslos, sofern in der eigentlichen theologischen Streitfrage die Anschauungen der beiden Gegner sich nicht principiell unveröhnlich gegenüber standen. Ein *mandatum divinum*, eine göttliche Einsetzung des Predigtamts, erkennt ja auch die Missourisynode an. Die Streitfrage beschränkte sich also im Grunde auf den *modus* der Amtsübertragung, und in der hierüber noch verbleibenden Differenz zwischen beiden Synoden konnte Löhe kein Hindernis gegenseitiger Anerkennung und kirchlicher Gemeinschaft erkennen. Er sah ja, daß in der Lehre vom Amt und von der Ordination zwei nachweislich bis auf Luther und Melancthon zurückzuführende Strömungen\*) in der lutherischen Kirche nebeneinander hergingen; eine mehr demokratische und eine mehr hierarchische (beide Ausdrücke natürlich ohne übeln Nebenbegriff genommen). Er brachte dafür auch den Nachweis in seiner „Beurteilung des kirchlichen Differenzpunktes zwischen P. Grabau und den sächsischen Pastoren

---

\*) Löhe berief sich gern darauf, daß die Reformatoren und Kirchenordnungen seines geliebten Frankenlandes einer Anschauung von Amt und Ordination zugehörig waren, in der er die seinige wieder erkannte. Man vergleiche z. B. die letzte der der Nürnberg-Brandenburgischen Kirchenordnung beigegebenen Kinderpredigten von 1592, in welcher folgende Stelle sich findet: „Es ist das Predigtamt, das unser Herr selbst angefangen, eingesetzt und verordnet hat, immer von einem auf den andern kommen durch das Auflegen der Hände und Mittheilen des heiligen Geistes bis auf diese Stunde. Und das ist auch die rechte Weise, damit man die Priester weihen soll und allewege geweiht hat und soll noch also bleiben.“

in Missouri.“ Das Resultat, zu dem er kam, war dieses: Die alten Lehrer sind (über die Bedeutung der Ordination) nicht einig, die Symbole haben keine allseitigen, durchweg genügenden Bestimmungen, die Schrift ist in den betreffenden Stellen nicht einmütig aufgefaßt, und die Lehre von der Ordination ist eben eine von denen, über welche man innerhalb der lutherischen Kirche je und je verschiedner Ansicht gewesen ist, auf deren einmütiges Verständnis erst durch Satz und Gegensatz hinzuwirken ist. — Der Herr wird, was auf uns als eine noch nicht abgeschlossene Frage gekommen ist, durch Seinen Geist, der in alle Wahrheit leitet, gnädig lösen.“

Die eigene Stellung Löhes zu den strittigen Fragen wird aus seiner Beurteilung der sich bekämpfenden Anschauungen der amerikanischen Brüder klar genug ersichtlich. Selbstverständlich verurteilte er Grabaus hierarchische Anmaßungen und seine ungeistliche Tyrannei auf das entschiedenste. Er weisagte bei Festhaltung solcher Grundsätze „ein traurig Los der mit Grabau verbundenen Gemeinden.“\*) Aber hiervon abgesehen teilte er Grabaus Anschauungen von Amt und Ordination. Der Einklang der Überzeugungen in diesem Punkt führte indessen nicht zu einer engeren Verbindung oder zu einer Gemeinschaft des Wirkens zwischen Löhe und Grabau, trotz der Sympathien, welche sich der letztgenannte, als er im Jahre 1853 mit seinem Freunde P. v. Rohr nach Deutschland kam, um bei der lutherischen Kirche der alten Heimat Recht wider die Missourisynode zu suchen, auch im Frankenland erwarb. Und es war gut so. Denn der Standpunkt der Buffalosynode war — wie Löhe bald erkannte — trotz ihrer heftigen Befehdung Missouris mit dem der

---

\*) In der That ist, während die Missourisynode zu einem mächtigen, weite Gebiete Nordamerikas überschattenden Baum erwachsen ist, die Buffalosynode verkümmert. Sie zählt gegenwärtig, nach mehr als 40jährigem Bestand, nur 19 Pastoren mit 23 Gemeinden.

letzteren Synode näher verwandt als mit Löhes kirchlichen Anschauungen. Die Buffalo- und die Missourisynode stellten zwei nur in Einzelheiten verschiedene, im übrigen aber auf dem gemeinsamen Boden des sog. Altlutheranertums stehende kirchliche Richtungen dar. Dies zeigte sich, als nach einigen Jahren Löhe mit seinen eschatologischen Anschauungen hervortrat. Das Verdammungsurteil, welches Missouri über Löhes sog. Chiliasmus fällte, war kein schrofferes als das Grabaus und seiner Synode. Indessen dieses Verhältnis zur Buffalosynode, das nie besonders eng gewesen war, sah man auf beiden Seiten ohne viel Betrübnis sich lösen. Viel schmerzlicher war die Aussicht, daß die in der Amtsfrage vorhandene Differenz eine Lösung der innigen und segensreichen Verbindung Löhes mit der Missourisynode herbeiführen könnte, für beide Teile. Beide waren daher anfangs von dem ernstesten Wunsch nach einer friedlichen Ausgleichung des Gegensatzes beseelt. Zu diesem Zweck wurde eine lebhaftere Korrespondenz über den Ocean herüber und hinüber geführt. Indes erwies es sich bald als unmöglich, auf brieflichem Wege die hervorgetretene Differenz zu heben. Deshalb richtete die Synode von Missouri an Löhe die dringende Einladung, zu persönlicher Anschauung der Verhältnisse und gegenseitiger mündlicher Aussprache auf einige Monate in ihre Mitte zu kommen. Löhe, der damals in schwere kirchliche Kämpfe in der Heimat verwickelt war, mußte die Einladung ablehnen. Da entschloß sich die Synode, ihre beiden hervorragendsten Männer, Walther und Wynken als Delegaten nach Deutschland zu schicken, um Löhe, „den alten treuesten Freund der lutherischen Kirche Nordamerikas, den beredtesten Fürbitter derselben, wenn nicht vor Gott, so doch bei den Brüdern, in welchem die Missourisynode recht eigentlich ihren geistlichen Vater zu verehren habe“ (Lutheraner 1852, Nr. 13) mit Gottes Hilfe wiederzugewinnen, zugleich aber mit den verschiedenen lutherischen Kreisen Deutschlands innigere Verbindungen anzuknüpfen.

Im Oktober 1851 trafen die beiden Delegationen bei Löhre ein. Es kam zu einem eingehenden Meinungsaustausch. Löhre gab den beiden Abgesandten der Missouri-Synode zu, daß man durch eine Reihe von Verstandeskonsequenzen, wobei man das allgemeine Priestertum aller Gläubigen zum Ausgangspunkt nehme, leicht zu der missourischen Amtslehre gelangen könne; er verhehlte ihnen aber nicht, daß nach seiner Meinung ihrer Anschauung die Schriftbegründung fehle. Er war erstaunt, aus dem Munde der beiden Delegationen einer Erklärung ihrer Zufriedenheit mit diesem Zugeständnis zu begegnen, da er doch der missourischen Ansicht nur den Wert eines Theologumenons beigemessen zu haben glaubte. In einem kurzen Bericht über diese Zusammenkunft, den Löhre in Nr. 10 der Kirchlichen Mitteilungen vom Jahr 1851 gab, und der nicht bloß die herzlichste Friedensliebe, sondern auch die vertrauensvollste Zuversicht auf die Erhaltung des kirchlichen Friedens zwischen Missouri und ihm atmet, bezeichnet Löhre als die Punkte, in welchen sich hauptsächlich eine Verschiedenheit der Ansichten herausgestellt hatte und in welchen nach seiner Meinung von den Brüdern in Amerika ein Fortschritt zu größerer Vollkommenheit zu erstreben sei, folgende Stücke:

1. Das Verhältnis der unsichtbaren Kirche zur sichtbaren, die Notwendigkeit der Lebensäußerung und Lebensgestaltung der unsichtbaren Kirche in der sichtbaren Welt;
2. Der von Gott gewollte Zusammenhang der Einzelgemeinde mit der ganzen Kirche, die Darstellung der Lehre vom Leib und seinen Gliedern in der pilgernden Kirche;
3. Die Scheidung zwischen Gesetz und apostolischer Ordnung, und die volle Würdigung der letzteren für die Leitung der sichtbaren Kirche;
4. Die rechte Würdigung des Fortschrittes und der Siege der lutherischen Kirche in pietistischen und andern verwandten Streitigkeiten des vorigen Jahrhunderts.

Löhe begehrte mit seinen ihm allmählich erst aus der Schrift erwachsenen Anschauungen nicht vorschnell abzuschließen; er gab sich auch der Hoffnung hin, daß Missouri sich gleichfalls für einen schriftgemäßen Fortschritt der Erkenntnis in diesen Fragen offen erhalten werde. In dieser Hoffnung schloß er den Bericht über sein Gespräch mit den beiden Delegaten mit den Worten: „Liebe Brüder, für euch und mit euch gehen wir gern! Uns und euch vereinige Jesus und sein Geist auf ewig.“ Freilich täuschte er sich in dieser Hoffnung. Die missourischen Delegaten erklärten ihm nachmals, daß sie allerdings in der obschwebenden Frage bereits abgeschlossen hätten, in der Überzeugung, daß die Lehre in den betreffenden Punkten bereits durch die Symbole der lutherischen Kirche entschieden sei. Wenn dennoch auch die missourischen Delegaten die Hoffnungen Löhes auf Herstellung eines völligen Einverständnisses teilten, so geschah es in der Erwartung, daß Löhe schließlich ihrer Meinung zufallen werde. Zwei verschiedene Standpunkte begegneten sich hier, der des Traditionsprinzips und des Schriftprinzips. Von missourischer Seite wurde ersteres scharf in der Forderung formuliert, daß man, ehe man selbst in der Schrift suchen wolle, sich erst kindlich einfältig zu den Füßen der alten lutherischen Lehrer setzen und sie hören müsse, und daß Lutheraner als solche nicht ihre Symbole nach der Schrift, sondern die Schrift nach ihren Symbolen auszuliegen hätten.)\* Löhes Standpunkt hingegen spricht sich in einem Brief vom 1. Juli 1853 an Pastor Großmann in folgenden bezeichnenden Stellen aus. Nachdem er anerkannt hat, daß Walthers Lehre diejenige Luthers und der ihm in diesem Stück folgenden Theologen sei, fährt er fort: „Ebenso gewiß aber ist es, daß anerkannt lutherische Theologen und zwar gerade die, welche die Vor-

\*) „Wie aber dann, — fragte Grabau mit Recht — wenn über die Symbole und ihre Auslegung selbst Streit entsteht?“ Eben dies war ja der Fall in der Amtsfrage.

kämpfer der lutherischen Kirche gegen den Pietismus waren, behauptet haben, daß das heilige Amt nicht bloß das geistliche Priestertum in Funktion, sondern innerhalb des geistlichen Priestertums ein besonderer Beruf sei, wie auch der der Obrigkeit zc. Kein Mensch hat sie um der Punkte willen, in denen sie von der lutherischen Meinung abwichen, für untüchtige Glieder der lutherischen Kirche gehalten. Auch haben sie Vorgänger bis hinauf in die reformatorische Zeit. Auf die symbolischen Bücher haben sich beide Teile berufen. Die symbolische Lehre scheint mir nicht fertig. Wäre sie das, so begriffe ich nicht, wie man von beiden Seiten sich auf sie berufen könnte. Übrigens fragt es sich nicht, was Luther, die Theologen und die Symbole sagen, sondern was sagt die Schrift? Aus ihr stammen meine, und nicht bloß meine Zweifel an der individuell lutherischen Lehre. Bei mir ist es so, daß ich erst die Lehrer hörte, dann die Schrift. Die Schrift aber hat mich bedenklich gemacht.“ Ähnlich hat sich Löhe, ziemlich gleichzeitig mit jenem Brief, in einem Aufsatz Nr. 7 der Kirchlichen Mitteilungen vom Jahr 1853 ausgesprochen. Auch hier sieht er die Erfahrungen der lutherischen Kirche im pietistischen Streit für geeignet an, als Korrektiv gegen die individuelle lutherische Amtslehre zu dienen. „Mir scheint es unwidersprechlich, sagt er hier, daß die pietistischen Streitigkeiten namentlich für die Lehre vom geistlichen Priestertum und deswegen auch für die Lehre vom Amt höchst bedeutend sind, sowie es unleugbar ist, daß gerade die Vertreter der eigentlich lutherisch kirchlichen Richtung in jenem Streite nicht die individuell lutherische Ansicht vertraten. Mir scheint es, als wären die Vorgänge des vorigen Jahrhunderts gar noch kaum gewürdigt und als wären sie für die Lehre vom geistlichen Priestertum und dem neutestamentlichen Amte von einem Gewichte, welches das der ältesten Theologen aufwiegen könnte. Ich will damit nichts anderes sagen, als daß man ein Lutheraner sein kann, auch wenn man nicht die Ansichten vom Amte

teilt, welche unsere amerikanischen Freunde haben. Vollkommene Einigkeit hierin war in der lutherischen Kirche nie vorhanden. Die Kirche als solche war in der Sache nicht so fertig, daß man die widerstrebende Partei verworfen hätte. Wahrscheinlich würde man längst aus der Ungewißheit und zu einer völligen Einigkeit gekommen sein, wenn man wie die Brüder in Nordamerika im Falle gewesen wäre, neue Kirchenbildungen vorzunehmen. Der Staat nahm aber bei uns die Kirche unter seine Vormundschaft und bei der Ausbildung von Landeskirchen war den Pfarrern und Theologen so ziemlich alle Mühe erspart, die praktischen Konsequenzen aus den verschiedenen Ansichten zu ziehen.

Unsere amerikanischen Brüder freilich versichern, die Kirche ist fertig, weil sie fertig sind, und allem, was sie in ihrer Meinung irre machen könnte, mit der Autorität Luthers und einiger (wenn das nicht schon zuviel gesagt ist) symbolischer Sätze dominierend entgentreten. Die exegetische Begründung seiner Ansichten ist bei Walthers wie auch bei Höfling und auch bei unsern Vätern das geringste. Ich will nicht fertiger sein als es möglich ist. Ich glaube an eine Entwicklung der lutherischen Kirche. Ich denke, gerade die Lehre von Amt und Kirche wird mächtig einwirken, und was die Reformation gewonnen und errungen, was Gott der rechten schriftgemäßen Treue ferner schenken wird, das wird dann mächtig auch in die Praxis gehen. Nichts von allem, was die Reformation gewonnen, soll aufgegeben werden; aber es kann wohl auch noch manch andere Lehre, für die unsere Väter nur eine mehr polemische und apologetische Fassung hinterließen, völliger und herrlicher ausgebildet werden.“

---

Noch einige Male kam es zwischen Löhe und den beiden Abgesandten der Missouri synode zu einer Besprechung. Im ganzen

war jedoch der beiderseitige Verkehr nicht sehr lebhaft. Walther und Wyncken brachten den größten Teil ihrer Zeit in Erlangen zu, wo sie ihrer Richtung verwandteren Anschauungen begegneten, wiewohl sie in der Lehre vom Amte auch mit den dortigen Professoren, die fast alle der Anschauung Höflings beipflichteten, sich nicht einigen konnten.\*) Dort in Erlangen stellte Walther eine ihm von seiner Synode übertragene Arbeit, eine Sammlung von Zeugnissen der alten Lehrer der lutherischen Kirche für die missourische Anschauung von Kirche und Amte fertig, „die Hauptfrucht seiner Anwesenheit in Deutschland,“ wie Löhe sagte. Die kühle Zurückhaltung der beiden Delegaten während ihres längeren Aufenthalts in Erlangen, dem Lager der damaligen „befreundeten Gegner“ Löhes, berührte diesen wehethuend. Um so höher rechnete er es ihnen an, daß sie in dem damals eben auf seinem Höhepunkt angelangten bayrischen Kirchenkampf mannhaft auf seine Seite traten und ihre völlige Übereinstimmung mit seinen konfessionellen Grundätzen und seinem Dringen auf ungemischte Abendmahlsgemeinschaft öffentlich bezeugten, ja lieber auf eine von dem bayrischen Kirchenregiment ihnen in ziemlich sichere Aussicht gestellte Kirchenkollekte verzichten, als sich einer Verschämung der christlichen Bekenntnispflicht schuldig machen wollten. (s. Bd. II, 2, S. 396 f.)

Löhe nannte dies entschiedene Bekenntnis der amerikanischen Brüder zu einer damals fast von allen Seiten übel verschrieenen Sache „den Glanzpunkt in ihrem gesamten Verhalten während ihres Aufenthalts in Deutschland.“ In welchem Maße übrigens der eigentliche Zweck ihrer Reise den Abgesandten Missouris erreicht

---

\*) Während nämlich Dr. Höfling das geistliche Amte nur für ein Produkt einer socialen und ethischen Notwendigkeit, nicht für eine unmittelbar göttliche Ordnung erklärte, betonten die Missourier mit unsern Symbolen aufs entschiedenste die ausdrücklich göttliche Einsetzung des Hirtenamtes.

schien, mag aus einem Briefe entnommen werden, welchen Walthers vor seiner Abreise von Lesum aus an Löhe richtete. „Ich kann und muß Ihnen bekennen,“ sagt er da, „daß die unseligen Vorurtheile, mit welchen ich noch Ihr Haus betrat, bei mir gänzlich geschwunden sind, daß ich ein herzliches Vertrauen zu Ihrer lautereren Treue gegen unsere geliebte lutherische Kirche und die lebendigste Überzeugung von der Einigkeit im Geiste mit hinwegnehme. . . . Mein heißester Wunsch ist nun, daß, wo es möglich wäre, auch noch die, wenn auch nicht bedeutenden Differenzen in der Entwicklung der Lehre, welche etwa noch vorhanden sind, sich durch Gottes Gnade ausgleichen, und so das nicht möglich ist, dieselbigen doch nie die Einigkeit im Geiste, welche Gottes heiliger Geist gewirkt hat, stören noch einen Anlaß dazu geben mögen, daß das gemeinsame Treiben des Werkes des HERRN irgendwie gehindert werden könne. Doch ich habe ja gesehen, welches köstliches Gut Ihnen der Friede der Kirche ist, und wie sehr Ihnen gerade das Gedeihen unserer Kirche, die zumeist eine Pflanze Ihrer treuen Hände ist, am Herzen liegt; daher darf ich Sie nicht erst darum bitten, alles zu thun, was Ihnen Ihr Gewissen nur gestattet, damit unsere verwaiste Kirche in Amerika sich fort und fort der innigsten Gemeinschaft gerade mit Ihnen vor aller Welt rühmen könne.“ — Und auch noch geraume Zeit nach seiner Rückkehr äußerte sich Walthers im „Lutheraner“ (1852, Nr. 20) über den Erfolg seiner Verhandlungen mit Löhe in hoffnungsvoller Weise folgendermaßen: Wir können es freilich nicht verhehlen, daß die mündlichen Verhandlungen keine in allen einzelnen Lehrpunkten völlige Einhelligkeit zu ihrem Ergebnisse hatten. Insonderheit stellte es sich heraus, daß zwischen uns eine für jetzt nicht zu hebende Differenz in betreff der Lehre von der Ordination stattfindet. Während wir nämlich festhielten, daß die Ordination im engeren Sinne nicht göttlicher Einsetzung und eine, wenn auch noch so ehrwürdige und heilsame, doch

nur apostolische kirchliche Ordnung zu öffentlicher feierlicher Bestätigung der Vokation mit Gebet und Handauslegung sei; so erklärte hingegen Herr Pastor Löhe, die Überzeugung nicht aufgeben zu können, daß die Ordination eine göttliche Ordnung und mehr, als eine bloße Bestätigung des erhaltenen Berufes zum Predigtamte sei. Da aber wir auf unsrer Seite Herrn Pastor Löhe bezeugen konnten, wie hoch und heilig uns dennoch die Handlung der Ordination stehe . . . und da wir natürlich auch dies gern zugestanden, daß das zur Ordinationshandlung gehörige Gebet, so es im Glauben und gegründet auf die dem heiligen Predigtamte gegebenen besonderen herrlichen Verheißungen zu Gott gesendet wird, gewiß nicht unerhört bleibe, sondern ohne Zweifel mit der Ausgießung der nötigen Amtsgaben u. gekrönt werde; — da hingegen ferner Herr Pastor Löhe auf seiner Seite als seine Überzeugung aussprach, daß alle Rechte und Herrlichkeiten, welche Christus erworben, ursprünglich nicht einem Stande, sondern der Gemeinde der Gläubigen und Heiligen gehöre; — da endlich, wie wir es Herrn Pastor Löhe zugestehen mußten, daß einzelne Theologen innerhalb unserer Kirche und insonderheit einige Kirchenordnungen mit ihm über die Ordination gleiche Rede führten, so Herr Pastor Löhe es uns zugestand, daß gerade die ausgezeichnetsten lutherischen Dogmatiker auf unsrer Seite stehen und den von uns vertretenen Lehrtypus in dem genannten Punkte aufgestellt haben; so konnte es nicht fehlen, die noch vorhandene Differenz durften und konnten wir beiderseits für kein Hindernis ansehen, daß wir uns nicht trotz derselben die Bruderhand reichen und noch ferner gemeinschaftlich das Werk des Herrn treiben sollten. . . . Sind wir (also) auch, was die streitigen Lehrpunkte betrifft, mit Herrn Pastor Löhe nicht bis auf jeden Ausdruck zum Abschluß gekommen, so können wir doch mit fröhlicher Zuversicht die l. Leser jetzt schon versichern, daß eine Einigung in der Wahrheit und in der Liebe durch Gottes Gnade erzielt worden ist“

(freilich — wie es unmittelbar darauf heißt — noch keine „bis in die letzten Fasern der Lehrentwicklung gehende Einigkeit“).

---

Indes die beiderseitigen Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Die Missourier täuschten sich in der Erwartung, daß Löhe ihrer Meinung mit der Zeit beifallen werde, und Löhe irrte, indem er den Missouriern Freiheit des Geistes genug zutraute, um in einer kirchlich noch nicht abgeschlossenen Frage neben ihrer Anschauung einer abweichenden Raum zu lassen.\*) Die räumliche Entfernung schien auch die Gemüther wieder einander mehr zu entfremden. Löhe nahm Missouri gegenüber eine reserviertere Haltung ein, welche auf missourischer Seite Mißtrauen erweckte und zu allerlei Mißverständnissen Anlaß gab. Bei der Anwesenheit der missourischen Delegaten war auch der Plan zur Errichtung eines Schullehrerseminars besprochen worden, zu welchem Löhe die Mittel aufbringen zu wollen versprach. Das Seminar sollte der Synode von Missouri dienen, die Leitung desselben wollte sich jedoch Löhe so lange vorbehalten, bis das Seminar eine völlige Dotation und eine feste Einrichtung und Gestalt gewonnen hätte. Löhe hatte zu diesem Vorbehalt keine besonderen Gründe. Einmal glaubte er, durch ein gewisses Maß von selbständigem Auftreten gegenüber der Missourisynode einen tatsächlichen Protest gegen ihre zur Trennung treibende

---

\*) Den Missouriern erschien sie freilich als abgeschlossen, da ja gerade um die beiden Fragen von Kirche und Amt sich insonderheit die Lehrkämpfe der Reformation bewegt hätten. Mit Recht erwiderte aber Löhe, daß die positive Darlegung der schriftmäßigen Lehre in jenen Stücken unsern Vätern weniger gelungen sei, als die Abwehr der römischen Irrtümer, und daß die hieher gehörigen thetischen Aufstellungen der Symbole keineswegs so abschließender und entscheidender Natur seien, daß nicht Meinungsverschiedenheiten hätten entstehen und bis zur Stunde fortbestehen können.

Überschätzung der vorhandenen theologischen Differenz einlegen zu müssen, andererseits wollte er sich mit der Abtretung des Schullehrerseminars an die Missourisynode aus dem Grunde nicht beileiden, weil er bei der Übergabe des Seminars Fort Wayne und der Missionsstation Frankenmuth die Erfahrung gemacht hatte, daß er durch Cession seiner Rechte für seine eigenen Stiftungen gleichsam aufhörte zu existieren, und ihm außer dem Recht sie auch noch ferner mit Geld zu unterstützen, kein Einfluß mehr auf dieselben gestattet wurde. Demnach sollte das Seminar zwar in Kirchengemeinschaft, aber zunächst wenigstens nicht unter dem Kirchenregiment der Synode Missouri stehen. Den Lehrern, wie den Schülern der Anstalt war von Löhse eine rein defensive Stellung vorgeschrieben und eine friedliche Haltung zur Pflicht gemacht. Diese Stellung des Seminars in Mitte der fränkischen Kolonien erschien jedoch der Missourisynode unerträglich und wurde von ihr als ein Eingriff in ihr Kirchenregiment, als ein Versuch, ein Schisma anzurichten, bezeichnet. Es wurde der Satz aufgestellt, daß in einem Territorium, in welchem bereits ein rechtgläubiges Kirchenregiment bestehe, kein anderes Regiment neben dasselbe gestellt werden dürfe. So wurden die territorialen Grundsätze deutscher Kirchenrechtslehrer auf die freien amerikanischen Verhältnisse angewendet. Da der Leiter des Seminars wurde für den Fall, daß er den Unterricht in demselben nicht einstellen wolle, von seinem Ortspastor mit Kirchenzucht bedroht.

Auch andere Forderungen und Maßnahmen Löhses, die unter anderen Umständen wohl harmloser betrachtet worden wären, wurden bei der jetzigen Spannung der Gemüther von missourischer Seite mit argwöhnischem Auge angesehen. Löhse war mit den beiden missourischen Delegaten übereingekommen, daß im Interesse des von ihm geleiteten Kolonisationswerkes keine Versetzung der Geistlichen oder sonstige wichtige Veränderungen in den fränkischen Kolonien

vorgenommen werden sollten ohne sein Mitwissen und seine Billigung. Dieses Begehren wurde nun für unzulässig erklärt. Ebenso ein anderer Plan Löhes, der dahin ging, das Kolonisationskapital mit dem Kirchengut von Frankenhilf zu vereinigen und daraus ein Hilfskapital für einwandernde Franken und deren Abkömmlinge zu gründen. Um auf diese Stiftung den nötigen Einfluß zu behalten, hielt es Löhe für nötig, über die durch ihn gegründete, überdies noch nicht zur Missourisynode gehörige Gemeinde Frankenhilf eine Art Patronatsverhältnis, sowie ein Aufsichtsrecht über das Stiftungsvermögen und dessen Verwendung in Anspruch zu nehmen. Diese Stellung zu den deutschen Freunden wurde jedoch der Frankenhilfer Gemeinde von Leitern der Missourisynode als ein „knechtisches Abhängigkeitsverhältnis,“ als eine Rückkehr unter eine „schmähliche Priesterherrschaft“ verdächtigt.

Ein weiterer Grund der Entfremdung zwischen Löhe und der Missourisynode war schließlich der Umstand, daß Löhe in dem zwischen Missouri und Grabau ausgebrochenen Streit nicht einfach die Partei der ersteren ergriff. Seine Stellung in diesem Streit war, wie er einmal schreibt, die der Mißbilligung des ganzen Streits. Er fand Grabaus und Rohrs Tyrannei unleidlich, aber auch die Art und Weise der missourischen Polemik höchst unerfreulich. „Ich werde,“ schrieb er am 31. März 1853, „mich durch nichts abwendig machen lassen, zu lieben und durch nichts treiben lassen, die gegenwärtigen Verhältnisse zu billigen. Amerika ist groß genug für eine dritte Partei, die das Wahre von beiden Teilen sucht und hält, beiderseitiges Unrecht verwirft und mehr bauend als streitend, mehr hoffend als habend, ihre Bahn vorwärts geht.

Ich stelle mich friedlich dahin und wirke, weil es Tag heißt, und denke, die Friedfertigen werden das Erdreich ererben. Ich bete, daß die Synode Missouri, jetzt gehoben und stark, nicht auf der eigenen Spitze, zu der sie es treibt, bricht.“

Eine solche friedliche Mittelstellung zwischen den streitenden Parteien, wie sie Löhe für sich und für das Schullehrerseminar einzunehmen begehrte, schien jedoch bei der Heftigkeit, mit welcher zwischen Missouri und Buffalo der Streit geführt wurde, der Synode Missouri unhaltbar, ja unerträglich. Sie spitzte ihre Forderungen zu einem Entweder — Oder zu. Das Schmerzlichste war für Löhe wahrzunehmen, wie auch die fränkischen Kolonisten, größtenteils seine ehemaligen geistlichen Kinder gegen ihn eingenommen und mit Mißtrauen erfüllt wurden.\*) Bei der Öffentlichkeit, mit welcher in freien Gemeinden Streitfragen, welche anderwärts nur Theologen interessieren, auch vor Gemeindegliedern verhandelt werden, konnte es nicht ausbleiben, daß der Streit über Kirche und Amt auch in die fränkischen Gemeinden geworfen und dieselben gegen ihren Stifter dadurch in eine unziemliche Opposition hineingetrieben wurden. „Du glaubst,“ schrieb ein Frankenluster Kolonist an einen Freund in der Heimat, „daß Löhe nicht zu weit geht, und ich versichere dir, daß er zu weit gegangen ist und sich zu tief in die römischen Agenden vertieft hat. . . Wenn ich es nicht so ganz bestimmt wüßte, daß Grabau und seine Freunde in Deutschland irren, ja recht greulich irren, so hätte es mir wehe gethan, daß du geschrieben hast: Wir sind von der Lehre des HErrn und seiner Apostel gewichen. Nein, lieber Bruder, nicht gewichen sind wir, sondern mehr zur Klarheit dieser Lehre sind wir gekommen. Die Frage von Kirche und Amt ist nicht so gering, als sie draußen bei vielen Pfarrern angesehen wird. Ich glaube, weil man von jeher auf diese Frage so wenig geachtet hat, darum ist die Kirche in Deutschland ein so wüßtes Babel geworden. Davon kommt es, daß Pfarrer immer

---

\*) „Nicht bloß die Pfarrer — schreibt Löhe an Dr. Petri — sondern auch die Bauern von Frankenmüt zc. sind nun namentlich um mein Seelenheil besorgt; ich bin hochmütig geworden, tief gefallen zc., niemand wird jetzt so getreten wie ich.“

lieber Menschenknechte, Staatsbeamte, Kommandierer der Gemeinde sein wollen, als Diener Jesu Christi und Hirten der Gemeinde. Und wenn man den Unsinn im Ordinieren und Amtvergeben ansieht, so muß man sich verwundern über die Thorheiten, daß sie Ämter ausgeben, wo der heilige Geist keines hat. . . . Den hochmütigen Geistern\*) gefällt so ein römisches Pfaffentum besser, und treten dadurch das heilige Amt mit Füßen, nehmen es aus Menschenhand und nach Menschenwitz. Daß auch die von Löhle ausgegangenen wie D. und G. rechte Amtschänder sind, ist gewiß. . . . Ich sag dir, l. Bruder, wenn Herr Pfarrer Löhle keine besseren Leute herüberschickt, dann steht es viel schlechter als mit der Baseler Mission. Diese sagen doch gleich, daß sie kein Bekenntnis haben, und so kann sich jeder Rechtschaffne vor ihnen hüten. Diese aber geben vor, sie sind lutherisch, haben jedoch keinen Grund, verwirren die Wahrheit und die Gewissen. Aber zur Überzeugung können sie keinem helfen; denn sie selber sind nicht überzeugt und wollen dem teuren Worte Gottes nicht allein die Ehre geben." Es mag an dieser einen Probe von Parteifanatismus genug sein. Man sieht: die missourische Belehrung hatte in den fränkischen Gemeinden ihre Früchte getragen.

Daß unter solchen Umständen ein nachbarlich friedliches Verhältnis des Seminars zur Missourishnode und zu den missourisch gewordenen fränkischen Gemeinden unmöglich war, lag auf der Hand. Von missourischer Seite wurde die Trennung als der einzige Ausweg bezeichnet. Der damalige Präses der Missourishnode, Wynneken, schrieb am 8. August 1853 deshalb einen langen Brief an Löhle, in welchem er nach eingehender Erörterung und Beleuchtung der Sachlage vom missourischen Standpunkt aus zu dem Schlussergebnis kam, daß eine Verlegung des Seminars aus dem

---

\*) Grabau und seine Gesinnungsgenossen sind gemeint.

Kreise der fränkischen Kolonien im Interesse der Ruhe und des Friedens dieser Gemeinden dringend geboten sei. „Das Seminar, schreibt er, wird, statt ein Zeugnis und Nährerin der zwischen uns bestehenden Einigkeit zu sein, nur als ein Zeugnis und Pflegerin des Mißtrauens dastehen, das man in Deutschland gegen uns hegt, und der Uneinigkeit, welche zwischen uns bestehen muß. Warum sollten Sie wünschen, die Kontrolle über Ihre Stiftungen zu behalten und sie dadurch selbst in eine unnatürliche Stellung gegen die Synode zu bringen, wenn Sie dieselbe nicht bemißtrauten? Woher immer die Klagen, daß wir uns je länger, je mehr selbständiger bewegen und unabhängig von den Brüdern handeln, da ja doch die Kirche ein solches Verhältnis, wie zwischen Mutterland und Kolonien meistens zum Verderben beider stattfindet, nicht kennt, und andererseits ja die Entfernung und die gänzliche Verschiedenheit der äußeren und inneren Verhältnisse es unmöglich macht, den Rat der Brüder immer einzuholen oder danach zu handeln. Woher diese oft zu Tage liegende Empfindlichkeit? So schwer mir es wird, weil ich voraussehe, wie sehr Sie dadurch werden verletzt werden, so muß ich Sie doch um des Friedens der Kirche willen bitten, das Seminar von Saginaw wegzunehmen, da es nicht ein Seminar der Synode sein soll, sondern ein von der Synode unabhängiges, ja nach den darin aufgestellten Grundsätzen ein derselben entgegengesetztes und damit entgegengewirkendes. Ich zweifle nicht daran, daß Sie diese Bitte erfüllen werden. Denn wenn Sie auch gehindert sein sollten, mit Freudigkeit in Gemeinschaft mit uns zu bauen, so werden Sie es doch noch weniger übers Herz bringen können, gegen uns zu arbeiten. Das Seminar in seiner Stellung muß es thun auch gegen Ihren Willen.“ — Schon während seiner Anwesenheit als Visitator in den fränkischen Kolonien hatte Wynneken im Eifer des Gesprächs das Wort fallen lassen: „Geht nach Iowa, dort haben wir noch keine Gemeinden.“ Dies Wort

wurde für Vöhe und seine letzten Sendlinge das Signal zum Aufbruch. „Es schien,“ schreibt Vöhe (Kirchliche Mitteilungen 1853, Nr. 12) „uns offenbar, daß man die Art Wirksamkeit, die wir allein üben konnten, nicht mehr wolle, eine andere hatten wir nicht zu gewähren, und so beschlossen wir denn weiter zu ziehen. Wir waren zu lange in Saginaw-Co. geblieben, wir hatten vergessen, daß wir als Missionsgesellschaft Hilfe zu bieten, neue Bahnen zu brechen, aber nicht in die Gestaltung und Formung des neuen Lebens einzugreifen hatten. Wir glaubten uns von Gott an unsere eigentlichen und ursprünglichen Absichten gemahnt und willigten darum ein, daß Großmann abzöge.“

Bereits einige Tage vorher, am 4. August 1853, hatte Vöhe an Pastor Sievers, zugleich an die Adresse der übrigen Pastoren der fränkischen Kolonien in Saginaw-Co. und ihrer Gemeinden, folgenden Abschiedsbrief voll Wehmut und strafenden Ernstes geschrieben: „Mein teurer Freund! Nicht bloß deshalb, weil mir am 6. Juli meine teure Mutter im 84. Jahr gestorben ist, schreibe ich diesen Brief auf schwarz verändertes Papier, sondern auch, weil dieser Brief eine Art Abschieds- und Sterbebrief für mich in einem andern Sinne ist. Besinnt Euch, wie es mit den Saginaw-Kolonien nach und nach geworden ist, und es wird Euch auch einfallen, wie nahe mein Herz und meine Hand diesen Kolonien gewesen ist. Heute nimmt nicht mein Herz, aber meine Hand von den Kolonien Abschied. . . . Ich stehe zu Euch wie ich gestanden. Ihr seid und bleibt auch in der Amtslehre meine nahen Anverwandten; ich freue mich Eurer Synode, Eures Lebens, segne Euch und bete, daß kein Unsegen auf Euch kommen möge um Eures ungerechten, unheiligen und unschönen Verhaltens willen gegen uns, daß Ihr bewahrt bleiben und zum Segen gesetzt werden möget. Der Herr sei mit Euch und sein heiliger Friede. Aber das sei ferne, daß ich Eure Zuversicht, als hättet Ihr und Eure alten und neuen Ge-

währsmänner, denen nach Ihr auch Gottes Wort anseht und Euch von ihnen die Augen leihen lasset, allein und in allen Stücken recht, teile oder steife. Ihr seid freilich fertig, weil Ihr andere für Euch lesen und denken lasset und liebet, — hocherfreute Schüler, daß Ihr zu alter, großer Meister Füßen sitzet und im Falle seid, ihren Sätzen die praktischen Konsequenzen zu geben, welche sie noch nie und nirgends gefunden. Wir hüben sind größtenteils (denn Euer sind, wenn ich recht sehe, unter uns so gar viele nicht) nicht fertig, weil wir zwar wissen, was Ihr wißt, aber von der Schriftmäßigkeit nicht wie Ihr überzeugt sind. Ihr Fertigen und Starken (denn Ihr seid doch stark, wie Haymons Kinder gegen ihren Vater — erlaubt dies ernste Wort) könnt uns und unseresgleichen in Eurer Mitte nur dulden, in Hoffnung, daß wir, wie Ihr, dermaleinst bald wie reife Feigen in den Schoß Eurer Führer fallen. Allein alle unsere Verhältnisse sind nicht wie die Eurigen, uns zieht keine Strömung Euch nach. Wir haben Zeit und hoffen, nicht daß wir Euch in allen Stücken zufallen, aber daß wir ohne Eure und ohne die Gefahren, die Ihr auf unsrer Seite sehet, je länger, je mehr zu der wahren, vollen, schriftmäßigen Erkenntnis der Lehre vom Amt und Kirche kommen. So weit sind wir auch fertig.

Weit weniger aber als in der Lehre von Amt und Kirche, rücksichtlich welcher wir Euch dulden würden und Euch obendrein erlauben, daß Ihr Eure Meinung so geltend machtet, als Ihr könntet, stimmen wir Euch in dem echt papistischen Territorialismus bei, welchen Ihr kühn auf Eure freien Theorien setzet. Bei den deutschen Fürsten hieß es: *Cujus regio, ejus religio*. Ihr, noch Winzige für ein solches Territorium, lehret die Ansprüche papistisch um: *Cujus religio, ejus regio*. Ihr schaltet auf freien Missionsgebieten als wäret Ihr Herren, könnt niemand neben Euch vertragen, der Eure Amtslehre nicht teilt, auch wenn er in vielen und den hauptsächlichsten Sätzen mit Euch stimmt, und wagt den un-

geheuern Satz, daß die Kirchengemeinschaft unter Brüdern nicht ausreiche, wenn sie Gründe haben, sich unter Euer Regiment nicht zu begeben, sondern Euch zum warnenden, der *ύβρις* wehrenden Denkmal in väterlicher Treue an Eurem Wege stehen zu bleiben. Doch was achtet Ihr der väterlichen Treue! Es hat je und je Lutheraner unserer Ansicht gegeben, nur daß keine Zeit der lutherischen Kirche war, wo man mit solcher Angelegenheit gerade in dieser Lehre die Wahrheit suchen ging. Aber was sind alle, die nicht Luthers Brief an die Böhmen und ein paar gleichlautenden, nicht einmal systematisch durchgeführten symbolischen Stellen und Euren sonstigen Gewährsmännern beistimmen? Sie sind alle klein, keine Theologen, samt Kirchenordnungen und den Ergebnissen der pietistischen Streitigkeiten für nichts zu achten, geschweige daß, was in Eurem Mutterlande vorgeht, mehr Euer Ohr und Herz fände. Ihr habt Euren Gang, Euer System, seid fertig, — und fertig und ausgemacht ist's, daß Grabau und wir (die wir mit ihm weder stimmen, noch zusammenhängen, sondern allein mit Euch) und unferesgleichen zum mindesten irrende Lutheraner und Brüder sind! Ihr aber seid groß und hocherfreut, wahrheits- und siegesfroh! Wir können nur schweigen. Fast samt und sonders mit Euren Gemeindegliedern, Gemeinden und Dasein von uns ausgegangen, jauchzt Ihr fröhlich durch Eure Einsamkeit dahin: „Ich bin gelehrter als alle meine Lehrer!“

Was soll man thun? Wir dachten, es kommen andere Zeiten; aber nein, das denkt Ihr nicht: andere Zeiten sollen nicht kommen. Wenn wir nicht Walthern beistimmen und unser Privateigenthum Euch und Eurem Regimente übergeben (aber schon möget Ihr unser Eigenthum nicht mehr), so sollen wir unsere Thätigkeit unter Euch beschließen. Ihr nehmet unsere Leute, die von uns ausgewandert, unsere Schüler, die wir gesendet, die Kosten, die sie verursacht, alles, alles nehmt Ihr, und wir können weiter gehen; denn es

gilt ja die Wahrheit und den — in diesem Fall leichten Beweis, daß Ihr alles lassen könnt, wenn Ihr nur Euer Theologumenon bewahren könnt. Mit einem magis amica veritas werdet Ihr unser los.

Ich schreibe Euch das nicht in Aufregung, nicht im Grimm, im Zorn, in Aufwallung. Der Herr segne Euch und vergebe Euch Eure hohe Fahrt, und segne Saginaw-County, das wir verlassen.

Nicht, weil wir Eure Rede vom Schisma oder Euren Territorialismus und neues Papsttum, Eure üblen Konsequenzen aus Sätzen fürchten, die nicht für Eure Verhältnisse und nicht für Eure Theorien passen, aber aus herzlicher Liebe zu Euch, damit Ihr nicht in einer Liebesprobe fallet, die Euch zu schwer fallen würde, damit nicht zwischen Euch und uns Krieg sei, damit wir nicht unsere alten Pfarrkinder, die Ihr nun die Euren mit Fug und doch zuweilen so unschön nennet, in einen Streit hineinstoßen, den sie nicht kennen. Sie könnten im höchsten Fall Eure Lehre fassen, denn Ihr seid dort; aber nicht die unsere, denn wir sind nicht dort und Euer keiner kennt sie; auch Eure Führer haben sie nicht mit den Augen ansehen können, daß ihnen das granum salis erschienen wäre, denn sie sind fertig, und wer fertig ist, hat kein Interesse, ferner Unfertiges mit dem Sinn eines heiligen Vorwärts zu studieren. Nur mit dem Sinne würde man das Wahre in den unvollkommenen Darstellungen finden können. Wer zufrieden ist (ich war es auch einmal) sucht und braucht nichts mehr. — Wenn wir nun unsere Thätigkeit beschließen, so heißt das nicht, wir wollen Euch nicht mehr Liebe und Treue erweisen. Wir wollen Eure Besorgungen, Eure Anweisungen und Aufträge gern bestellen. Wir werden unsere Leute nicht abhalten, zu Euch zu ziehen, Eure zeitliche und ewige Wohlfahrt wird uns teuer sein. Es wird unser Bestreben sein, das neu eingetretene Verhältnis auch in Deutschland

so darzustellen, daß Euch, womöglich, kein Herz entwendet werde, wiewohl das schwer sein wird, denn wir müssen ja sagen, daß wir von Euch auswandern, und warum. Alles, was uns ein Herz voll Liebe und Treue gegen Euch eingeben kann, wollen wir thun; aber unsere Missionsthätigkeit unter Euch ist am Ende. Wir wollen Euch keine Gelegenheit mehr, keinen Anstoß mehr bieten, Eure Konsequenzenmacherei von der unschönsten Seite zu zeigen und die Welt lästern zu machen, daß die lutherische Lehre — denn so wird man sagen — unduldsam und blinden Eifers voll auch gegen die Erzeuger mache.

Wir würden gern gleich zusammenpacken und das Territorium räumen, das Ihr, nachdem Ihr es von uns überkommen habt, das Eurige nennt. Wir sind willens, irgend wohin zu ziehen, wo wir mit Euren ungemessenen Ansprüchen in keine Berührung kommen und Ihr nach Euren (leider Euren) Grundsätzen uns nicht berühren werdet. Aber es ist Herbst. Man muß Vorbereitungen machen. Man muß die Hütte abbrechen, wenn man weiter ziehen will. Man muß wissen, wohin. Es kann nicht anders sein; wir müssen noch eine kleine Weile in Eurer Nähe bleiben. Laßt Euren Einfluß auf unsere Leute und Sendlinge, die kommen müssen, weil es nicht abzubestellen ist. Sie können ruhig in Eure Kirchen gehen, wenn Ihr sie im Differenzpunkt unversucht laßt. Sie können Friede und Liebe üben, wenn Ihr sie thun und sein laßt, wozu sie kommen, wie auch ihnen gewehrt sein wird (es wars auch bisher), Euch und Eure Leute anzugreifen. Werdet Ihrs aber nicht übers Herz bringen, sie unversucht zu lassen, je nun, so können wir weder das, noch die möglichen Folgen hindern, wir verbieten keinem Abgesandten, die Meinung zu ändern und sich zu Euch zu wenden (sie sind ohnehin alle, wie es jungen Leuten ziemt, unbefestigt im Streitpunkt); aber wir werden dann Euer Benehmen desto schwerer empfinden.

Mit ferneren Darstellungen verschont uns. Ihr hattet Zeit, Euch zu besinnen. Wir haben gleichfalls viel beraten, ehe dieser Brief abging. Bei diesen Entfernungen lassen sich einmal getroffene Maßregeln nicht ändern.

Eurem Herrn Präses gebt von diesem Briefe Nachricht, wenn es Euch gut deucht. Ihr waret der einzige vorbehaltene Fleck der Synode Missouri, wo wir noch eine Wirksamkeit hatten. Von St. Louis hat uns seit Jahr und Tag auch auf liebevolle Briefe kein Mensch zu schreiben Zeit oder Lust gehabt. Es ist (darum) genug, daß wir Ihnen schreiben, das ist den Brüdern in Frankenslust, Frankentrost, Frankenmut, Saginaw City, mit denen wir zu thun hatten.

Wir würden unsere amerikanische Wirksamkeit völlig beschließen, wenn es anginge und wir dürften. Wir setzen keine Wirksamkeit Ihnen zum Trost fort. Es wäre uns lieb, wenn die Erfahreneren unter Ihnen unsern Freunden und uns bei Eröffnung neuer Thätigkeit an die Hand gehen möchten. Warum soll, nachdem so viel nicht recht gethan, die Liebe erkalten?

Allen teuren Freunden und Brüdern Friede und kein Lebewohl! Friede sei mit Euch und Euren Gemeinden. Der Herr und Sein Geist ertöte in Euch alles, was Ihm mißfällt und schenke Euch, was Ihm gefällt.

Diesen Brief schrieb nach Beratung mit denen, welche die Sachen kennen und zu verwalten haben,

Ihr treuer, herzlich liebender  
Wilh. Löhe, exul.

Neuendettelsau, 4. Aug. 1853."

Das Verhältniß zur Missourisynode und (was Löhe noch schmerzlicher empfand und lebenslänglich nicht verschmerzte) auch zu den fränkischen Kolonien war hiermit gelöst. Auch das persönliche Band der Liebe und Dankbarkeit, welches Löhes zahlreiche Schüler innerhalb der Missourisynode mit ihrem geistlichen Vater hätte verknüpfen sollen, schien zerrissen zu sein. Wenigstens Beweis und fühlbare Bestätigung etwa in den Herzen noch fortlebenden Zusammenhangs wurde nicht gegeben. Entweder war ein solcher nicht mehr vorhanden oder durfte sich doch nicht an die Öffentlichkeit wagen.

Unter diesen Umständen konnte die im Jahre 1857 hervortretende neue Meinungsverschiedenheit in der Lehre von den letzten Dingen die Kluft zwischen Löhe und seinen ehemaligen missourischen Freunden kaum mehr erweitern, höchstens letztere in ihrem Urtheil bestärken, daß Löhe von dem Glauben der lutherischen Kirche abgefallen sei. Hatte man ja dort schon wegen der Differenz in der Lehre vom heiligen Amt die Frage aufgeworfen, ob noch Abendmahlsgemeinschaft zwischen Missouri und Löhe und den Seinen bestehen könne. Hatten doch die beiden kirchlichen Zeitschriften der Missourisynode (der „Lutheraner“ und „Lehre und Wehre“) bereits im Jahr 1855 gefunden, daß „zwischen Löhes Stellung zu den Symbolen und der eines Rationalisten nur ein gradueller, kein spezifischer Unterschied sei.“ Die vermeintliche neue Lehrabweichung Löhes von den Symbolen, sein sog. Chiliasmus, konnte dieses längst feststehende Urtheil der Missourisynode natürlich nur bestätigen. Mit diesem Chiliasmus verhielt es sich aber so. Löhe, dessen Vertrauen in die Schriftmäßigkeit der in der lutherischen Kirche herrschenden spiritualisierenden Ausdeutung der biblischen Hoffnungslehre schon länger erschüttert war, war durch eifriges Studium des prophetischen Worts, wohl auch durch gleichzeitige Bekanntschaft mit einigen bedeutenden irvingianischen Büchern zu einer realistischeren

Auffassung der eschatologischen Partien des Schriftworts gelangt. Er hatte seinen neu gewonnenen Überzeugungen in einer Predigt über Phil. 3, 7—11 „vom Entgegenkommen zur Auferstehung der Toten“ Ausdruck gegeben, deren wesentlichen Inhalt wir im folgenden mitteilen als Beitrag zur Kenntniss der eschatologischen Anschauungen Löhes.

Löhe warf zunächst die Frage auf, von welcher Auferstehung der Toten Paulus hier rede, und beantwortete sie in folgender Weise: „Die erste Auferstehung ist nach Offenb. 20, 4 eine Auferstehung der „Seelen der Enthaupteten um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen,“ aber nicht bloß dieser, sondern, wie der Apostel in allgemeineren Ausdrücken weiter redet, auch der Seelen derer, „die überhaupt nicht angebetet hatten das Tier, nämlich den Antichristus, noch sein Bild, und nicht genommen hatten sein Malzeichen an ihre Stirn und an ihre Hand.“ Diese erste Auferstehung fällt in die Zeit, da der Herr den Antichristus überwindet und sein wunderbares tausendjähriges Reich beginnt. Die zweite Auferstehung hingegen fällt an das Ende der tausend Jahre und ist die allgemeine Auferstehung aller Menschen, welche in der ersten Auferstehung noch nicht auferweckt wurden. Diese zweite Auferstehung kann der Apostel nicht gemeint haben. Der braucht er nicht entgegen zu kommen, sie ist unvermeidlich; er braucht sich nicht um sie zu bemühen, sientemal ein jeder von ihr ergriffen wird, er sei gut oder böse. Bei dieser letzten Auferstehung sollen die Heiligen Gottes, die in der ersten Auferstehung mit ihren Leibern bekleidet werden, richterliche Geschäfte verrichten. Der Herr wird ja, nach der Weissagung Enochs und dem Briefe Judä, zu dieser zweiten Auferstehung kommen mit vielen tausend Heiligen und die Heiligen sollen die Welt richten. Da nun die Heiligen nur Menschen sein können, so müssen sie, um mit dem Herrn zu kommen und zu richten, selbst vorher auferstanden und zum Herrn ver-

sammelt sein; es müssen diese richterlichen Heiligen keine andern sein, als die, welche in der ersten Auferstehung mit ihren Leibern bekleidet und auf Throne gesetzt wurden. Daraus zeigt sich eben die große Herrlichkeit der ersten Auferstehung, und ein jeder kann es begreiflich finden, wie auch ein Apostel sich bemühen kann, dieser Auferstehung entgegen zu kommen und theilhaftig zu werden. Es erscheint daher nicht bloß als wahrscheinlich, daß der Apostel in unserem Texte nach der ersten Auferstehung ringt.

Uns ist es freilich nicht geläufig, eine erste Auferstehung zu glauben, aber eben deshalb verstehen wir auch die heilige Schrift und ihre Worte vom Ende nicht. Wir pflegen uns unter der Wiederkunft Christi immer die Offenbarung Seiner Herrlichkeit zu denken, welche mit der allgemeinen Auferstehung, dem Brande der geschaffnen Welt und der Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde zusammengeht. Die heilige Schrift aber heißt den Christen sein Auge zunächst auf jene erste Wiederkunft richten, die in den Zeiten des Antichristus eintreten und von niemand erwartet sein wird. Sie spannt unser Auge nicht zunächst auf die allgemeine Auferstehung und das endliche Gericht, sondern auf den Schluß der gegenwärtigen Weltperiode, auf den allgemeinen Abfall, auf die unaussprechliche Drangsal der dann kleinen und eng zusammengedrängten Herde Christi, auf die Erscheinung des Herrn zum Gericht über den Antichristus, auf die erste Auferstehung, auf diese Ereignisse, die wir bei dem immer mehr sich offenbarenden Abfall innerhalb der christlichen Kirche auch immer sicherer erwarten und uns auf sie bereiten dürfen.

Man könnte nun zwar sagen, daß an dieser ersten Auferstehung nur die Märtyrer der letzten Zeit teilnehmen, und man könnte dann auf Grund dieser Meinung auch den heiligen Aposteln, die den Antichristus nicht gesehen haben, die Theilnahme an der ersten

Auferstehung absprechen. Allein das 20. Kap. der Offenbarung Johannis giebt uns dazu keinen Anlaß. Das Tier, von welchem es redet, ist allezeit in der Welt gewesen, wenn auch das eine Haupt, welches den persönlichen Antichristus bedeutet, und die große Babel, die auf dem Tiere sitzt, erst am Ende recht offenbar wird. Das Tier deutet auf die Welt und ihre Reiche, die sich als Sonderzwecke dem Reiche Gottes und seiner heiligen Kirche gegenüberstellen, auf den großen und unverföhnlichen Gegensatz der Welt und Kirche. Dieser Gegensatz ist immer da gewesen; es hat von der apostolischen Zeit an immer viele Widerchristen und Vorläufer des Menschen des Verderbens gegeben, welcher das Ende unsrer Weltperiode bezeichnen wird. Die Apostel wußten sich, wie die Christen aller Zeiten, denen die Augen geöffnet wurden, in diesem hellen Gegensatz, waren in ihrem Leben Bekenner und in ihrem Tode Märtyrer der göttlichen Wahrheit gegenüber dem Fürsten der Lüge, und sie werden deshalb mit allen ihresgleichen in den Tagen des Antichristus teil haben an der ersten Auferstehung.“

Im zweiten Teil der Predigt beantwortete dann Löhe die Frage: was der Apostel Paulus unter dem Entgegenkommen zu dieser Auferstehung verstehe.

„Man könnte — sagte er — bei der Betrachtung des Wortes „entgegenkommen“ auf den Gedanken geraten, daß es ja gar nicht anders möglich sei, als (auch) der ersten Auferstehung entgegen- und immer näher zu kommen, weil ja die Zeit der Welt vergehe, der Abfall sich ausbreite und also auch der Christ des HErrn mit jedem Tage gewisser zu erwarten sei. Allein der Apostel bezeichnet mit dem Wort „entgegenkommen“ nicht bloß den Fortschritt der Zeit, der unvermeidlich ist, sondern ein inneres Reifen, Tüchtig- und Würdigwerden, die erste Auferstehung der Toten zu erlangen. Er erzählt in den Versen vor unserm Text, was alles er verlassen,

was alles er ergriffen habe, damit er entgegenkomme der Auferstehung der Toten. Wir dürfen also nur ins Auge fassen, was er gelassen und was er ergriffen hat, so muß uns auch klar werden, was das heißt: entgegenkommen zur ersten Auferstehung.

Was der Apostel gelassen hat, bezeichnet er im ersten Vers unfres Textes, in welchem er spricht: „Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden geachtet.“ Er versteht unter dem Worte „Gewinn“ nicht bloß eine einzige Sache, sondern, wie es schon der Grundtext an die Hand giebt und man aus der Aufzählung ersehen kann, die unserm Text voranging, eine ganze Reihe von nationalen und sittlichen Vorzügen. — Als ersten nennt er seine Abstammung aus Israel, aus dem Stamme Benjamin, und zwar seine unvermischte, reine Abstammung, daß er ein Ebräer aus Ebräern ist. Bei heutigen Juden, welche Christen geworden sind, findet man zuweilen, daß sie sich ihrer Abstammung schämen; ich aber muß gestehen, daß es mir, wenn ich von Abstammung ein Jude wäre, gerade so gehen würde, wie dem Apostel Paulus in unserm Textkapitel. Ich würde das für meinen größten Vorzug nach dem Fleisch halten und ich würde dafür sorgen, daß es bei meinen Nachkommen nie in Vergessenheit geriete; sie sollten es wissen, daß jüdisches Blut in ihren Adern ränne. Denn das Volk Israel ist nicht bloß in Rücksicht auf die Vergangenheit das auserwählte Volk Gottes und der Adel der Menschheit, sondern es hat auch hohe Verheißungen für die Zukunft, und die Gläubigen aus seiner Mitte werden am Ende der Tage und in Ewigkeit die Chorführer der erlösten Schar und unter den Gesegneten des HErrn insonderheit gesegnet sein. Das weiß, das lehrt auch St. Paulus selbst, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn er an die Spitze aller seiner Vorzüge, deren er sich rühmen konnte, seine reine israelitische Abstammung aus dem Geschlecht Benjamin setzt: er wird am Ende der Tage unter den Benjaminiten hervorragen, ob

er gleich heißt Paulus, d. i. der Kleine, höher als der Benjamine Saul, der König, der um die Höhe seines Hauptes über alle Häupter Israels wegsah.

Mit diesem nationalen Vorzug im innigsten Zusammenhange steht der Ruhm der Beschneidung, ohne welche er ja zum Israel Gottes nicht vollständig gehört hätte. Auch die sittlichen Vorzüge, welche er aufzählt, hängen eng mit den nationalen zusammen. Es ist ein sittlicher Vorzug, den sich der Apostel beimißt, indem er spricht: „der ich bin nach dem Gesetz ein Pharisäer,“ denn die Wahl der Lebensrichtung innerhalb des Judentums hätte ihn ja auch zum Sadducäismus führen können; aber nein, er wird ein Pharisäer, und zwar einer von der edelsten Art, ein Schüler Gamaliels. „Nach dem Eifer war ich ein Verfolger der Gemeinde, nach der Gerechtigkeit im Gesetz bin ich gewesen unsträflich.“ Wir, von unserm Standpunkt und dem apostolischen Standpunkt Pauli selber, halten es allerdings am Ende für keinen hohen sittlichen Vorzug, daß Paulus ein Verfolger der Gemeinde war und unsträflich im Gesetz, das aus Satzungen bestand; aber so ist es eben; ein und derselbe Zug eines Lebenslaufes kann von dem Standpunkt des Christen aus verwerflich sein, von dem des Juden aber groß und hehr.

Aber das alles, sagt der Apostel, „habe ich für Schaden geachtet — und achte es für Dreck“ d. i. für Auskehricht, den man auf die Schaufel nimmt und wegwirft. Warum ist ihm denn so gar nichts, was ihm doch sonst so viel ist? Weil ers in Vergleich bringt mit Christo Jesu. Wenn ihm sein Herr und Heiland Jesus ins Auge trat, dann wurden ihm all seine Vorzüge zu eitel Schaden und Auskehricht, den man wegwerfen muß. „Um Christi willen hab ichs für Schaden geachtet,“ ruft er, „und ich achte es noch alles für Schaden gegen der überschwenglichen Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn.“

Da ist's also offenbar, was der Apostel läßt, um der Auferstehung der Toten entgegen zu gehen. Er löst sich los von allem nationalen jüdischen Hochmut und begreift es ganz, daß das Judentum nicht das Ziel ist, wohin der Herr sein Volk hat führen wollen, sondern Christus Jesus ist das Ziel, Er der Stifter des Neuen Testaments, in welchem das Alte Testament zu Grabe geht, um in ewig jungem Wesen aufzustehen. Da zieht Paulus aus seine Unsträflichkeit und seinen Eifer und die Sekte der Pharisäer und die Abstammung von Benjamin und Israel und die Beschneidung und all seine Hülle und Fülle und springt nackt und bloß hinein ins Wasser der Taufe, auf daß er Christum gewinne und in Ihm erfunden werde, und taucht auf in der glänzenden Gerechtigkeit des Glaubens; die Kraft der Auferstehung Jesu Christi ist in ihm; Seele und Leib sind wiedergeboren zum unvergänglichen und unverwelklichen Leben der Ewigkeit.

Da seht ihr's also klar und öffentlich, wie St. Paulus der Auferstehung der Toten entgegenkommt. Die größten angeerbten, samt allen mit Mühe und Fleiß erworbenen, Vorzüge seines Lebens wirft er weg; von der Bahn des stolzen, seines eigenen Zieles unbewußten Judentums tritt er ab; der Gekreuzigte auf Golgatha wird sein Schatz, sein Reichthum, das Thema einer endlos fortschreitenden Erkenntnis, der Gegenstand eines grenzenlosen Vertrauens, der leuchtende Ersatz für alle eigene Gerechtigkeit, die unumstößliche Zuversicht der Auferstehung und des ewigen Lebens; und die namenlose Schmach und Tiefe Seiner Leiden am Kreuz ein so mächtiger Anziehungspunkt für seine Seele, daß er vor allen Dingen nur will haben die Gemeinschaft dieser Leiden, ihren Segen, ihr Verdienst, und dann gern in jedem möglichen Sinne dem Toten am Kreuz, dem Sammerbilde ohnegleichen, selbst leidend und sterbend gleichförmig werden. Kurz: „In Ihm alles thun und alles lassen, in Ihm leben und in Ihm erblaffen,“ das ist der

Weg, auf welchem St. Paulus der ersten Auferstehung der Toten entgegengeht. Einen andern kennt er nicht, einen zweiten giebt es nicht.“

Zulezt sprach Vöhe noch von der Frucht, die diese neugewonnene Erkenntnis für unser Leben haben solle.

„Zu allererst werden wir, sagte er, wohl eine unliebsame Entdeckung machen, die uns reichlich zur Strafe und Besserung dienen kann. Denn wir sind Kinder der Zeit allzumal und der Zeit Eigentümlichkeit ist es, an die allgemeine Auferstehung nicht zu denken, überhaupt mit Leichtsinne über das ewige Schicksal des sterblichen Leibes hinwegzugehen und sich höchstens mit der Frage zu befassen, ob die Seele nach dem Tode übrig bleibe und selig werde. Alles scheint diesem ungläubigen Geschlechte gewonnen, wenn nur aus dem Schiffbruch des Todes die arme nackte Seele gewonnen wird. Ob aber auch einer sich findet und der andere, der ausnahmsweise den hohen Todestrost versteht, welcher in der Auferstehung der Toten liegt, so findet sich doch schier rings im Lande niemand, welcher an die erste Auferstehung von den Toten denkt, geschweige es für möglich hält, an ihr teilnehmen zu können, und für heilige Pflicht, ihr auf dem Wege St. Pauli entgegenzukommen. Zur Zeit der heiligen Apostel war es anders. Obwohl die Kirche kaum geboren war, so sahen doch alle Augen bereits mit ernster, wachsender Aufmerksamkeit auf den inmitten der Kirche zu erwartenden großen Abfall, man stand gerüstet, den Antichrist, den Menschen der Sünde, zu empfangen, und fand sich alle Tage bereit in den großen Kampf zu gehen und mitten hindurch durch denselben der großen Hoffnung der Christenheit entgegenzukommen, nämlich der Wiederkunft des Herrn zur Vertilgung des Antichristus, zur Aufrichtung des Reiches Israel und zur Besteigung des Thrones Davids. So groß der Glaube und die Liebe der ersten Zeit gewesen sind, so ist doch das Kennzeichen, durch welches sie sich von

allen nachfolgenden Zeiten unterscheidet, die rege, lebendige Hoffnung auf die erste Wiederkunft des HErrn und die tiefe, reiche Einsicht in die letzten Dinge. Das wurde freilich alles bald anders. Der Edle, der über Land gezogen war, verzog seine Wiederkunft, die Apostel entschleifen, die großen Verfolgungen, welche im römischen Reiche und um dasselbe her erwachten, lenkten die Augen der Getreuen auf ein näheres Ziel, nämlich auf die Glorie des Märtyrertodes, durch welchen man ohne Wiederkunft des HErrn, der Seele nach, zu Ihm und Seinen Himmelsfreunden gelangte. Und als endlich die Verfolgungen aufhörten, die römischen Kaiser und die Könige der Erde ihre Knie vor dem Dorngekrönten beugen lernten, die Menschheit völkerweise zu den Thoren der heiligen Kirche eindrang und die Staaten der Welt christlich zu sein versuchten, in einem gewissen Maße christlich wurden: da schien das Reich bereits gekommen, Christus mit seinen Heiligen bereits zu herrschen, das Sabbathjahrtausend der Welt herzugeeilt, die Hütte Gottes unter den Menschen aufgeschlagen. Die Hoffnung einer (ersten) Wiederkunft, der Antichristus und der Abfall, durch den sie herbeigerufen wird, trat in den Hintergrund, und unbegreiflicherweise bemerkte man nicht, wie eben damit die Liebe erkaltete, der Glaube matt wurde und das ganze christliche Wesen immer mehr von Mängeln und Sünden belastet wurde, je mehr das Abendrot der Welt und das Morgenrot des Reiches Christi sich auf die Grenzen einer ungemessenen Ferne zurückzog. O Jammer und großer Schade! Da rief kein Apostel mehr in die Welt herein: „Was hat der Tempel Gottes für eine Gleiche mit den Götzen?“ oder: „Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft.“ Da schlossen die unversöhnlichen Gegensätze einen ungöttlichen Frieden, Welt und Kirche durchdrangen einander, und während es schien, als sei damit die Deutung gegeben jenes Gleichnisses von dem Sauerteig, der die drei Scheffel Mehl durchdringt, fand sich je mehr und mehr, daß der ganze

neue Teig der Kirche vom alten Sauerteig der Welt durchdrungen wurde, und dies jammervolle Gemisch, dieser Hohn und Spott auf die Gleichnisse vom Neg und vom hochzeitlichen Kleide, sich erzeugte, das man heutzutage die Kirche Christi zu nennen wagt. Da gehört nun freilich die Hoffnung einer ersten und zweiten Wiederkunft des HErrn zu den Märchen, die niemand mehr glaubt, und wer sie wieder wachrufen will und die Christenheit zu ihr versammeln und die schlafenden Jungfrauen wecken und das Öl der mitternächtlichen Lampen preisen und den Gesang anstimmen: „Mitternacht heißt diese Stunde,“ der ist ein Poet, ein Schwärmer, der die Nüchternheit wegnimmt und die wohlbestellte Kirche im behaglichen Genuße ihres hausbackenen\*) Glaubens stört. — — 1800 Jahre sind hingegangen und was hat sich ereignet, der Zukunft des HErrn vergleichbar? Was hat sich ereignet? Der Abfall in der Kirche nimmt immer mehr zu — es fehlt nur, daß aus dem wogenden Meer der verderbten Völker der Mensch der Sünde, das Kind des Verderbens sich hebe und unter dem Zujuchzen von Stimmen ohne Zahl der alten Zeit des Christentums die Leichenrede halte und eine ganz neue Zeit verkünde. Dabei weckt Gott der HErr die Stimme der Propheten wieder auf, Licht fällt in die längst nicht mehr verstandenen Stellen, einfach und klar erscheint den Zeugen hin und wieder das Wort vom Ende, und vernehmlich, wenn auch im grellen Widerspruch mit der Finsternis der Nacht, welche das Erdreich deckt, erschallt wie der Hahnschrei um Mitternacht der Ruf der Wächter auf den Zinnen: „Steht auf, der Bräutigam kommt!“ Auch zu euch dringt der Hahnschrei, mein Geschrei aus meiner Einsamkeit und Stille; aus der Tiefe heraus schrei ich euch

---

\*) Anm. d. Hrsq. Dieser unglücklich gewählte Ausdruck wurde Löhre viel verargt. Löhre wollte wohl jene (laodiceerartige) Selbstgenügsamkeit tadeln, die von der Gegenwart vollauf befriedigt, keine Sehnsucht nach vollkommeneren kirchlichen Zuständen in sich trägt.

an und gebe mein Zeugnis vom Abfall, von der möglichen nächsten Nähe des Antichristus, der ersten Wiederkunft des Herrn und der ersten Auferstehung. Ha, daß ich euch den Schlaf von euren Augen könnte nehmen, den sträflichen, und euch wecken zur Ergreifung der Hoffnung, die wie Morgenrot am Himmel lodert! Daß euch gegeben werden möchte, ein Leben der Hoffnung zu führen und mit St. Paulo entgegen zu kommen der Auferstehung von den Toten! Glaube und Liebe ohne diese Hoffnung sind wie das Opfer auf dem Altare, bevor das Feuer vom Himmel fiel. Die große Hoffnung der Christenheit muß uns wieder entzünden, wenn der Glaube und die Liebe ihre Werke wieder thun sollen, wenn aufhören soll die niederträchtige irdische Gesinnung der Christenheit, wenn die Braut Christi ihrem Bräutigam entgegen gehen soll schöner, als der Mond, und schrecklicher, als Heerespitzen.“

Diese Predigt war von Löhe zu einer Zeit, wo ihm krankheits- halber das Betreten der Kanzel unmöglich war, diktiert, der Gemeinde vorgelesen und auf Wunsch etlicher zufällig anwesender Freunde veröffentlicht worden.

Die Predigt rief großes Aufsehen und in altlutherischen Kreisen Deutschlands auch heftigen Widerspruch hervor. In der Missouri- synode urteilte vielleicht P. Sievers in Frankenkluft, der einzige missourische Pastor, der mit Löhe in geschäftlichen Angelegenheiten einen, wenn auch seltenen brieflichen Verkehr unterhielt, noch am mildesten, wenn er in einem Brief vom 24. Januar 1859 sein Bedauern darüber aussprach, daß durch diese Predigt das Glaubens- band, welches ihn früher mit Löhe so innig verbunden habe, gänzlich gelöst sei, sofern dadurch Lohes völliger Abfall von der lutherischen Lehre, d. i. von der allein seligmachenden Lehre der Christenheit bekundet werde. „Ich habe“ — schreibt er — „nur noch eine Hoff- nung, nämlich daß diese Predigt Ihnen vielleicht in der Hitze der

Krankheit vom bösen Feinde eingegeben ist, und daß Sie dieselbe jetzt schon als eine Phantasie der Krankheit widerrufen haben.“

Und doch war Vöhes sog. Chiliasmus, wie wir sahen, ein sehr gemäßigter, der weder dem Wortlaut noch dem geschichtlichen Sinn von Art. XVII der Augustana zuwiderlief. Er erwartete in zeitlich unbestimmbarer Nähe das Auftreten eines persönlichen Antichristus (den er nach 2 Thess. 2 nicht im Papsttum sehen konnte, ohne im übrigen gewisse antichristische Züge in dem Bilde desselben zu leugnen), er glaubte an eine sichtbare Zukunft Christi zur Vertilgung des Antichristus, an eine (partielle) erste Auferstehung und an ein noch zukünftiges tausendjähriges Reich, unbeschadet der auch in demselben noch fortdauernden Kreuzgestalt der Kirche Christi. Von der Versuchung, in diese schriftmäßigen Grundlinien der Hoffnungslehre mit Hilfe der Phantasie ein ausgeführtes Zukunftsbild zu zeichnen, blieb Vöhe frei. Auch zeigte sich weder bei ihm noch bei seiner Gemeinde eine Spur jener ungesunden schwärmerischen Richtung, welche das von der Apokalypse geweckte und an ihr sich nähernde Hoffnungsleben nicht selten auf schiefe Bahnen geleitet und von der Einfalt in Christo abgelenkt hat. Es lag in Vöhes Art, was ihn innerlich ergriffen hatte, oft in etwas unvermittelter und einseitiger Weise zum Ausdruck zu bringen, und so hörte man in der Kirche von Neuendettelsau eine Zeit lang allerdings viel vom Antichrist, von erster Auferstehung und vom tausendjährigen Reich. Aber seine im tiefsten Grunde harmonische Natur fand doch schnell das innere Gleichgewicht wieder, und es ordneten sich ihm diese neuen Erkenntnisse bald in den Zusammenhang der von alters her der Kirche feststehenden Hauptartikel der biblischen Hoffnungslehre organisch ein. Infolgedessen traten diese eschatologischen Gedanken in Vöhes Predigt bald wieder mehr in den Hintergrund, wiewohl er den damals gewonnenen Überzeugungen bis an sein Ende treu blieb. Zwischen der Missouri-synode und Vöhe kam es infolge des gänzlichen Abbruchs aller

früher bestandenen Verbindungen über diese Lehrdifferenzen zu keiner Verhandlung. Aber zwei Pastoren der Missouri-Synode, die selbstständig zu ähnlichen eschatologischen Überzeugungen wie Löhe gelangt waren und zu ihrer Stärkung im Kampf Löhes Rath und Trost gesucht hatten, verfielen dem Anathema der Missouri-Synode.

Für Löhe war dies nicht überraschend. Er schrieb am 13. März 1857 an den einen jener beiden Pastoren: „Das Anathem der Missouri-Synode trifft allerdings auch mich, und zwar zum zweiten Male, da ich ihr ja schon einmal wegen der Amtslehre in die Hände gefallen bin. Ich kann das Thun der Synode ganz begreiflich finden, weil ich ja ihren Standpunkt kenne. Die Führer der Synode haben sich Luther und den lutherischen Theologen so ergeben, daß sie anders als unter Vermittlung derselben auch das Wort Gottes nicht lesen können. Wie können sie sehen, da ihre Augen eingenommen sind, und hören, da sie ein Ohr nur für ihre Gewährsmänner haben. Als ich jünger war und den Weg der lutherischen Kirche als richtig erkannte, that ich auch wie die Brüder in Missouri. Ich nahm um des großen und gerechten Zutrauens willen alles an, was die Väter sagten; und wenn mir auch nicht alles innerlich genügte, wagte ich doch nicht, meinen eignen Augen zu trauen, wenn ich im Worte Gottes las; meine Gewährsmänner mußten recht haben, weil ich doch meinem eignen Urtheil nicht trauen durfte. Im Verlaufe der Zeit konnte ich jedoch dem Lichte des göttlichen Wortes nicht widerstehen, und je mehr ich in Anbetracht der Hauptsachen von der Reinheit der lutherischen Lehre überzeugt wurde, je mehr erkannte ich, daß Gott der Herr in diesen unsern Tagen seiner armen Kirche in etlichen anderen Punkten größeres Licht und schönere Klarheit geben wollte, als unsre Väter hatten. Zu diesen Punkten gehört auch Eschatologisches, insonderheit, was die Hoffnung Israels, die tausend Jahre und die Wiederkunft des Herrn betrifft. Wie überhaupt in Exegese und Historie,

so besonders in der Erkenntnis der Propheten und des prophetischen Blicks in die Geschichte ist die neuere Zeit gesegnet und reicher begabt als das 16. Jahrhundert und die ihm nachfolgenden. Ich erscheine mir nicht als ein Abfälliger, sondern als ein Getreuer, wenn ich die Gabe annehme, die Gott darreicht, und sie deshalb nicht verachte, weil meine Väter sie nicht hatten. Ich glaube nur ihre Wege zu gehen, wenn ich dem Wort selber folge und es lieber annehme als die willkürlich spiritualistische Auslegung vergangener Tage. Ich habe vielfach mit Lust die Propheten und die Apokalypse gelesen und wieder gelesen, und gerade das Eingehen in die Vergleichung der Propheten mit der Geschichte des Reiches Gottes hat mir das Auge aufgethan für die ferne Zukunft hier und dort. Ich habe die Weissagung des Alten und Neuen Testaments sehr einfach und wörtlich fassen lernen und nicht bloß gefunden, daß sich auf diesem Wege die gesamte prophetische Theologie sehr faßlich, sondern auch, daß sie sich sehr harmonisch gestaltet. Während bei der spiritualistischen Richtung kaum zwei Ausleger zusammenstimmen, habe ich zu meinem großen Erstaunen gefunden, daß Männer von der verschiedensten Richtung, wenn sie einmal die spiritualistische Auslegungsweise aufgegeben hatten, auf dem Wege der Einfachheit zu den gleichen Resultaten kamen. — Wenn die Augsburgerische Konfession die judaisierenden Meinungen verwirft, nach welchen vor dem jüngsten Tag eitel Heilige ein weltlich Reich haben würden, so sieht das, ganz abgesehen von den Privatmeinungen der Reformatoren, gewiß keinen an, der den Gegensatz hat kennen lernen, in welchem der ohne Hände herabgerissene Stein zu dem Koloß der Weltmonarchien steht; man kann den Paragraph der Konfession unterschreiben und zwar tief aus dem Herzensgrund, ohne deshalb mit den Lehrern zu stimmen, die das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben (d. h. von einem zukünftigen herrlichen Reich Christi auf Erden gar nichts wissen wollten). — Für die Synode Missouri freilich, welche die

Weimarsche Bibel als Summa aller Exegese aufs neue abdrucken läßt, kann die jetzige Exegese ebensowenig Wert haben als die der ersten Jahrhunderte. Für sie ist alles fertig, worüber sich ihre Gewährsmänner ausgesprochen haben. Nicht die Symbole, noch viel weniger in den Symbolen allein die Entscheidungen der reformatorischen Fragen, sondern allein die theologische Auffassung und Ausbildung der Symbole, wie sie sich bei ihren Gewährsmännern findet, genügt ihr. Sie ist auch mit der Eschatologie fertig und das schon längst, ehe sie selbst wurde, ehe die Synodalglieder geboren sind. Ihre Gewährsmänner haben für sie gedacht, ehe man an sie dachte.“

Der eine der beiden Pastoren hatte eine Reihe von Fragen an Löhe gerichtet, die derselbe in dem oben erwähnten Brief beantwortete. Wir teilen Löhes Antwort auf die wichtigsten Fragen mit.

Auf die Frage, ob die Annahme eines Millenniums die Lehre vom Kreuzreich Christi umstoße, erwidert Löhe: „Ich meinerseits glaube es nicht. Die Kirche ist ein Kreuzreich vor und nach den tausend Jahren, und es mangelt ihr auch während der tausend Jahre nicht an Kreuz, da sie während derselben auch nicht von der Sünde und ihren Folgen frei ist. Mir scheint es aus Erwägung der Umstände hervorzugehen, daß der große Angriff von Gog und Magog durch eine laodiceische Ermattung und Rauheit der Kirche oder großer Teile derselben gerechtfertigt ist. Auch während der tausend Jahre ist noch nicht gekommen das Vollkommene.“

Auf die andere Frage, ob die Erwartung eines dem allgemeinen Weltgericht vorhergehenden Millenniums wirklich in Widerspruch mit der gebotenen steten Erwartung der Zukunft Christi stehe, entgegnete Löhe: „Auch die stete Erwartung der Zukunft Christi hat nach 2 Theff. 2, 3 ihre besondere Begrenzung erhalten. Da so viele Antichristen in der Welt sind, so ist der Mensch der Sünde,

der Sohn des Verderbens täglich zu erwarten, und eben deshalb auch Christus, der seinem Reiche ein schnelles Ende schaffen wird. Vor dem Millennium sind wir seit der Apostel Zeit beständig im Warten. Im Millennium und während desselben wird man allerdings wissen, daß die Erscheinung Christi zum Weltgericht vor der bestimmten Zeit nicht eintreten werde. Je mehr aber die tausend Jahre hinschwinden, desto mehr wird das Warten wieder hervortreten müssen, und desto mehr wird man sich vor lauer Trägheit zu hüten haben. Eine genaue Betrachtung der Stellen, die von der Erwartung Christi handeln, führt in diesen Unterschied weit mehr ein, als daß man durch dieselbe zur Aufhebung des Unterschieds gedrungen würde.“

Den thörichten Einwurf der Gegner endlich, daß die Annahme einer ersten leiblichen Auferstehung den Glauben an die künftige allgemeine Auferstehung am jüngsten Tage umstoße, fertigte Löhle mit Recht in wenigen Worten ab. „Wie soll — sagte er — die erste Auferstehung die zweite allgemeine hindern, da sie doch nur partiell ist und zwar im Vergleich mit der ganzen Menschheit, die zuletzt auferstehen wird, nur einen sehr (?) kleinen Teil der Menschen betrifft.“

Löhle schloß seinen Brief an Pastor G. mit den Worten: „Der HErr sende Ihnen in Ihr Herz den Geist der Erkenntnis und mache Sie seiner Wahrheit gewiß. Wenn wir auch von den Greueln des Antichristus und von der Herrlichkeit des HErrn, der ihn töten wird mit dem Geist seines Mundes, hier im Fleische nichts mehr sehen und erfahren sollten, so fahren wir doch bei der süßen Hoffnung, die wir haben, desto freudiger zu unsern Vätern hin. Wir werden dem HErrn wohl ewig danken dafür, daß unsre Tage in eine Zeit gefallen sind, in welcher den Heiligen gegeben ist, klarer als vorher den Anfang des Endes, das Ende selber, die Hoffnung Israels und aller Heiden zu schauen.“

Von dem weiteren Verlauf jenes Lehrstreits innerhalb der Missourisynode ist hier nicht eingehender zu berichten, da es uns nur darum zu thun war, böses Anschauungen in dieser Frage zu Wort kommen zu lassen. Die „hiliaistische“ Bewegung wurde dort rasch genug unterdrückt. Die Missourisynode leitete — von ihrem Standpunkt aus ganz folgerichtig — das Zuchtverfahren gegen die beiden Pastoren ein, welches, da dieselben sich zu keinem Widerruf verstanden, mit dem Ausschluß derselben aus der Synode endete.

Charakteristisch war in dieser Beziehung die Art und Weise, wie Prof. Walther die Synode auf das letzte Verfahren mit den beiden „irrgläubigen“ Pastoren vorbereitete: nämlich durch Vorlesung der Prozeßakten eines gewissen Seidenbecher, eines hiliaistisch gesinnten Geistlichen, der zur Zeit Ernsts des Frommen im Gothaischen lebte, woraus die Synode die „Zuversicht zu dem schweren Schritt“ (der Aufkündigung der Synodalgemeinschaft) und die Überzeugung gewann, daß sie in ihrem Verfahren „die Praxis der lutherischen Kirche in einer Zeit zum Muster habe, in welcher noch Lehr- und Kirchenzucht geübt wurde.“

Nicht minder bezeichnend war die Motivierung der über einen der beiden Pastoren (der andere war nicht anwesend) gefällten Schlußsentenz: „Da H. P. Sch. in den gegenwärtigen Verhandlungen geoffenbart hat, daß er seine eigenen hiliaistischen Auslegungen gewisser prophetischer Schriftstellen dem gewissen und klaren Worte Gottes (sic!) selbst gleichstellt und dieselben und seine daraus geschöpften Vermutungen dazu mißbraucht, mehrere Artikel des heiligen christlichen Glaubens: von dem Reiche Christi auf Erden, von Christi Wiederkunft zum jüngsten Gericht, von dem jüngsten Tage, ungewiß zu machen, einen derselben aber, nämlich den von der allgemeinen Auferstehung der Toten am jüngsten Tage geradezu zu verleugnen (!) . . . so erkennt die Synode hieraus, daß H.

P. Sch. \*) mit ihr auf einem Glaubensgrunde nicht mehr stehe und sieht sich daher genötigt, demselben die fernere Synodalgemeinschaft aufzusagen.“

---

\*) Derselbe kehrte indes später, nachdem er seine früheren Überzeugungen hatte fallen lassen, in den Schoß der Missourisynode zurück.

---

## Die Gründung der Iowasynode.

Die Wirksamkeit Vöhes in Michigan war aufgegeben. Man wollte den ob auch unberechtigten Ansprüchen Missouris weichen, nicht „Altar gegen Altar aufrichten.“ Der Staat Iowa war von dem damaligen Präses der Missourisynode als außerhalb ihres synodalen Territoriums gelegen bezeichnet worden. Darin lag die Erklärung, daß von seiten der Missourisynode einer neuen Missionswirksamkeit Vöhes in jenem Staat kein Widerstand entgegengesetzt werden sollte.\*) Vöhe, hiervon benachrichtigt, ließ alsbald an Großmann und Deindörfer die Weisung ergehen: „Auf, nach Iowa!“

Nachdem eine Untersuchungsreise in das nordöstliche Iowa ein günstiges Resultat ergeben hatte, brachen noch im Herbst 1853 Großmann und Deindörfer mit zwei Zöglingen des Schullehrerseminars und dem Gründer der Kolonie Frankenhilf (Amman) nach dem damals noch fernen Westen Iowas auf. „Zieht nur hin; vor euch kann der Herr nicht herziehen, aber Er wird hinter euch hergehen mit seinen Gerichten und euch demütigen“: dies war der Balettsagen, den ihnen einer der missourischen Pastoren in Michigan mit auf den Weg gab.

---

\*) Die Missourisynode stellte nämlich damals (mit Berufung auf 1 Kor. 1, 10 ff.) den ungeheuerlichen Satz auf, daß in einem Staat, in welchem sie bereits Gemeinden habe, keine lutherische Synode neben und außer ihr ein Recht zu kirchlichem Wirken habe. Sehr bald freilich hat die Missourisynode angefangen, an ihren eigenen Grundsatz sich nicht zu kehren und unbedenklich sogar in Einzelgemeinden „Altar gegen Altar“ aufzurichten.

In Dubuque, einer Stadt am Mississippi, an der Grenze von Iowa, Illinois und Wisconsin gelegen, damals der „Schlüssel des Westens“ genannt, ließ Großmann mit dem Seminar sich nieder, um welches her sich allmählich eine Gemeinde bildete. Deindörferer und Amman zogen weiter landeinwärts und begründeten in einer sie sehr „deutschländisch“ anmutenden Gegend, wo Prairie und Waldlandschaft miteinander abwechselten, die Kolonie St. Sebald am Quell. Es ging durch heiße Anfangsnöthen hindurch, sowohl in St. Sebald wie in Dubuque. Es war von Löhe, als er die Weisung zur Übersiedlung nach Iowa gab, auf einen leichten und raschen Verkauf des in Michigan erworbenen Eigentums gerechnet worden. Aber die Flüssigmachung des dort in Land und Baulichkeiten angelegten Kapitals ging nur langsam und mühselig vor sich. Infolgedessen konnte Löhe die neue Unternehmung in Iowa nicht nach Bedarf und nach Wunsch unterstützen, ein Notstand, der zuweilen bei den ersten Pionieren in Iowa Mut und Freudigkeit zu lähmen, ja auch das Verhältnis zu den Vätern und Leitern des Werks zu trüben drohte. Zwar that die Gesellschaft für innere Mission nach — um nicht zu sagen — über Vermögen, aber ihr Vermögen war eben nicht groß. „Wir sind immer die Armen von Lyon,“ sagte Löhe, „ein armes Wasser Siloah. Wenn der Herr uns nicht segnen wollte, würden wir gar vertrocknen.“ So war es denn nicht zu vermeiden, daß trotz aller Anstrengungen der Freunde in Deutschland die ersten Arbeiter in Iowa oft unter dem Joch bitterer Armut seufzen mußten. Auch alle übrigen Verhältnisse der neuen Gründung ließen sich kümmerlich an. Zwar hatten sich zwei kleine Gemeinlein, das eine in Dubuque, das andre in St. Sebald gebildet, aber sie bestanden hauptsächlich aus den wenigen Leuten, die mit dem Seminar aus Michigan eingewandert waren, und hatten vorerst keine Aussicht auf Wachstum, blieben auch — wie ein eben erst in die Erde gelegtes Samenkorn — Jahr und Tag allein. Als

dann im Sommer 1854 aus der Missionsanstalt Neuendettelsau zwei weitere Arbeiter, darunter der jetzige Prof. S. Fritschel, nachgesandt wurden, schritt man zwar bereits zur synodalen Organisation. Es waren aber nicht mehr als vier Brüder, welche am 24. August 1854 im Pfarrhause zu St. Sebald durch ihr Zusammentreten die evangelisch-lutherische Synode von Iowa begründeten. Kaum ist wohl jemals eine lutherische Synode unter kümmerlicheren Verhältnissen und geringeren Aussichten gestiftet worden.

Die angehende Synode besaß zwar — ohne Zweifel zu früh für ihre finanziellen Mittel — ein eignes Seminar, für welches die Gesellschaft für innere Mission den Kaufpreis (3800 Gulden) aufgebracht hatte, aber die Sorge für den Unterhalt desselben mußte ersterer überlassen bleiben. Die wenigen Synodalmitglieder waren noch jung und ohne reife kirchliche Erfahrung; einer der vier Brüder lag gerade zur Zeit der ersten Synodalversammlung todkrank darnieder. Das Versammlungslokal war ein kleines Zimmerchen mit rohen Bretterwänden, das zugleich als Kirche und Studierzimmer diente. Hier mußte alles auf Glauben gebaut werden. Doch die Hoffnung ließ auch hier nicht zu schanden werden. Freilich in den ersten Jahren ihres Bestehens war die Wirksamkeit der Iowa-Synode eine unscheinbare und ihr Wachstum nach außen ein geringes. Sie mußte erst nach innen sich befestigen, im Umkreis bekannt werden und ihr Arbeitsfeld kennen lernen. Doch nach Ablauf des ersten Jahrzehnts ihres synodalen Bestandes war sie bereits zu einer Zahl von 50 Gemeinden mit 41 Pastoren herangewachsen, ein Beweis, daß Gottes Segen mit ihr war. Sie hat die Nöte der Anfangszeit, die Anfeindungen ihrer Gegner, auch eine gefährliche innere Krisis mit Gottes Hilfe siegreich überstanden und konnte bei ihrem 25jährigen Jubiläum im Blick auf alle die Widerjager, welche ihr das Leben oft sauer gemacht haben, mit dem Psalmlisten ausrufen: „Sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf, aber sie

haben mich nicht übermocht.“ Nach den neuesten statistischen Angaben zählt die Iowasynde 197 Pastoren mit 315 Gemeinden.

In der Anfangszeit verursachte die schwersten Sorgen und Nöte der Synode die Unterhaltung ihres theologischen Seminars, trotzdem daß man aus Ersparnisrücksichten im Jahre 1857 die Anstalt von der Stadt auf das Land verlegte, wo sie sich durch Bearbeitung einer Farm in der Nähe von St. Sebald teilweise selbst erhalten sollte. Durch eine mit reichem Erfolg gesegnete Kollektentreife des Prof. S. Fritschel, dem sich namentlich in den russischen Ostseeprovinzen viele teilnehmende Herzen und Hände öffneten, gelang es indessen, die drückende Schuldenlast abzumwälzen. 17 Jahre lang diente das einfache Framegebäude, das in einiger Entfernung von St. Sebald auf mäßiger, aber trotzdem die dort sich verflachende Landschaft weithin beherrschender Anhöhe gelegen war und von den Erbauern „Wartburg“ genannt wurde, dem Seminar zur Herberge. Seit 1874 hat es eine neue und wohllichere Stätte in Mendota, Illinois gefunden, wo es seiner ländlichen Abgeschlossenheit entnommen, in städtische Umgebung verpflanzt und einem der großen Mittelpunkte amerikanischen Verkehrslebens (Chicago) nahe gerückt ist. Um ihres Ursprungs willen trägt die Synode noch ihren Namen von dem Staate Iowa, wiewohl sie inzwischen in einer ganzen Reihe von Staaten Gemeinden gesammelt und außer in den westlichen Staaten (Iowa, Illinois) namentlich auch im Osten (Michigan und Ohio) festen Fuß gefaßt hat.

Der Gegensatz zur Missourisynde, welcher den Anlaß zur Gründung der Iowasynde gab, mußte der letzteren von Anfang an eine eigentümliche Richtung aufprägen. Diese Richtung sprach sich am kenntlichsten in dem sog. „Bekennnisparagraphen“ aus, auf dessen Grundlage die Synode im Jahre 1854 zusammentrat. Er lautete:

Die Synode bekennt sich zu den sämtlichen Symbolen der evangelisch-lutherischen Kirche, und zwar deshalb, weil sie die sämtlichen symbolischen Entscheidungen für die vor und in der Reformationszeit aufgetretenen Streitfragen als dem göttlichen Worte entsprechend erkennt. Da es aber innerhalb der lutherischen Kirche verschiedene Richtungen giebt, so bekennt sie sich zu derjenigen, welche auf dem Weg der Symbole an der Hand des Wortes Gottes einer größeren Vollendung der evangelisch-lutherischen Kirche entgegenstrebt.

Durch diesen Satz sollte Sinn und Bedeutung der Verpflichtung auf die Bekenntnisse bestimmt werden. Es ist damit gesagt, daß die Verbindlichkeit der Symbole sich zunächst auf die Entscheidungen der vor und in der Reformationszeit aufgetretenen Lehrstreitigkeiten bezieht. Auf diese Lehrentscheidungen verpflichtet sich, wer die lutherischen Bekenntnisse annimmt, und zwar weil jene Entscheidungen mit der heiligen Schrift übereinstimmen („das recht verstandene quia“). Es ist kein Zweifel, daß diese Auffassung der Symbole völlig der Bedeutung gerecht wird, welche die letzteren für sich selbst beanspruchen. Nach der bekannten Stelle der Einleitung zur Epitome der Konkordienformel wollen die Symbole „nicht Richter wie die heilige Schrift, sondern allein Zeugnis und Erklärung des Glaubens sein, wie jederzeit die heilige Schrift in streitigen Artikeln in der Kirche Gottes von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt und derselben widerwärtige Lehre verworfen und verdammt worden ist.“

Aus diesem Satz ergibt sich eine doppelte Folgerung. Einmal diese, daß nicht jede gelegentlich in den Symbolen vortragene Lehre oder Lehrmeinung eo ipso schon als Zeugnis und Erklärung des Glaubens der Kirche angesehen werden will, so daß eine Abweichung in solchen untergeordneten Punkten nicht sofort zu

einer Heterodoxie oder gar zu einer Ketzerei gestempelt werden darf. Sodann die andere, daß die Symbole selbst nicht den Anspruch erheben, eine erschöpfende Darlegung des ganzen Lehrgehalts der heiligen Schrift, des ganzen Reichthums der in ihr beschlossenen seligmachenden Wahrheit zu sein, sondern nur Resultat des Schriftverständnisses der Kirche in den geschichtlich aufgetauchten Streitfragen. Ist dem so, so muß auch zugegeben werden, daß auf Grund der bereits gewonnenen Erfahrungen ein Fortschritt der Kirche in der Erkenntnis der geoffenbarten Wahrheit noch fernerhin möglich ist, oder, was dasselbe ist, daß es kirchlich noch nicht entschiedene und abgeschlossene, sog. „offene Fragen“ gibt, über welche in der Kirche annoch verschiedene Meinungen sind, und — sofern sie nicht wider den Grund des Glaubens verstoßen — auch von der Kirche geduldet werden müssen. Dies ist im wesentlichen der Standpunkt, den die Iowa-Synode einnimmt. Hierin liegt der Grund ihrer Entstehung und die Berechtigung ihres selbständigen synodalen Daseins. Die Iowa-Synode ist durch ihre Gründung wie durch ihren Fortbestand ein thatächlicher Protest gegen die Unduldsamkeit der Missouri-Synode, welche die Notwendigkeit der Einigkeit im Glauben und Bekenntnis für synodale und kirchliche Gemeinschaft bis zu der Forderung einer absoluten Lehreinheit überspannt und Zustimmung zu allem und jedem verlangt, was irgendwie als Lehre in den symbolischen Büchern sich findet. Die Iowa-Synode vertritt mit ihrer oben dargelegten Stellung zu den offenen Fragen den Standpunkt eines ökumenischen Luthertums, während der missourische Standpunkt zu eigenliebiger Selbstabschließung, willkürlicher Verengerung der Grenzen der Kirchengemeinschaft, ja zu fortgehender Zerspaltung der lutherischen Kirche führen muß, teilweise schon geführt hat. Dies ist die Bedeutung der von Missouri so vielgeschmähten Theorie von den „offenen Fragen“. Die Synode verstand darunter selbstverständlich nur Lehren von unter-

geordneter Bedeutung, etwa dasselbe, was die alte Dogmatik *articuli non fundamentales* nannte. Als solche „offene Fragen“ erschienen ihr die Lehren von der Amtsübertragung, vom Antichrist, von der Befehung Israels als Volk, von der ersten Auferstehung und vom tausendjährigen Reiche. Da über diese Punkte sich bisher in der lutherischen Kirche noch kein einheitliches Schriftverständnis gebildet hat, so glaubt die Synode von Iowa hierin Verschiedenheit der Meinungen dulden zu müssen, dafern dieselben nicht gegen die *analogia fidei* verstoßen, während die Missourisynode die individuell-lutherische Theorie von der Amtsübertragung und die in der lutherischen Dogmatik überlieferten Anschauungen über die oben erwähnten eschatologischen Fragen als Glaubensartikel und jede Abweichung davon als Irrlehre betrachtet und behandelt.

In diesen Gegensatz zu Missouri sah sich also die Iowasynode von vornherein gestellt. Sie selbst war von ihrem Stifter zu einer friedlichen Stellung angewiesen. „Die Absicht des Daseins der Iowasynode — sagt Löhe in einem Aufsatz in den kirchlichen Mitteilungen 1859, 8 . - ist keine andere als unsere eigene Richtung eines auf alter Basis immer vollständiger sich erbauenden, immer segensreicher wirkenden Luthertums in Amerika zu repräsentieren. Fern von amerikanischer Boxerei und Klopffechtereie, im Bewußtsein einer Wahrheit, die nicht zu überwinden ist, stark in der Thesis, geduldig gegen Extravaganzen anderer lutherischer Richtungen, soll sie berufen, sammeln und erleuchten, was Gott der Herr ihr giebt.“

Aber diese Friedensstellung ließ sich doch nicht lange behaupten. Raum hatte die Iowasynode ihre ersten Veröffentlichungen ausgehen lassen, so erfolgte von seiten ihrer missourischen Gegner Angriff auf Angriff. Sie wurde beschuldigt daß sie sich nur bedingungsweise zu den lutherischen Symbolen bekenne; es wurde ihr das

Recht auf den Namen einer lutherischen Synode\*) abgesprochen; man nannte sie eine Chiliastensynode, einen Löhre'schen Separatverein, darin der unionistische Schaukel- und Schwindelgeist, eine Ja-und-Rein-Theologie herrsche; man warnte vor ihren Pastoren als Irrlehrern. Ein im Jahre 1867 in Milwaukee zwischen Vertretern der beiden Synoden abgehaltenes Colloquium führte zu einer vorübergehenden Annäherung, aber nicht zu einer Verständigung. Die Heftigkeit des Kampfes steigerte sich vielmehr, bis er in einer Reihe gehässiger Artikel, welche 1874 und 1875 im Lutheraner erschienen, seinen Höhepunkt erreichte. Die ziemlich deutlich durchscheinende Absicht, die Iowa-Synode und ihre Leiter moralisch zu vernichten, wurde nicht erreicht. Seitdem hat die Kampfeshitze sich abgekühlt; Friede ist zwar nicht eingetreten, aber doch eine gewisse Waffenruhe. Es mag zugegeben werden, daß die Synode von Iowa bei den frühesten Darlegungen ihres Lehrstandpunktes sich nicht sorgfältig genug gegen die Möglichkeit von Mißdeutungen verwahrt hat. Ihre ersten Publikationen tragen das Gepräge einer jugendlich-naiven Offenherzigkeit an sich im Unterschied von den vorsichtiger gehaltenen späteren Erklärungen. Aber man muß eben auch dies zugeben, daß es überhaupt eine schwierige Sache ist, den von der Iowa-Synode eingenommenen Bekenntnisstandpunkt unangreifbar zu formulieren. Die Forderung, daß man unterscheiden müsse zwischen den strikten Bekenntnisätzen, der Bekenntnissubstanz und dem nur zur Erläuterung und Beweisführung dienenden theologischen Apparat (Synodalbericht von 1858) unterlag der Mißdeutung, als sollten nur die thetischen und antithetischen Sätze der Symbole für verpflichtend gelten, während den theologischen Ausführungen der symbolische Wert abgesprochen zu sein schien. Dies war nun freilich die Meinung

---

\*) Ein missourischer Pastor entschuldigte sich einmal wegen des Gebrauchs des Ausdrucks „die Iowa-Synode“ durch den Beisatz: ut ita dicam.

der Synode nicht. Sie verstand unter den symbolischen Entscheidungen nicht bloß das, was der Form nach als Entscheidung in den Symbolen vorliegt, sondern alles, was der Intention der Kirche und der Sache nach thetische und antithetische Entscheidung in den Artikeln des Glaubens und der Lehre ist. Der Gefahr, daß bei der Unterscheidung zwischen dem, worauf die Intention der bekennenden Kirche gehe und worauf nicht, auch subjektive Willkür ein Wort mitsprechen könnte, suchte die Synode durch die weitere Forderung zu begegnen, daß die Symbole als Erzeugnisse und Zeugnisse kirchengeschichtlicher Entwicklung im Lichte der Geschichte betrachtet werden müßten. Der Grundsatz ist ohne Zweifel richtig, die Anwendung und Durchführung desselben aber dürfte bei der eigentümlichen Beschaffenheit unserer Symbole nicht immer leicht sein, weshalb es nicht zu verwundern war, daß diese Stellung zum Bekenntnis einem mißtrauischen und übelwollenden Gegner nicht genügte, der seinerseits die verbindliche Kraft der Symbole auf alles dehnte, was irgend als Lehre in denselben vorkomme: ein freilich ungeheuer einfacher und bequemer Standpunkt. Da die Verdächtigungen des Lehrstandpunkts der Iowa-Synode um jenes sog. Bekenntnisparagraphs willen kein Ende nahmen, so entschloß sich dieselbe, die bisherige Fassung jenes Paragraphs fallen zu lassen und an dessen Stelle ein einfaches Bekenntnis zu sämtlichen symbolischen Büchern „als zu der reinen und ungefälschten Darlegung und Erklärung des göttlichen Wortes und Willens“ zu setzen, eine taktische Maßregel, die nach der Meinung der Synode nur missourischen Angriffen den Scheingrund entziehen sollte, thatsächlich aber wenigstens für den ersten Augenblick bei Freund und Feind den Eindruck hervorrief, als sei sie von ihrer ursprünglichen Stellung zurückgewichen und als habe sie ihre besondere Richtung aufgegeben. Dies war nun allerdings die Absicht der Iowa-Synode nicht; vielmehr war und ist sie sich bewußt, an den wesentlichen Grundgedanken der überkom-

menen Richtung festgehalten zu haben, ohne freilich als Synode die Vertretung der theologischen Meinungen und Lehraufschauungen einer bestimmten Richtung übernehmen zu können, als wodurch sie ja selbst dem Fehler des missourischen Princips verfallen würde.

So viel zur Kennzeichnung der Lehrstellung der Synode von Iowa.

Der zweite Satz, auf welchen sich die Synode bei ihrer Gründung stellte, lautete:

„Bei Bildung ihrer Gemeinden genügt ihr nicht bloße Zustimmung zu ihren Grundsätzen in Bezug auf Lehre und Zucht, sondern sie fordert Bewährung und richtet zu dem Ende das altkirchliche Katechumenat auf. In ihren Gemeinden ist apostolisches Leben das Ziel, dem man nachstrebt; um dies zu erreichen, wird amtliche und brüderliche Zucht geübt.“

Dieser auf Erweckung und Pflege christlichen und kirchlichen Lebens gerichtete Sinn war auch ein der Synode von ihren Vätern her überkommenes Erbe oder — sagen wir lieber — eine von daher überkommene Aufgabe. Eine von Löhle entworfene Kirchenordnung steckte in dieser Beziehung ziemlich hohe Ziele. Die Wirklichkeit hat freilich auch hier das ideale Programm beträchtlich abgemindert. Löhle hoffte jene *pia desideria* in Bezug auf christliches und kirchliches Leben, die er in seinem „apostolischen Katechismus“ niedergelegt hatte, in den amerikanischen Gemeinden bei den dortigen freieren und günstigeren kirchlichen Verhältnissen eher verwirklicht zu sehen als innerhalb der landeskirchlichen Gemeinden Deutschlands. Doch für den Bau einer „apostolischen Brüderrkirche“, wie sie ihm als Ideal vorschwebte, war auch in den freikirchlichen Gemeinden Nordamerikas das Material nicht vorhanden. Bei der religiös-sittlichen Beschaffenheit der meisten Einwanderer, die entweder im Zustand völliger geistlicher Verwahrlosung oder höchstens auf einer

Anfängerstufe des Christentums sich befinden, konnte und kann vielfach auch jetzt noch die Aufgabe der Synode nicht sein „zur Vollkommenheit zu fahren“, sondern erst „Grund zu legen“. Doch strebt die Synode auch in diesem Stück das unter den vorhandenen Umständen Erreichbare an. Die Anerkennung des Rechtes und der Pflicht des Haushalters über Gottes Geheimnisse zur Zuchtübung gegen offenbare und unbußfertige Sünder wird bei der Aufnahme des Einzelnen in die Gemeinde oder der Gemeinde in den Verband der Synode als Minimum gefordert, die Übung der brüderlichen und gemeindlichen Zucht als zu erstrebendes Ziel hingestellt. Das Bestehen und teilweise Blühen der synodalen Anstalten: eines theologischen Seminars in Mendota, eines College und eines Schullehrerseminars in Waverly, zweier Waisenhäuser in Andrew und Toledo bezeugt, daß die Synode ihrer Selbsterhaltungspflicht eingedenk ist, und daß der Opfersinn und der Geist barmherziger Liebe ihr nicht mangelt. Von ihrer Missionsthätigkeit unter den roten Söhnen Amerikas war bereits an einem früheren Ort die Rede. —

Die Iowa-Synode würde nicht so rasch zu ihrer jetzigen Größe und Bedeutung erwachsen sein, wenn sie nicht durch die Löhe'sche Gesellschaft für innere Mission mit Geldmitteln und mit Sendlingen unterstützt worden wäre. Letztere wurden ihr aus der Missionsanstalt in Neuendettelsau zugesandt, deren deshalb hier auch noch kurze Erwähnung geschehen soll.

Die Missionsanstalt in Neuendettelsau ist aus der im Jahre 1846 in Nürnberg begründeten sog. Missions-Vorbereitungsanstalt erwachsen. In demselben Jahre nämlich, in welchem das Seminar in Fort Wayne ins Leben trat, gründete ein Kreis von gleichgesinnten Kandidaten in Nürnberg eine Anstalt ähnlicher Art, in welcher christliche Jünglinge, die sich dem Dienst der lutherischen Kirche Amerikas widmen wollten, für die Aufnahme in jenes Semi-

nar vorbereitet werden sollten. Der Unterricht wurde von Pfarrern und Kandidaten in Nürnberg unentgeltlich erteilt. Der zu jener Zeit zahlreiche Kreis von Nürnberger Missionsfreunden betrachtete die Anstalt als sein Pflegekind und that ihr willig Handreichung; die Seele des Ganzen war aber der damalige Katechet Friedrich Bauer. Er stand schon an der Schwelle des reifen Mannesalters, als er sich entschloß, die noch übrige Zeit und Kraft seines Lebens der Ausbildung von Arbeitern für die amerikanische Missionsthätigkeit zu widmen. Freilich ihrem ursprünglichen Zweck diente die Missions-Vorbereitungsanstalt nicht lange. Die über die Lehre von Kirche und Amt entstandenen Differenzen führten, wie oben erwähnt, bald die Lösung des Verhältnisses zur Missourisynode und damit auch zu der Anstalt in Fort Wayne herbei. Da die neugegründete Synode von Iowa für's erste fertig ausgebildete Arbeiter bedurfte, so ergab sich die Umwandlung der bisherigen Missions-Vorbereitungsanstalt in eine vollständige Missionsanstalt als natürliche Folge der veränderten Verhältnisse von selbst. Fast gleichzeitig mit dieser inneren ging auch eine äußere Änderung vor sich: die Missionsanstalt wurde von Nürnberg weg in die ländliche Stille von Neuendettelsau versetzt, womit das amerikanische Missionswerk wieder an den Ort seines Ursprungs zurückkehrte. Hier in Neuendettelsau gelang es der unermüdlchen Thätigkeit Bauers, der Missionsanstalt eine feste und würdige Herberge zu bereiten, nachdem sie bis zum Jahre 1866 bei ihm notdürftig zur Miete gewohnt hatte. Löhne hatte sich inzwischen, von anderweitiger Thätigkeit in Anspruch genommen, von dem amerikanischen Missionswerk mehr und mehr zurückgezogen. Die Feier des 25jährigen Jubiläums der amerikanischen Missionsthätigkeit im Jahre 1866 stellte aber dieses Werk noch einmal in den Vordergrund seines Interesses. Freilich konnte er nicht mit einem ungemischten Gefühl der Freude auf jene 25jährige Wirksamkeit zurückblicken. Dazu weckte dieser Tag zu viele wehe-

thuende Erinnerungen auf. Welche Empfindungen überhaupt beim Rückblick auf die amerikanische Missionsthätigkeit seine Seele bewegten, zeigt ein schon einige Jahre vorher aus seiner Feder geflossener Aufsatz in den kirchlichen Mittheilungen. „Als wir“ schrieb er dort „unsre Thätigkeit begannen, sah es in Amerika anders aus als jetzt, nämlich wenn man lutherische Gemeinden, lutherische Synoden, eine lutherische Kirche suchte. Zwar waren die Stephanisten, sowie Grabau mit seinen Preußen drüben, und denen und ihren Gemeinden wird niemand den lutherischen Namen absprechen wollen. Aber die Stephanisten erholten sich soeben erst von den schweren Täuschungen ihres Führers, und die Grabau'sche Synode war doch auch erst in den Anfangsstadien. In dem weiten Lande waren diese zwei Gemeinschaften wie zwei Blätter eines keimenden, fruchtbaren Samenkorns, die eben erst aus der Erde hervorkamen. (Erst) unsere Nothhelfer, in deren Mitte aber auch wohlstudierte theologische Kandidaten über das Meer gingen, haben auf unsere Weisung die Anregung zur Gründung der Synode Missouri gegeben. Das blühende Seminar von Fort Wayne ist eigentlich Stiftung unserer Hände. Kurz, wie man die Leute ansehen mag, welche wir sandten, oder die durch uns auf den Gedanken gekommen waren, nach Amerika zu gehen, die in Verbindung mit uns oder ohne diese gingen: sie haben die große Synode Missouri gegründet, gehoben, gekräftigt; und wenn der Säemann sich einer Ernte freuen darf, zu der er den Samen streute, auch wenn er nicht mit erntet und ist, so dürfen wir das Gedeihen der Synode Missouri und ihre mächtige Wirkung auf Nordamerika immerhin in ein Verhältnis zu uns stellen, wie etwa die Ernte zum Säemann, die Bewegung zum ersten Anstoß, die Wirkung zur Ursache.

Und nun stehen wir in gar keinem Verhältnis mehr zur Synode Missouri. Wir empfangen keine Mittheilung, keinen Bericht, keine Zeitschrift, gar nichts mehr; es ist, als wäre auch alles Gedäch-

nis früherer Zeiten erstorben. Und zwar gilt das nicht bloß von der Synode als solcher, sondern auch von allen einzelnen Pastoren, die wir ausgebildet, ausgestattet, entsendet, unterstützt und so lange geleitet haben, bis wir ihnen die Weisung gaben, sich einfach zur Synode Missouri zu halten. Aber wir sagen mit dem Ausdruck „gar kein Verhältnis“ zu wenig, denn das Verhältnis ist ein feindliches geworden; ja eben weil es ein feindliches geworden ist, hat alle Verbindung aufgehört. Es ist nicht Dank und Liebe einfach verwelt und durch Länge der Zeit erstorben, sondern unsre Schüler und Freunde glauben zwingende Gründe zu haben sich von uns zu thun.“ Daß unter denen, die sich also von ihm abkehrten, auch solche waren, die nicht bloß seine Schüler, sondern Jünger und Freunde gewesen waren, denen sein Herz nahe gestanden hatte — und die nun glaubten, oder doch sich so benahmten, als schuldeten sie ihm auch persönliche Liebe und Treue nicht mehr, war und blieb ihm ein Schmerz. Und ebenso hat er zeitlebens das Wehe nicht verwunden, das ihm durch die gewaltjame Zerreißung der innigen Bande, welche ihn mit den fränkischen Kolonien verknüpften, bereitet wurde. Er seinerseits bewahrte ihnen, trotzdem daß aller gegenseitiger Zusammenhang aufgehört hatte, Teilnahme und Liebe bis an sein Ende. Noch im Jahre 1866 hat er einen Freund, eine Besuchsreise in den Kolonien zu unternehmen, um ihm Bericht über das leibliche und geistliche Ergehen seiner fränkischen Landsleute zu erstatten. Die Nachricht von einem Brandunglück, von welchem eine der Kolonien heimgesucht wurde, rührte ihn in den letzten Wochen seines Lebens zu Thränen. So sehr hatte die amerikanische Missionsthätigkeit nicht bloß Kraft und Interesse seines Geistes, sondern auch die Teilnahme seines Gemüts in Anspruch genommen. Es war daher begreiflich, daß bei ihm in die Jubiläumsfreude auch manch bitterer Tropfen sich mischte.

Er hatte an dem der Jubiläumsfeier unmittelbar vorangehenden Sonntag, dem 20. n. Trin. aus Anlaß des Evangeliums (Matth. 22, 1—14) von dem vielfachen Mißlingen und nur teilweisen Gelingen Gottes und seiner Kirche gesprochen, und dieser Gedanke zog sich wie ein Ton der Wehmut auch durch seine Festpredigt und Festrede durch. „Was haben wir denn gewollt, — sagte er in seiner Festpredigt — wir Binnenländer an diesem einsamen Winkel der Erde, die wir allzumal beim Beginn des Werks noch kein Meer, geschweige ein überseeisches Land gesehen hatten? Es war unsre erste, beste, ständige und unverrückte Absicht, Nothhelfer hinüber zu senden über den Ocean zu keinem andern Zweck, als um zu verhüten, daß die Glieder Christi jenseits des Oceans sich nicht vom Leibe Christi trennten, und zu bewirken, daß, wo dies schon geschehen wäre, das Getrennte wieder herzugebracht und das Zerstreute wieder gesammelt würde. Die Abendmahlsgemeinschaft mit unseren verlassenen Glaubensbrüdern in Amerika wollten wir aufrecht erhalten. Wir wollten verhindern, daß unsre Brüder, die über den Ocean gegangen waren, über der Scholle Erde, die sie dort bebauen, das heiligste und beste Erbe der Heimat, das Sakrament des Altars, vergäßen. Ein Brot aßen sie mit uns in der Heimat, so sollten sie auch in der Ferne mit uns sein ein Leib. Der Trieb, den die Gesellschaft für innere Mission gehabt hat, der den Leitern und Führern des Ganzen im Verlauf der Jahre immer mehr zum Bewußtsein gekommen ist, war nichts anderes als der Wunsch, die amerikanischen Brüder in der Gemeinschaft des Glaubens und des Sakraments zu erhalten. Höher und herrlicher können wir unsre Absicht gar nicht fassen. Und eben diese Absicht, l. Br., ist uns so vielfach mißlungen. Denkt nur daran, wie sich in Amerika ganze Scharen von uns gewendet, uns die Abendmahlsgemeinschaft aufgesagt und damit das schönste und heiligste Band, das sich um die Brüder diesseits und

jenseits des Oceans hätte schlingen können, zerrissen haben. Das füllt die Seele mit Wehmut, so daß die, die jubilieren wollen, sich erst begeistern müssen für das, was wirklich geleistet worden ist, um Psalter und Harfe zum Lobe zu erwecken.

Aber trotz des Gefühls der Mängel unseres Werks und unseres vielfachen Mißlingens lassen wir uns dennoch nicht abhalten vom Loben und Danken. Haben wir nicht in diesen Tagen von dem Mißlingen des Herrn und von dem Mißlingen seiner Kirche geredet? Man kann die Behauptung wagen: die ganze Geschichte des Reiches Gottes sei ein fortwährendes Mißlingen, neben welchem nur ein teilweises Gelingen hergehe. Gottes Plan schreitet unter Hindernissen vorwärts, die nicht nur seinen Fortgang verzögern, sondern dem ewigen Vater selber ans Herz greifen. Unter den Vollkommenheiten Gottes ist eine, die da Traurigkeit heißt.\*) Gott wird über sein eigenes Mißlingen betrübt. Nicht bloß weint der Erlöser über Jerusalem seine Thränen, sondern auch der selige Gottesgeist kann betrübt werden von einem armen Menschenkinde. Wenn nun des ewigen Vaters Plan nur unter Hindernissen, unter Jesu Thränen und seines Geistes Betrübniß hinausgeht, was dürfen wir armen Menschen für unsre Pläne Besseres erwarten? Ebenso aber wie bei Gott der Schmerz über das teilweise Mißlingen seiner Wege kein Hindernis seiner ewigen Freuden ist, so darf auch bei uns die Traurigkeit über das vielfache Mißraten unseres Werks die Freudenkerze nicht auslöschen, die wir heute angezündet haben. Es bleibt trotz allem doch noch soviel Gelingen übrig, daß wir Ursache haben zu danken für das arme Werk, das bei aller Bescheidenheit dennoch

---

\*) Löhe wollte damit sagen, es sei keineswegs ein sog. Anthropopathismus, sondern es gehöre zu den Vollkommenheiten Gottes, daß er auch der Gemütsbewegungen wie Freude, Traurigkeit zc. fähig sei.

Seines Namens Ehre und der Brüder Heil erstrebt und auch erreicht hat.“

Als solche Erfolge, für die man danken könne und müsse, bezeichnete Löhe in seiner am Nachmittag gehaltenen Festrede zunächst die einigende Kraft, welche dem amerikanischen Missionswerk namentlich in seiner ersten Periode, wo es die edelsten Söhne der lutherischen Kirche Deutschlands zur Mitarbeiterschaft verband, beigewohnt habe. Er erinnerte beispielsweise an den S. 61 erwähnten Aufruf an die ausgewanderten Volks- und Glaubensgenossen, der, von ihm entworfen und nach den einlaufenden zahlreichen Korrekturen umgearbeitet, schließlich mit den Unterschriften der bedeutendsten Theologen Deutschlands versehen volltönig und doch einstimmig nach Amerika hinüberschallte. „Eine solche Einheit der lutherischen Theologen Deutschlands, die sonst so selten ist, ein so sichtbarer und greifbarer Beweis von der Gemeinschaft der Heiligen, war ein gutes Beispiel, wofür man zu danken hat.“

Er erinnerte ferner an die mannigfache Anregung, welche die lutherischen Landeskirchen Deutschlands der Entstehung und Ausbildung einer vom Staate unabhängigen lutherischen Kirche Amerikas verdanken. Durch die geschichtliche Entwicklung der lutherischen Kirche Amerikas seien wichtige theologische und praktisch-kirchliche Fragen zur Besprechung gestellt, und ihrer dereinstigen Lösung vorgearbeitet worden, so z. B. die Amts- und Verfassungsfrage.

Ferner sei das Dasein der Missourisynode doch auch ein Gelingen. „Wenngleich die Missourisynode das, was sie ist, im Widerspruch gegen uns geworden ist, so ist sie es doch nicht geworden ohne uns, wenn man dort auch nicht mehr daran denkt. Freilich haben die Missourier in den Dingen, welche sie kennzeichnen, unjern Beifall nicht; wir haben andre Anschauungen über Kirche und Amt

und über die Ziele der Kirche als diejenigen, die das Musterbild kirchlicher Zustände in der kirchlichen Entwicklung des 16. Jahrhunderts sehen. Aber doch freuen wir uns, daß es eine Synode Missouri giebt, und können die Gemeinden glücklich preisen, die unter ihrer Führung stehen: sie haben reines Wort und Sakrament. Es ist also ohne Zweifel auch die Freude und der Dank über das Gelingen, das uns folgte, berechtigt.

Auch was die Kolonien betrifft, so haben wir doch nicht bloßes Mißlingen geerntet. Die Nachrichten über die Ausgewanderten, die von einem urteilsfähigen Besucher der Kolonien stammen, fassen sich in dem Resultat zusammen: „Es ist gut für sie, daß sie drüben in Amerika sind; sie habens besser als in der alten Heimat. Obgleich die Welt, namentlich in die Jugend, eindringt, so ist doch noch ein ernster Zug da; man will von seite der Gemeinde die Zucht nach göttlichen Grundsätzen, und was die kirchliche Führung betrifft, so sind sie ohne Zweifel besser daran als die (meisten) Gemeinden in der deutschen Heimat.“ Es ist also doch den Kolonisten zu einem gewissen Grad irdischer Wohlfahrt und zu einer gedeihlichen kirchlichen Existenz verholfen. Wir haben also allerdings Ursache von wegen der Vergangenheit Gott zu danken.“

„Was aber — so schloß Röhe seine Festrede — das Herrlichste ist, immer noch gehen die Boten mit dem Evangelium eines ewigen Friedens in die Wälder Amerikas, immer noch werden die Zerstreuten gesammelt, Gemeinden gegründet, Kinder getauft und unterrichtet, Sterbende getröstet — der Segen des Worts und der Sakramente ist geblieben. Viele sind von unsern Sendlingen auf die Wege des Friedens geführt worden, nicht bloß für Jesum, sondern auch für ein kirchliches Gemeinwesen auf Erden gewonnen worden. Die stille Thätigkeit des Anfangs ist noch da, sie ist das Einzige, was noch geblieben ist, und sie wird fortgesetzt werden und

gesegnet bleiben, und um ihretwillen mit den reichsten Früchten gekrönt, haben wir heute Recht und Pflicht zu jubilieren. Nichts ist gegangen, wie wir wollten, aber alles ist so gegangen, daß Heil und Segen mitgefolgt ist bis auf diese Stunde, und daß der Herr von dem Werk unsrer Hände seine Hand nicht abgezogen hat.“ —

Mit dem Gebet, daß der Herr das Werk unsrer Hände auch weiterhin fördern und nachdem Er Seinen Knechten Seine Werke gezeigt, ihren Kindern auch Seine Ehre zeigen wolle, schloß Löhe seine Rede. Sie schien uns wegen ihres abschließenden, die Summe der amerikanischen Missionsthätigkeit ziehenden Charakters geeignet, den Schluß dieses vorletzten Halbbandes zu bilden.



## Sünftes Kapitel.

Die Fürsorge für die ausgewanderten Volks- und Glaubensgenossen hatte Löhle mit seinen Gedanken und Bestrebungen in weite Ferne geführt. Diejenige Thätigkeit, welche ihn in dem letzten Abschnitt seines Lebens vorzugsweise in Anspruch nahm, und um welcher willen er Anerkennung und Dank auch von früheren Gegnern erntete: seine Thätigkeit auf dem Gebiet der weiblichen Diaconie, kam der Heimat zu gut. Die Schilderung derselben bildet den Schluß dieser Biographie.

Was Löhle, als er den Werken der Diaconie sich zuwandte, wollte und erstrebte, geht am besten aus dem gegen Ende des Jahres 1853 von ihm veröffentlichten „Bedenken über weibliche Diaconie innerhalb der protestantischen Kirche Bayerns, insonderheit über zu errichtende Diaconissenanstalten“ hervor, welches deshalb, wenigstens seinem Hauptinhalt nach, hier mitgeteilt werden muß.

1. „Wenn wir Seelsorger — beginnt dasselbe — auf unsre Dörfer hinauskommen, die Kranken zu besuchen, so finden wir allenthalben solche weibliche Personen, (naturwüchsige Diaconissen nannte sie Löhle), welche sich der Kranken und Elenden mehr als andere annehmen, weil sie durch eine in ihnen liegende Gabe dazu angereizt werden. Sie folgen dem natürlichen Drang. Was ihnen fehlt, ist die Ausbildung der Gabe. Viele von diesen Frauenspersonen würden biblische Diaconissen sein, wenn man sich ihrer

annehmen und ihnen die Ausbildung geben möchte. — Ausbildung der zum Dienst der leidenden Menschheit begabten Frauen ist ein *pium desiderium* und je länger je mehr eine Forderung an die Kirche.

2. Auf dem Lande giebt es viele Familien, die nicht Landleute, und ebenso wenig Leute von städtischer Bildung genannt werden können. . . Da sich nun in diesem „Mittelstande“ der Bevölkerung des platten Landes viele leiblich und geistig begabte Frauenspersonen finden, so werden sie aus Mangel an Bildung häufig misgebildet an Geist und Gemüt, und benützen ihre Gaben oftmals auf eine üble Weise zum Verderben des eigentlichen Landvolks. Würde man sich ihrer hingegen annehmen, so würden sie gerade sehr begabte und einflußreiche Trägerinnen und Vertreterinnen göttlicher Gedanken werden. Besser könnte man sich ihrer aber nicht annehmen, als wenn man ihnen Gelegenheit eröffnete, ihre Gaben für den Dienst der leidenden Menschheit auszubilden. Sie würden dadurch . . . eine heilige und segensreiche Stellung in der Kirche finden, und die bequemsten Organe der Kirche für christliche Bildung des Landvolks sein. An ihrem Dienste an den Kranken- und Sterbebetten zc. würden viele lernen — und zwar nicht blos Krankenpflege. Also, sie würden Segen haben und Segen bringen — und zwar den Kranken unmittelbar, mittelbar aber der ganzen, namentlich der weiblichen Bevölkerung. — Christliche Bildung des weiblichen Mittelstandes auf dem platten Lande ist also auch ein *pium desiderium*.

3. Gäbe es Bildungsanstalten für die in Nr. 1 und 2 genannten Klassen der weiblichen Bevölkerung, so würden diese auch von Töchtern aus andern christlichen Familien besucht werden, in denen man nicht eben den Zweck hätte, die Töchter zu Diakonissen bilden zu lassen. . . Es wären solche Anstalten nicht, was die Institute für die Töchter der höheren Stände . . .; diese Anstalten

bildeten nichts als die vorhandene Fähigkeit zu weiblich christlichem Liebesdienst. Gerade damit aber gäben sie der mittleren Bevölkerung viel, zumal es in der menschlichen Natur liegt, daß man überhaupt und im Allgemeinen gebildet wird, wenn man für eine Seite des christlichen Lebens recht gebildet wird. Es kann aber nichts geben, was sich für Frauenspersonen mehr zum Bildungsmittel eignete, als die Befähigung zum Dienst der leidenden Menschheit.

4. Diakonissenanstalten, in welchen man die Zwecke von Nr. 1—3 vor allem im Auge behielte, würden Segen für das ganze Land verbreiten. . . Hier würden Diakonissen gebildet werden, welche ihre Befähigung zum Dienste der Elenden anwenden könnten, sie blieben nun im ledigen Stande oder heirateten. Namentlich die Nr. 1 und 3 genannten Klassen von Zöglingen würden auf alle Fälle und in allen Lebenslagen sein, was sie geworden: hilfreiche Ratgeberinnen ihrer Umgebungen, Beispiele und Quellen echt weiblicher Bildung.

5. Diakonissenanstalten dieser Art würden aber zugleich Seminarien für eigentliche Krankenpflegerinnen in Spitälern und Irrenhäusern, für Kleinkinderlehrerinnen, Bonnen zc., für Missionarinen (!) zc. sein. . .

6. Der Mittelpunkt für die Anstalten, von denen wir reden, müßten Spitäler sein. Ohne Spitäler findet die Lehre keine Praxis, und ohne Praxis ist eine Belehrung über den Liebesdienst der Frauen an der leidenden Menschheit kalt und unverständlich.“

Die folgenden Punkte haben keine prinzipielle Bedeutung. Sie erörtern die Frage, ob man zum Beginn der Wirksamkeit sich zum Krankendienst in den großen Spitälern der vornehmsten Städte, oder in den kleinen Spitälern der Landstädte erboten solle, und verneinen sie nach beiden Seiten hin. Dort würde man, von anderem abgesehen, in ein Gewebe von Rücksichten eintreten, welches die noch jugendlichen Bemühungen einschnüren, und ein eigentümliches

und naturgemäßes Wachstum der Sache nicht leicht zulassen würde; hier in engen und kleinlichen Verhältnissen verkümmern; man müsse daher an die Errichtung eines oder einiger neuer Spitäler denken.

Weiterhin wirft dann das Bedenken die Frage auf, ob solche Spitäler in größeren Städten oder auf dem Lande zu errichten seien, um dann nach sorgfältiger Abwägung der Vorteile und Nachteile der Stadt und des Landes zu dem Schluß zu kommen:

12. „Man wähle nun aber Stadt oder Land, so wird es vor allen Dingen darauf ankommen, einen Ort zu treffen, an welchem die rechten Leute zur Sache sich vereinigen können. So sehr liegt alles an Personen und nicht an den Gebäuden, daß man von allem Anfang an jede andere Rücksicht dem Zusammenfinden der Personen unterordnen muß. Von diesem Gesichtspunkt aus sind große Fonds großen Gebäuden vorzuziehen. Die Gebäude der älteren Waisenanstalten werden leicht große Denkmale ihrer Stifter, in denen kein Leben mehr haust.“

Das also waren die Grundsätze, von welchen Löh und eine Anzahl mit ihm verbundener Pfarrer und christlicher Frauen ausgingen, als sie sich zu gemeinsamer Liebesthätigkeit zusammenschlossen. Ihre nächste Absicht war „einen Frauenverein für weibliche Diaconie zu gründen, dessen Anfangspunkt die Gründung eines lutherischen Spitals, und einer damit verbundenen Diaconissenanstalt, dessen Fortgangspunkt vielleicht die Übernahme der Bedienung der kleineren und größeren Spitäler (des Landes) u., dessen liebstes Ziel Bildung der weiblichen Jugend des Landes zum Dienste Jesu in der leidenden Menschheit wäre.“ (Bedenken Nr. 14.)

Also nicht die Gründung eines Diaconissenhauses und die Heranbildung einer kleinen Schar von Frauen zum berufsmäßigen Dienst der Barmherzigkeit war es, was man zunächst beabsichtigte. Vielmehr wollte man in möglichst weiten Kreisen Sinn und Teilnahme für die Werke der Barmherzigkeit erwecken, möglichst viele

zu persönlicher Liebesarbeit heranziehen. In dieser Absicht gründete man einen Verein für weibliche Diaconie.

Dieser Verein nannte sich aber mit Absicht und Bewußtsein „lutherischer Verein für weibliche Diaconie.“ Denen, welche in der christlichen Charitas und ihren Werken einen neutralen Boden sehen, auf welchem die getrennten Konfessionen in und zu gemeinsamer Arbeit sich friedlich begegnen und verbünden sollten, mag diese Betonung des konfessionellen Charakters bei dem von Löhe gegründeten Verein Unbehagen erwecken. Es darf indessen nicht vergessen werden, daß Löhe, als er den Werken der Diaconie sich zuwandte, bereits eine Geschichte als Lutheraner hinter sich hatte. Er war, wie wir wissen, ein Eiferer um das Bekenntnis, um das reine Wort und Sakrament der lutherischen Kirche gewesen, und diese Vergangenheit konnte und wollte er nicht verleugnen. Darum misbilligte er die sogenannte Konföderation der Konfessionen zu gemeinsamen Liebeswerken, als welche nur zu leicht konfessioneller Gleichgiltigkeit und damit der Union Vorschub leiste. Daher durfte auch dem von ihm gestifteten Verein für weibliche Diaconie der unterscheidende konfessionelle Beiname nicht fehlen, wenn auch im übrigen Löhe es nicht verkannte, daß auf dem Gebiet der christlichen Liebesthätigkeit der konfessionelle Gegensatz seine Schärfe verliert und sich mehr als ein heiliger Wettstreit der getrennten Konfessionen in der Erfüllung einer ihnen allen vom Herrn der Kirche aufgetragenen Aufgabe darstellt. Aber eben unter diesem Gesichtspunkt kann man es doch nur mit Freude begrüßen, wenn auch die lutherische Kirche, der ihre Gegner so gerne einseitiges Interesse an der Lehre oder gar an Lehrstreitigkeiten nachsagen, sich auch auf ihren göttlichen Beruf, mit Oel und Wein des barmherzigen Samariters der leidenden Menschheit zu dienen, besann; und eben deshalb muß man es Löhe Dank wissen, daß er sich durch Kiedners Vorgang zum Eifern reizen ließ, auch der lutherischen Kirche seines

Heimatlandes den Segen des neubelebten altkirchlichen Diakonissentums und Anteil an jener gesammten Liebesarbeit zuzuwenden, welche die Herrlichkeit dieses Jahrhunderts ist. Von solchen Anschauungen aus kam Löhle zur Gründung eines lutherischen Vereins für weibliche Diakonie. „Wenn wir nicht von den römischen barmherzigen Schwestern überflügelt werden wollen und wenn wir mit dem auf diesem Felde reichbegabten und reich gesegneten Fliedner doch nicht gehen können, weil seine Thätigkeit uniert ist, so bleibt uns nichts übrig als uns zum Eifern reizen zu lassen und Anstalten zu gründen, in denen wir für die unabweiskbaren Bedürfnisse unserer bisher so vielen Mietlingen preisgegebenen Spitäler, Irrenhäuser, Kleinkinderschulen und Missionen in kirchlicher Weise sorgen,“ so lesen wir schon in dem oben erwähnten Bedenken. Und ähnlich hat sich Löhle noch in seinen letzten Jahren über seine Stellung zu Wicherns und Fliedners Unternehmungen ausgesprochen. „Ich gestehe es gerade heraus — sagt er (im Korrespondenzblatt der Diakonissen 1868, Nr. 12) — daß ich bei der Gründung der Gesellschaft für innere Mission und später des Diakonissenhauses zunächst keine andere Absicht hatte als die, mich für meine heimatlichen Gegenden in Sachen der inneren Mission und des Diakonissentums der unierten Strömung in den Weg zu legen. Ich verehere die Männer (Wichern und Fliedner) aufrichtigst und bewundere sie, und ihr großes, mächtiges Gelingen wird von mir weder beneidet, noch gewünscht und gesucht. Gott schenke es ihnen tausendfältig! Was ich aber wollte und noch will ist weiter nichts als den Beweis liefern, daß der Herr auch meine der Augsburgerischen Konfession so zu sagen angestammte Heimat und uns arme Lutheraner deshalb, daß wir das Fähnlein der ungemischten Abendmahlsgemeinschaft emporkielten, weder von der inneren Mission noch von der heiligen Diakonie des 19. Jahrhunderts ausschließe.“

Allerdings also eine *titio in partes* auch auf diesem Gebiet, aber eine friedliche war es, was Löhe mit der Bezeichnung seines Vereins als eines lutherischen forderte. Daß diese Bezeichnung nicht den Sinn hatte, als sollte die Barmherzigkeitserweisung in die Grenzen der eigenen Konfession eingengt werden, sondern nur den Grundsatz in sich schloß, daß diejenigen, die zu Liebeswerken sich vereinen, Eines Geistes und einträchtig im Glauben sein sollten,\*) braucht wol nicht erst bemerkt zu werden.

---

\*) § 4, 1 der Vereinssatzungen lautete: Mitglieder des Vereins können sowohl Männer als Frauen des lutherischen Bekenntnisses sein, wenn sie regen Anteil an den Vereinszwecken haben zc. Eine Erörterung veranlaßte späterhin die Frage, die bei einer Versammlung der Muttergesellschaft aufgeworfen wurde, ob ein Mitglied des Gustav-Adolph-Vereins zugleich Mitglied des Vereins für weibliche Diakonie sein könne. Die Frage wurde nach eingehender Besprechung einstimmig verneint, wiewol man wußte, daß die Erörterung der Frage schon einen „wunden Fleck“ berühren und vollends der verneinende Beschluß manchem bisherigen Freund in die Seele schneiden werde. Nur dazu verstand man sich, daß dem Beschluß keine rückwirkende Kraft beigelegt werden solle.

Bezüglich der Schulen des Diakonissenhauses galt — um dies vorausgreifend gleich hier zu bemerken — die Praxis, daß auch Kinder unierter Familien in denselben Aufnahme fanden, wenn die Ältern es zufrieden waren, daß dieselben im Sinn der luth. Kirche unterrichtet wurden, ohne am Sakramentsgenuß Teil zu bekommen. Bei den Diakonissen jedoch fand es Löhe mit Recht für unnatürlich, wenn die Glieder einer und derselben Genossenschaft am „eigenen Altare auseinander prallen und verschiedene Wege gehen müßten;“ innerhalb der Schwesternschaft könne es wol „Unklarheiten und Stufen der Überzeugung, aber keinen confessionellen Gegensatz geben.“ Übrigens drohte doch die Möglichkeit eines solchen Auseinandergehens am Altare, so lange Löhe die strengere Praxis befolgte, solche, die an offenkundig gemischten Altären innerhalb der bayerischen Landeskirche communicierten, in Neuendettelsau zum Sacrament nicht zuzulassen. Es konnte da vorkommen und kam in vereinzeltsten Fällen vor, daß Diakonissen in Städten mit confessionell gemischter Bevölkerung und dem entsprechender Abendmahlpraxis am Altar ihrer Ortsgemeinde Teil nahmen, dafür aber freilich auf die sakramentliche Gemeinschaft mit ihrem eignen Mutterhause verzichteten

Nachdem die der Kgl. Regierung vorgelegten Satzungen des Vereins genehmigt worden waren, traten am 13. März 1854 sechs Frauen und acht Geistliche, sämmtlich der Diözese Windsbach angehörig, in Neuendettelsau zusammen und konstituierten sich als Muttergesellschaft. Diese Muttergesellschaft, der die Ausführung der Vereinszwecke und Leitung der Vereinsangelegenheiten oblag, bestand aus einem Kollegium von männlichen Helfern und einem Frauenvorstand, der sich seinerseits wieder aus den leitenden Schwestern oder Vorsteherinnen, den Helferinnen und den Vorsteherinnen der Hilfsvereine zusammensetzte.

Am 14. März berief Löhe Jungfrau Karoline Rheineck, eine ehemalige Kaiserwerther Diakonissin, Jungfrau Amalie Rehm und Fräulein Helene von Meyer, drei begabte und bewährte und für den Gedanken des Diakonissentums begeisterte Jungfrauen, als Vorsteherinnen an die Spitze der Muttergesellschaft.

Der neugegründete Verein hatte nach § 1 seiner Statuten als allgemeinen Vereinszweck: „Erweckung und Bildung des Sinns für den Dienst der leidenden Menschheit in der luth. Bevölkerung Bay-

---

musten. Löhe ließ seinen Diakonissen in Bezug auf sakramentlichen Anschluß Freiheit der Wahl, freilich nicht ohne Misvergnügen darüber, wenn die Wahl gar zu leicht der bequemerem Praxis sich zuneigte. In einer Bußtagspredigt 3. B. über das Thema: Welchen Anteil hat das Diakonissenhaus an dem Bußtag der bayerischen Landeskirche zu nehmen? tadelte er seine Schwestern, „daß sie nicht bloß an den allgemein landeskirchlichen Sünden (Mischung der Guten und Bösen, die man erträgt ohne die Liebe der Zuchtübung), sondern auch an den speziellen Sünden der bayerischen Landeskirche (mit deren Entstehen und Bau die Mengung der Confessionen und die gemischte Abendmahlsgemeinschaft innig verbunden sei) sich beteiligten, wenn sie der Beruf in die verschiedenen Gegenden dieses wunderbar gemengten Königreichs führe.“ Dem in seinem „Gutachten in Sachen der Abendmahlsgemeinschaft 1863“ eingenommenen Standpunkt entsprechend mußte Löhe freilich auch seinen Diakonissen gegenüber in diesem Stück später eine mildere Praxis eintreten lassen.

erns, namentlich in dem weiblichen Teile derselben," als Mittel zum Zweck aber: „Gründung lutherischer mit Diakonissenanstalten derselben Konfession verbundener Hospitäler, Ausbildung von Diakonissen“ u. bezeichnet. Ein Netz von Vereinen nach dem Muster der Muttergesellschaft organisiert und mit ihr gliedlich verbunden, in denen Leben und Puls der Muttergesellschaft schlug, sollte sich über das ganze protestantische Bayern ausbreiten und (mit Löhhs Worten zu reden) ein Feuer der Liebe und Barmherzigkeit durch das ganze Land hin entzündet werden. Kranken- und Diakonissenhäuser sollten nicht fehlen, aber keineswegs so an die Spitze treten, daß in ihnen das ganze Leben des Vereins sich ergösse.

Allein die Ausführung blieb hinter dem Gedanken zurück. Zwar entstanden ziemlich rasch mehrere Zweigvereine, so in Nürnberg, Hersbruck, Memmingen, Altdorf, Nördlingen, später in Neudettelsau selbst, in Fürth, Heidenheim und Wendelstein. Indes wenn auch diese Zweigvereine fast alle eine gesegnete, zum Teil auch nicht unbedeutende lokale Thätigkeit entfalteten, so liegt doch zu Tage, daß die Bildung von neun (später nur sieben) Zweigvereinen im ganzen protestantischen Bayern eine mehr als kümmerliche Erfüllung, ja eine Enttäuschung der Wünsche und Hoffnungen Löhhs genannt werden muß. Der Verein für weibliche Diakonie blieb immer „eine schwache kränkelnde Pflanze," die nie zu kräftigem Emporgehen kam. Desto gedeihlicher war die Entwicklung der Diakonissenanstalt. Es ist so des Herrn Art: Er korrigiert nicht selten auch die wolgemeinten und woldurchdachten Pläne seiner Knechte und formt sie ihnen wie Thon in der Hand des Töpfers mitten in der Ausführung um, so daß etwas anderes daraus wird als sie wollten. Nicht in dem Verein, mit dem, wie Löhhe selbst später gestand, man sich zu Großes vorgenommen hatte, sondern in der Diakonissenanstalt lag von ihrer Entstehung an der Schwerpunkt der Löhhschen Bestrebungen auf dem Gebiet der weiblichen Diakonie.

Die Diakonissenanstalt erwuchs so rasch zu selbständiger Bedeutung und überflügelte den Verein für weibliche Diakonie in solchem Maße, daß wir für den weiteren Verlauf unserer Erzählung von letzterem vollständig absehen dürfen, da die Entwicklung des Diakonissenhauses ausschließlich Aufmerksamkeit und Interesse des Betrachters fesselt.

Die Gründung eines Diakonissenhauses (oder eigentlich mehrerer kleinerer Diakonissenhäuser) war ja, als Mittel zum Zweck, von Anfang an ins Auge gefaßt worden. Aber auch hier erfuhr die ursprüngliche Idee durch die thatsächliche Entwicklung eine wesentliche Umbildung. Nicht ein Mutterhaus, nicht eine Diakonissengenossenschaft, nicht eine evangelische Nachbildung des römischen Ordens der barmherzigen Schwestern war es, was Löhle eigentlich wollte, sondern (wie er selbst sagt) „etwas weit Einfacheres und Volksmäßigeres,“ etwas, das sich näher mit dem altkirchlichen Gemeindediakonissentum berührte. „Uns lag (sagt er) wie bei dem Vereine für weibliche Diakonie, so auch bei den (beabsichtigten) Diakonissenanstalten die weibliche Jugend des platten Landes und deren Ausbildung für die Werke der Barmherzigkeit im Sinn. Unsere Leute, für unsere eigenen nächsten Bedürfnisse, wollten wir heranbilden. Nicht für immer, sondern nur einstweilen wollten wir uns in Neuendettelsau selbst festsetzen und mit einer kleinen Anstalt für weibliche Angefochtene und einer anderen für schwachsinnige Kinder den Anfang zu einer Thätigkeit suchen, die auf kurzem Weg unserem eigenen Volke zu Nutz und Dienst kommen sollte.“ Also eine Bildungsanstalt, in welcher die Töchter vom Land, sonderlich diejenigen aus dem weiblichen Mittelstande, einen theoretischen und praktischen Instruktionkursus in Krankenpflege und sonstiger Diakonissenarbeit durchmachen und aus welcher sie neben dem Gewinn einer gewissen allgemeinen Bildung auch Sinn und geschulte Tüchtigkeit für die Werke der Barmherzigkeit in ihre

heimischen Kreise hinaustragen und das Gelernte im Dienst der Leidenden ihrer nächsten Umgebung verwerten sollten: das etwa war die Idee, die Löhle bei der Gründung des Vereins für weibliche Diakonie vorschwebte. Noch in seiner letzten Lebenszeit erschien ihm dieser ursprüngliche Gedanke weit größer und bedeutender als was in geschichtlicher Verwirklichung hernach an dessen Stelle trat. Indes erkannte er in der von dem eigenen Plan abweichenden Entwicklung der Dinge gleichwohl Gottes Fügung.

Doch auch bei der ursprünglichen Fassung des Plans wäre eine Diakonissenanstalt nicht zu entbehren gewesen.

Aber es fragte sich nun, wo das erste Diakonissenhaus entstehen sollte. Man hätte denken können, daß diese Frage keiner Ueberlegung bedurfte, da alle Umstände auf Dettelsau hinwiesen, wo allein die Bedingungen des Gedeihens des Unternehmens gegeben waren. Mit vollem Recht hatte Löhle in dem oben angeführten Bedenken gesagt: „Es wird vor allen Dingen darauf ankommen, einen Ort zu treffen, an welchem die rechten Leute zur Sache sich vereinigen können. So sehr liegt alles an den Personen, daß man von allem Anfang an jede andere Rücksicht dem Zusammenfinden der Personen unterordnen muß.“ Allein wenn auch gar kein Zweifel darüber walten konnte, daß das geplante Diakonissenhaus entweder in Neuendettelsau oder überhaupt nicht entstehen würde, so verursachte doch die ländliche Abgeschlossenheit des Dorfes das Bedenken, ob es zweckmäßig sei, an einem solchen Ort einen immerhin kostspieligen Neubau aufzuführen, der, wenn er seinem Zweck einmal nicht mehr dienen könnte, nicht viel mehr als ein wertloser Steinhaufen sein würde. Heute, wo wir auf 38 Jahre wunderbar gesegneten Wachstums der hiesigen Diakonissenanstalt zurückblicken, kommt uns diese Besorgnis verwunderlich vor; damals aber gehörte Mut dazu, dieses Bedenken, das einzige, welches der Wahl Neuendettelsaus im Wege stand, zu überwinden.

Schließlich tröstete sich Löhe mit dem Gedanken, daß „wenn das Diakonissenhaus auch nur ein Jahrzehnt unter Gottes Segen seinem Zweck gedient hätte und dann zur Ruine würde, der Geldverlust gar nicht in Anschlag zu bringen wäre gegen den Strom der Güte und Barmherzigkeit des Herrn, der sich in dieser Zeit von ihm ergossen haben würde.“ Und so blieb es bei der Wahl Neuendettelsaus.

Nachdem die Ortsfrage entschieden war, gieng man unverweilt an die Ausführung des Plans. Die drei Vorsteherinnen waren bereits an Ort und Stelle, auch eine genügende Anzahl von Schülerinnen, sechs Diakonissenschülerinnen und zwei Hospitantinnen, war angemeldet und so wurde am 9. Mai 1854, dem Tage Hiobs, die Neuendettelsauer Diakonissenanstalt eröffnet. Die Anstalt war damals und während des ganzen Sommers hindurch zur Miete in den oberen Räumen des Gasthauses zur Sonne, wo früherhin auch die Missionsanstalt Herberge gefunden hatte, so daß jenes allerdings sehr ländliche Gasthaus die Wiege der beiden in Neuendettelsau jetzt noch neben einander bestehenden Anstalten geworden ist. Die Eröffnung gieng in feierlicher Weise vor sich. Man begab sich in festlichem Zug in die von einem zahlreichen Publikum der Umgegend dicht besetzte Kirche. Nach Gesang und Schriftverlesung (Matth. 25, 31—46 und Röm. 16, 1—16, zwei Lektionen, die seitdem bei allen Einsegnungsfeiern des Diakonissenhauses immer wieder erklingen) übergab der Vorstand des Vereins Dekan Bachmann die (freilich erst werden sollende) Diakonissenanstalt dem leitenden Kollegium, in dessen Namen Löhe die geschehene Uebergabe acceptierte und eine Ansprache an die um den Altar her versammelten Vorsteherinnen und Schülerinnen der Anstalt hielt.

Die Diakonissenanstalt war hiermit eröffnet. Schon am nächsten Tag fieng Löhe seinen Unterricht an mit Repetition des Katechismus, und einige Tage darauf begann auch der ärztliche Unter-

richt, den Dr. Schilffarth von Windsbach erteilte. Noch ein dritter Lehrer war an der jungen Anstalt thätig: der Schullehrer Güttler, ein Dettelsauer Kind, ein Schüler und Pflegling Löhes. Derselbe erteilte den Gesangunterricht und sollte außerdem sich der geistigen Pflege von Schwach- und Blödsinnigen widmen. Mit Eifer gieng man allerseits ans Werk: die Lehrer lehrten, die Vorsteherinnen repetierten den gesammten Unterricht, und mit jenem Schwung der Seelen, den geistlich gehobene Anfangszeiten zu verleihen pflegen, setzte man sich über Unvollkommenheiten und Mängel des äußeren Lebens hinweg und fügte sich gern in die engen Verhältnisse des Gasthauses zur Sonne. Aber freilich mehr als eine interimistische Herberge konnte die Diakonissenanstalt dort weder suchen noch finden: man mußte sofort an die Aufführung eines Neubaus denken. Nahe genug am Dorf und doch in solcher Entfernung, daß die allmählich entstehende Diakonissenkolonie ein in sich geschlossenes Ganzes bilden konnte, auf dem höchsten Punkte der Umgegend, von wo aus man einen stillen, lieblichen Blick in die nahen fränkischen Berge genießt, wurde der Bauplatz gewählt und so rasch ans Werk gegangen, daß bereits am 23. Juni 1854 der Grundstein gelegt werden konnte. Man hielt es der Bedeutung der Sache für angemessen, diesen Akt feierlich zu begehen und über den bereits aus der Erde sich erhebenden Bau den Segen Gottes herabzuflehen. Es war die erste derartige Feier in Dettelsau, der später so viele ähnliche folgen sollten. Deshalb und weil bei der schönen liturgischen Ausgestaltung des Actes eine eingehendere Beschreibung von allgemeinerem Interesse sein dürfte, glauben wir über den Verlauf dieser Feier etwas mittheilbarer sein zu sollen.

Es war der Freitag nach Trinitatis. Eine ansehnliche Zahl von Teilnehmern aus der Nähe und Ferne hatte sich versammelt. Um vier Uhr nachmittags bewegte man sich in feierlichem Zuge dem Bauplatze zu. Als der Zug dem emporwachsenden Gebäude

sich auf etwa 100 Schritte genähert hatte, wurde, (wol auch in Rücksicht darauf, daß der nächste Tag der Geburtstag St. Johannis des Täufers war) das Lied: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“ angestimmt. An der südöstlichen Ecke des Baues machte man Halt, und einer der teilnehmenden Geistlichen las nach dem Versikel: Unsrer Hilfe stehet zc. die Lektion Matth. 20, 20—28, worauf Löhre folgende Kollekte betete:

„Herr Jesu Christe, der Du nicht kommen bist, daß Du Dir dienen lassetst, sondern daß Du dienest, und gebest Dein Leben zu einer Erlösung für viele, und bist ein Herzog worden aller derer, die da lieb haben, und ihr Leben für die Brüder lassen: verleihe uns, Deinen Knechten und Mägden, daß wir Dir zu Dienst, und denen, die nach Deinem Willen leiden, dies Haus bauen, und, wie wir es angefangen haben, es auch zu Ende bringen. Amen.“

Darauf zog die Versammlung unter dem Gesang des 5. und 6. Verses des angefangenen Liedes an der Südseite des Baues weiter, bis zur Stelle des Haupteingangs. Hier wurde als zweite biblische Lektion gelesen Joh. 13, 4—17, woran sich folgende Kollekte anreihete:

„O Herr, der Du, obwol ein Herr und Meister, Deinen Jüngern die Füße gewaschen, und Deiner Knechte Leib und Seele mit Deinem Blute gereinigt hast: gib allen denen, die in dies Haus eingehen wollen, um Dir in Deinen Leidenden dienen zu lernen oder zu dienen, daß sie gesinnet seien wie Du, und es für Gewinn achten, Deinen geringsten Brüdern die Füße zu waschen. Amen.“

Darauf bewegte sich der Zug um die südwestliche Ecke des Baues bis zur Nordseite, wo das Lied: „Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr“ gesungen, als dritte Lektion Matth. 25, 31—46 gelesen, und die Kollekte gesprochen wurde:

„O Herr, der Du alle Dienste, die man den geringsten

Deiner Kinder thut, ansehen willst, als Dir gethan: verleihe allen Deinen Christen, daß sie Deines großen Tages gedenken, und von Herzensgrund voll himmlischer Begier nach Deinen süßen Worten eifrig dienen Deinen Armen. Amen.“

Hierauf sang die Versammlung B. 1—3 des Liedes: „Fang dein Werk mit Jesu an“ und zog nach der nordöstlichen Ecke des Baues, wo der Schluß des Grundsteins zu geschehen hatte. Der Vorstand des Vereins, Dekan Bachmann, hielt hierauf an die Versammlung eine Ansprache, und verlas das von Löhle verfaßte Dokument, welches in den Eckstein eingelegt werden sollte. Der charakteristische Eingang und der schöne Schluß desselben verdient hier mitgeteilt zu werden.

### Im Namen Jesu.

Im Jahre des Heils 1854,  
am 23. Junius an St. Johannis des Täufers Vorabend, an  
einem Freitag Nachmittags 5 Uhr,  
ist der Grund und Sockel dieses Diakonissen- und Krankenhauses  
feierlich geschlossen, und durch Gebet und Gottes Wort geweiht  
worden.

In demselben herrschte über diese fränkischen Gauen König Maximilian II., Herzog von Bayern &c. Derselbe war, obwol der römisch-katholischen Kirche zugethan, menschlichen Rechtes summus episcopus der lutherischen Kirche in seinem Königreich, regierte aber dieselbe Kirche durch ein Oberkonsistorium ihres eigenen Glaubens, an dessen Spitze er als Präsidenten gesetzt hatte den lutherischen Dr. theol. Adolf Harleß von Nürnberg. Dieser war der erste Oberkonsistorialpräsident geistlichen Standes, nachdem alle seine Vorgänger Juristen gewesen waren. Der Herr wolle das Wort der Wahrheit durch die Hand dieses Mannes fortgehen lassen und siegen in dieser armen bayerischen Landeskirche!

Hierauf beschreibt das Dokument die parochialen Verhältnisse von Neuendettelsau, gedenkt der im gleichen Jahre erfolgten Gründung der Missionsanstalt in Neuendettelsau und der Diakonissenanstalt, um dann fortzufahren:

„Dieses Haus ist gebaut nicht aus dem Reichtum der Unternehmer, sondern aus Wagnis des göttlichen Wohlgefallens. Die Kosten des Baues wurden durch Geschenke, unverzinsliche und verzinsliche Darlehen aufgebracht. Durch nach und nach einkommende Geschenke sollen die Schulden bezahlt werden. Am Tage der heutigen Feier . . . war Hoffnung vorhanden, daß der Herr, der barmherzige Gott, alle Sorge auf sich nehmen, und unserem Vorhaben sein gnädiges Gedeihen schenken werde.“

Der schöne Schluß lautete:

„Dies Haus soll sein wie ein Altar des Zeugnisses auf dieser Höhe, dem Herrn, dem dreieinigen Gott, dem Vater, Sohne und Geiste, zum Ruhm und Preis und Dank für seine ewige Barmherzigkeit und Gnade gegen uns arme Menschen auferbaut. Der Herr lasse sich unsere arme Stiftung wohlgefallen, und lasse dies Haus Sein Haus sein, bis seine Zeit vorüber ist, und es wie alle irdischen Dinge dahinfallen wird. Es kann niemand einen andern Grund legen als den, welcher auch diesem Hause gelegt ist, unsern einigen hochgelobten Herrn und Heiland, Jesum von Nazareth, den Christus Gottes. Auf diesem Grunde soll bleiben dies Haus bis an sein Ende. Gesegnet seien, die in diesem Hause und über diesem Grunde wohnen, wandeln, dienen, leiten und lehren! Gesegnet seien die Lernenden, die Ubenden, die Kranken, die Sterbenden auf diesem unsern einigen Grunde! Der Segen gehe aus von diesem Hause rings in das Land wie die Quelle Siloah, die still ist und klein, und dennoch reich und hochberühmt im Hause Gottes! Gottes Gruß und Segen gehe in barmherziger dienender Liebe

von diesem Hause aus in die vier Winde, auf die Berge und in die Thäler und in die Breiten unseres Heimatlandes! Es sei auch Friede mit diesem Hause, und mit denen, die darin wohnen, und das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinige uns von aller unserer Sünde! Amen.“

Hierauf wurde nach abermaliger Ansprache die Kapsel mit dem Dokument in den Grundstein eingelegt, und derselbe im Namen des dreieinigen Gottes mit den üblichen drei Hammerschlägen geschlossen.

Den Schluß der Feierlichkeit machten folgende Versikeln und Kollekten:

Einen andern Grund kann niemand legen, denn der gelegt ist. Halleluja.

Es ist in keinem andern das Heil. Halleluja!

O HErr, allmächtiger Gott, verleihe, daß alle, die auf diesem Grunde bauen, und solchem Bau mit reinem Herzen dienen, am Leibe stark, und heil an ihren Seelen, ihrer Hände Arbeit im Segen thun und wohl vollbringen. Durch zc.

Der HErr unser Gott sei uns freundlich, und fördere das Werk unserer Hände. Halleluja.

Ja, das Werk unserer Hände wolle Er fördern. Halleluja.

All unser Thun, o HErr, wollest Du mit Deinem Geiste beginnen, und durch deine Hilfe fördern, auf daß unser Thun und Vornehmen stets mit Dir beginne, und durch Dich zum guten End und Ziel gelange. Durch zc.

Der Gesang der beiden letzten Verse des angefangenen Liedes: „Fang dein Werk mit Jesu an“ schloß den Akt.

---

Und nun begann eine Zeit rüstigen Schaffens am Bau. Wie wieder — sagte Löhje — habe man bei späteren Bauten in

Dettelsau einen solchen Fleiß und Eifer der Bauleute zu sehen bekommen. Auf's willigste ließen sich die Maurer Arbeit bei Tag und Nacht zumuten. Die Landleute der Umgegend halfen und frohnten mit einer Willigkeit, wie wenn es in früheren Zeiten galt, zum Bau der eigenen Pfarrkirche Handreichung zu thun. Nur so wurde es möglich, den Bau trotz seines nicht unbeträchtlichen Umfangs — das zweistöckige Hauptgebäude war 100 Fuß, und der Seitenflügel 65 Fuß lang — schon bis zum 10. August (Laurentinstag) unter Dach, und bis zum 12. Oktober zu Ende zu bringen, und zwar so, daß er an diesem Tage bereits bezogen werden konnte. „Es schien, als hätte Gott der Herr selbst unmittelbar zum Werk geholfen“ sagt Löhe.

Aber mit der Bauarbeit begann auch eine Zeit der Sorge — oder sagen wir lieber — der Glaubensübung für den, auf dem ganz allein die Last und Verantwortung des ganzen Unternehmens ruhte. Gar manchen Seufzer hat Löhe damals seinem Tagebuch anvertraut. Schon die äußere Unruhe und Arbeit, welche der Bau ihm brachte, war groß, da er alle Pflichten des Bauherrn bis ins Kleinste hinein selbst wahrnehmen mußte. „Die Bau Sachen — lesen wir einmal in seinem Tagebuch — nehmen mir erschrecklich viel Zeit. Ich kann wenig arbeiten, da ich den Unterricht des Arztes mit höre, täglich zwei Stunden für die Missionschüler und meinen Schulunterricht gebe. Von 6 Uhr Morgens bis 9 oder 10 Uhr, dann Nachmittags von 3—5,  $\frac{1}{2}$  6 Uhr Unterricht. Dann diese Plage mit den Stein- und Fuhrackforden! Du lieber Gott, was für eine Plage und Schinderei ist das!“ Der Samstag brachte Woche um Woche noch eine besondere „Tribulation“: das Auszahlen des Wochenlohns an die Arbeiter. Aber die Arbeitslast war doch nichts gegen die Sorgenlast, die sich Löhe auf das Herz legte, die er allein tragen, und deren „Berge er glaubend ins Meer beten mußte.“ Tausende sollte er zahlen, und wenig gieng

für den Bau ein. Die Summe der Geschenke betrug 1196 Fl. 35 Kr., das Übrige mußte durch Anlehen aufgebracht werden. Bei Beginn des Baues betrug die Summe der in Aussicht gestellten verzinslichen Darlehen 7000 Fl. Der Bau unter solchen Umständen war ein reines Wagnis im Glauben. Löhse hat in der Folgezeit noch mehr im Glauben gewagt, und ist nicht zu Schanden geworden, wenn gleich, wie er sagt, „mehr als einmal die Wasser der Sorge ihm bis an den Hals gingen.“ Er könne sich — sagt er ein andermal — nicht der Erfahrungen eines A. H. Francke rühmen, dem so oft das Geld, das er brauchte, unverhofft und wunderbar zu Händen kam. Auch habe er kein Talent gehabt zu betteln und Geschenke aufzubringen, und habe kaum jemand um Gaben angesprochen. Er habe je und je die Last der Sorgen schwer empfunden und getragen, und doch sei ihm immer geholfen worden, und er sei auch eines von den vielen Beispielen, an denen jenes Wort des Magnifikat sich bestätigt habe: „die Hungrigen füllet Er mit Gütern und läffet die Reichen leer.“ — In späteren Zeiten durfte ja das Diakonissenhaus und Löhse's Nachfolger andere Erfahrungen machen. Auch bei großen und sehr bedeutende Mittel fordernden Unternehmungen wurden ihnen die Hände rasch gefüllt, von vermögenden Mitgliedern der Schwesternschaft selbst reiche Opfer gebracht, und so die Sorgenlast und der Glaubensweg ihnen verhältnismäßig leicht gemacht.

Der Anfang war unendlich viel schwerer. Als man bei Beginn des Baues auf dem Bauplatz den höchst nötigen Brunnen graben wollte, stieß man auf Felsgestein. Bis zu einer Tiefe von 50 Fuß mußte man den Brunnenschacht mehr ausschauen als graben, ohne daß sich Wasser zeigte. Endlich, nachdem man bei der Höhe der Lage bereits ängstlich geworden war, kam es in einer Tiefe von 57 Fuß mit Macht. Ich möchte diese Brunnenarbeit mit der Glaubensarbeit, die der schwere Anfang des Diakonissenhauses

forderte, vergleichen. Wenn man später (um im Bilde zu bleiben) in einer an 2 Kön. 3 erinnernden Weise nur Furchen und Gräben zu ziehen hatte, um die Ströme göttlichen Segens rauschen zu hören und in die bereiteten Kinnfale sich ergießen zu sehen, so möge über der Freude an dem gesegneten Fortgang die Not des schweren Anfangs nicht vergessen werden.

Er war schwer, dieser Anfang. Das Diakonissentum war in Bayern damals eine noch fast unbekannte Sache, die mit den lächerlichsten und gehässigsten Vorurteilen zu kämpfen hatte; Löhes Namen mit Mißtrauen behaftet, der Kreis, auf dessen Teilnahme gerechnet werden konnte, ein kleiner. Da war es nicht zu verwundern, daß der Zufluß von Mitteln ein knapper war, und die Sorge um Herbeischaffung des Nötigen oft drückend wurde, zumal auch die eben damals mit schweren finanziellen Anfangsnöten ringende Fowasynode auch auf Löhes Hände sah und durch ihn die Beschaffung der nötigen Mittel zur Bezahlung ihrer Seminarschuld in Dubuque erwartete. Unter solchen Umständen wird man sich aber auch darüber nicht wundern, wenn über Löhe Augenblicke kleinmütiger Stimmung kamen, in denen ihn, wie er in seinem Tagebuch schreibt, der Gedanke plagte, es möchte Gott an dem Diakonissenbau kein Wohlgefallen haben. „Gott sei mir gnädig — fügt er an der erwähnten Stelle hinzu — und nehme mein armes Opfer an! Amen.“

Doch das waren vorübergehende Stunden der Anfechtung des Kleinmuts. Der Fortgang des Unternehmens und der bald handgreiflich sich offenbarende Gottessegens war Unterpfand genug, daß auf dem Werk Gottes Wohlgefallen ruhe. Es lautet anders als jene zur Zeit der größten Bannot und Bau Sorge ihm entflohenen Stoßseufzer, wenn Löhe nicht ganz ein Jahr später schreiben konnte: „Unsere Anstalt zählt gegenwärtig 60 Schülerinnen, und in Summa 110 Seelen. Der Segen des HErrn ist sichtlich mit uns, so daß

mir manchmal bange wird, ob nicht irgendwo der neidische Feind alles Guten laure.“

Aber auch schon während des Baues erweckte der überraschend günstige Fortgang desselben frohe Hoffnung auf noch reicheren Gottessegens, und vollends, als der Tag der Einweihung des Hauses gekommen war, erfüllte ein hohes Gefühl der Freude über das gelungene Werk und zuversichtliches Vertrauen in die Zukunft desselben alle Gemüther.

Der 12. Oktober, der Namenstag des damals regierenden Königs Maximilians II., war zum Weihetag des Hauses bestimmt.

Trotzdem daß, als der Festtag nahte, nach langer Trockenheit der Himmel seine Schleusen öffnete, und strömender Regen alle Wege aufweichte, sammelte sich doch von nah und fern, dem Ries, dem Altmühl- und Pegnitzthal, eine große Menge zur Feier, die sich die Feststimmung durch die Ungunst des Wetters nicht im mindesten stören ließ. Man nahm den strömenden Regen als Weissagung auf die Segensströme, die, als Erhöhung so vieler Gebete, auf die junge Pflanzung sich ergießen würden, und sang fröhlichen Mutes:

Goldner Himmelsregen,  
Schütte Deinen Segen  
Auf das Kirchenfeld;  
Lasse Ströme fließen,  
Die das Land begießen,  
Wo dein Wort hinfällt,  
Und verleih,  
Daß es gedeih;  
Hundertfältig Frucht zu bringen,  
Laß ihm stets gelingen.

Der Morgen des Festtags vereinigte die Festgäste zum Gottesdienst in der Pfarrkirche. Röhe predigte über Ps. 73, 25. 26. Eine überraschende Textwahl, die aber jedenfalls zeigt, wie fern

Löhe an diesem Tag war, der menschlicher Weise so natürlichen und doch im Grunde eigenliebigen Freude Raum zu geben, die sich am Genuß des vollbrachten Werkes weidet. Er führte vielmehr in jener Predigt aus, wie wenig der Mensch Ursache habe und wie wenig es Befriedigung gebe, mit Wohlgefallen in seinen Werken, statt allein in Gott zu ruhen; daß nur derjenige der Lehre von der Rechtfertigung mit ganzem Glauben zufalle, der in Abgeschiedenheit von allen Dingen, nach Himmel und Erde nichts fragend, sich allein an seinem Gott in Christo Jesu genügen lasse; daß nur bei völliger Genüge in Gott die rechte Wertschätzung aller Dinge möglich sei, da man jedes Ding an den Ort stelle, da es ewig bleiben kann; daß somit eben aus dieser Ruhe und Weltabgeschiedenheit des Glaubens die Thatkraft der rechten Liebe fließe, die nichts anderes suche als Jesu Ehre und der Brüder Heil zc.

Mit jeder Stunde des Tags mehrte sich die Zahl der Festgäste trotz des vom frühen Morgen an in Strömen sich ergießenden Regens. Derselbe machte es unmöglich, die auf Nachmittags 2 Uhr festgesetzte Festfeier im Freien vor dem einzuweihenden Hause abzuhalten. Man versammelte sich daher zur festgesetzten Stunde wieder in der Ortskirche, die aber die Menge der Teilnehmenden nicht zu fassen vermochte. Die Feier wurde mit einer Ansprache des Vorstandes des Vereins, Dekans Bachmann, über Luc. 5, 17—26 eröffnet. Dann folgte eine Reihe von Lektionen, die teils der Schrift, teils den Schriften der Väter unsrer Kirche entnommen, teils von Löhe eigens für diesen Zweck verfaßt waren und von der andächtig lauschenden Versammlung „mit mächtigem Niederschall aus tiefster Seele“ erwiedert wurden.

Die Reihenfolge der Lektionen und der ihr zu Grunde liegende Gedankengang war folgender:

1. Lektion Matth. 20, 20—28: Der Dienst des HErrn in der Erlösung der Welt.

2. Lektion Joh. 13, 4—17: Der Dienst des HErrn im täglichen Fußwaschen.
3. Lektion Matth. 25, 31—46: Seine Forderung an die Kirche, Ihm im Dienste und in der Barmherzigkeit nachzufolgen.

---

4. Lektion. Aus Scriver's Seelenschatz.

Die Lektion beginnt mit den Worten: „Die Erfahrung lehrt, wenn man zwei Lauten neben einander auf den Tisch legt und auf der einen eine Saite berührt, daß sie erschallet, daß auf der anderen die Saite, welche mit der berührten gleichstimmig ist, sich auch bewegt, als wenn sie auch berührt wäre.“

Dies „Anschlagen verwandter Saiten“ sollte andeuten, daß die Not des Christen im Herzen des HErrn und der Brüder wiederklingt.

5. Lektion. Aus Scriver: Der Barmherzigkeit Art, Beschaffenheit und verschiedene Erweisung.
6. Lektion. Aus Heinrich Müller: Freiwilligkeit der Barmherzigkeit.

---

Die 7., 8. und 9. Lektion war von Löhe selbst verfaßt, und ich glaube, recht zu thun, sie hier in extenso mitzuteilen.

Die 7. Lektion stellt „das hohe Beispiel Jesu und seiner Apostel in der Barmherzigkeit vor Augen. Sie lautet:

„Nachdem wir also Gottes Wort und die Ermahnung heiliger Lehrer von der Barmherzigkeit vernommen haben, so laffet uns aufschauen auf diejenigen, die uns zum Wort heiliges Beispiel gegeben haben. Vor allem laßt uns aufsehen auf den Herzog der Barmherzigkeit, unsern HErrn Jesus, der obwol arm, dennoch reich gewesen ist an Barmherzigkeit. Er hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte, aber er hat uns ewige Wohnungen im Hause

seines Vaters bereitet. Er lebte von der Wohlthat der Frauen, die ihm folgten, er hungerte in der Wüste und dürstete am Kreuze, aber er speiste doch barmherzig 5000 Mann und 4000 mit der Speise der Nothdurft und tränkte die Hochzeitleute von Kana mit Freudenwein. Er machte die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Sprachlosen redend, den Lahmen gab er gesunde Glieder, die mit Krankheit und Seuchen behaftet waren, heilte er; die Toten weckte er auf; und unter allen seinen Wundern ist nur eines, das man versucht sein könnte, mehr ein Wunder der Gerechtigkeit als der Barmherzigkeit zu nennen. Er war ein Tröster der Witwen, der Witwe von Nain und der Witwe unter dem Kreuze, ein Tröster der Gefangenen, des gefangenen Täufers Johannes, ein Seelsorger der Sterbenden, sogar im eigenen Sterben, denn er führte den sterbenden Schächer zum Paradies. St. Petrus faßt seinen ganzen Lebenslauf zusammen in die Worte: „Er ist umhergegangen und hat wohlgethan,“ d. i. Barmherzigkeit erwiesen. Und ist sein Leben nichts anderes als eitel Barmherzigkeit, welche einen Ruhm und Preis der Barmherzigkeit soll man alsdann seinem Tode geben und seiner Auferstehung und seinem Leben in der Majestät, sintemal er sein Leben gegeben hat zu einer Erlösung für viele, um unsrer Gerechtigkeit willen auferstanden ist und im ewigen Heiligtum immerdar lebt und für uns bittet? Darum wir auch ohne Ende zu ihm rufen und schreien: Kyrie eleison.

Seinen heiligen Aposteln verhieß der Herr, daß sie dieselbigen Wunder der Barmherzigkeit auch thun sollten; ja er verhieß ihnen größere dazu. Darum gingen sie auch hinaus, zwar in Armut, wie er selber, aber auch in demselben Reichthum, wie ihr Herr. Allenthalben und unter allen Völkern, zu denen sie kamen, sahen die Blinden, hörten die Tauben, redeten die Stummen, sprangen die Lahmen, genasen die Kranken, standen die Toten auf, die Traurigen wurden getröstet, Barmherzigkeit speiste die Hungernden,

tränkte die Durstigen, besuchte die Gefangenen, tröstete die Sterbenden. Ihr ganzer Lebenslauf war lauter Barmherzigkeit und über ihren Gräbern erblickte die Kirche d. i. ein Paradies der Barmherzigkeit.

Und ein Amt der Barmherzigkeit stifteten sie im Namen Jesu, unsers HErrn. Denn auch für Apostel war es zuviel, zugleich das Wort des Amtes und der Barmherzigkeit zu führen. Schön ist sie und groß, reich und gesegnet, die Schaar der heiligen Diener Christi unter den Leidenden; gesegnet von den ersten Sieben zu Jerusalem an bis zu Laurentius, dem hellen Stern, und bis in die späteren Zeiten.“

Die 8. Lektion führte das Beispiel jener Helden der Barmherzigkeit vor Augen, die sich des fränkischen Volkes angenommen und es zu Christo und einem besseren Leben geführt haben. Sie lautete:

„Seht um euch, lieben Brüder und Schwestern, hinaus in die vier Enden des Landes, denkt an die Zeit, wo niemand von dieser Höhe in die Ferne sehen konnte, wo Urwald und Sumpf den Boden bedeckte, wo der Nordgau und dies Land zu Franken eine wilde traurige Wüste gewesen ist und die Seelen der Bewohner dieser Gegenden dem Lande glichen. Wer hat das Land gelichtet, den Boden bebaut, heimatlich und behaglich und zu einem Garten Gottes gemacht? Wer hat die Einwohner in ihrer Wildnis besucht und in ihre Herzen das Licht und den Trost des heiligen Geistes gebracht, aus Wilden nicht bloß Menschen, sondern Christen und Heilige Gottes gemacht? Es waren die Jünger des barmherzigen Jesus, getrieben vom Geiste Jesu, das ist vom Geist der Barmherzigkeit, die da kamen, nichts für sich begehrten, sondern arm und gering, krank, matt und schwach wurden und starben, nur daß wir sähen und hörten, sprächen und sängen und genäsen und lebten hie zeitlich und dort ewiglich. Es waren die Helden der

Barmherzigkeit, Kilian und Totnan, Winfried und Willibald und Wunnibald, Sola und Deofar, Gumbert und Sebald und wie sie alle heißen, deren Namen im Himmel angeschrieben sind, ein Verzeichnis der Barmherzigen, die unsern Vätern Segen brachten, deren wir dankbar gedenken und ihre Namen vererben sollen auf Kindskind, denn sie sind wert.“

Die 9. Lection war dem Gedächtnis heiliger Frauen, insonderheit der Diakonissin von Franken, der h. Walburgis gewidmet.

„Ja sollen wir denn nun der edlen Frauen vergessen, die den berühmten Helden in die Arbeit der Barmherzigkeit nachgingen und zum starken Wein der männlichen Barmherzigkeit das milde Öl der weiblichen Barmherzigkeit brachten? Stehen wir nicht also, daß wir von diesem Hause, das der Barmherzigkeit geweiht ist, hinüber schauen in die Gegend, wo neben den heiligen Brüdern Willibald und Wunnibald die hehre Dienerin Jesu Walburgis lebte und wirkte und starb, die da „fleißig war in der Arbeit ihrer Hände, fleißiger noch im Lesen und Betrachten der hl. Schrift, am allerfleißigsten im Gebete“, von deren Andenken unzertrennlich ist Öl und Wein des guten Samariters und die Lampe der wachsamten Jungfrauen, die wie eine Profetin nach dem Tod des Bruders auch unter den Männern waltete und heimgegangen ist unter Freuden der Engel und Klagen der Menschen am 25. Febr. 777?

Es ist nicht mehr wie es ist gewesen in der Zeit der Helden und wie schwach und klein sind unsre Tage in den Werken der Barmherzigkeit, wenn man sie mit der Vorzeit vergleicht! Aber dennoch, ragen auch keine Bäume der Barmherzigkeit, so sproßt es doch allenthalben wieder von Gras und Kraut der Barmherzigkeit, der Herr läßt aus seinen Odem der Barmherzigkeit und verneuert die Gestalt der Erde. Gesegnet seien, die dem Triebe seines Odems und Geistes folgen, die ihre Kleider schürzen und ihre Hände richten zu Werken der Barmherzigkeit in unsern Tagen, auf daß

Christus an ihnen und sie an Christo und von Ihm gepriesen werden am großen Tage.

Über eine Weile, so sind wir nicht mehr da, sondern schauen sein Angesicht in Gerechtigkeit und genießen seine Freuden in Ewigkeit. Aber so lang es währt auf dieser armen Erde, laßt uns dem barmherzigen Jesu in Barmherzigkeit dienen. Es ist uns hier ein Haus der Barmherzigkeit erbaut und eine Stätte der Andacht und Liebesarbeit: da laßt uns einziehen mit Freuden und die Barmherzigen sollen Besitz ergreifen mit Frohlocken. Der Herr aber zeige seinen Knechten seine Werke und seine Ehre ihren Kindern und der Herr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unsrer Hände bei uns, ja das Werk unsrer Hände wolle er fördern. Amen.“

Nach Beendigung der Feier in der Kirche setzte sich, da inzwischen auch der Regen nachgelassen hatte, der Festzug nach dem Diakonissenhause zu in Bewegung. Der Anblick des festlich mit Blumen und Kränzen geschmückten Hauses, das in seiner „demüthigen Großartigkeit“ (wie sich ein Festgast ausdrückte) den erhabenen Ernst seiner Bestimmung unverkennbar an der Stirne trug, bewegte alle Gemüther.

Nach dem Gesang des Liedes: „Jesu geh voran“ öffnete der Vorstand des Vereins, Dekan Bachmann, im Namen des dreieinigen Gottes die Thüre und sprach in ergreifenden Worten den Segen über die Diakonissen und ihre Vorsteherinnen, die darauf feierlich in das neue Haus einzogen, das nun auch den Gästen zur Besichtigung geöffnet wurde.

Mit eintretender Dunkelheit begann der dritte Teil des Festes, der erste Hausgottesdienst im Betsaal der Anstalt. Nachdem Löhe in einem Vortrag über Zweck und Bestimmung der neugegründeten Anstalt sich verbreitet und namentlich hervorgehoben hatte, daß das Werk, dem das Haus dienen solle, keine Parteisache

sei, sondern ein Werk christlicher Barmherzigkeit, dazu der Glaube zwingt, und daß eben deshalb die Wirksamkeit dieses Hauses nicht von konfessionellen Schranken umhegt, sondern dasselbe zur Übung der Barmherzigkeit an allen und für alle bestimmt sei, wurde die Litanei mit eingeschalteten Bitten (die sich auf den Zweck und das Leben in der Anstalt bezogen) von der feiernden Menge gebetet mit einer Macht und einträchtigen Gewalt, daß „das Haus erbebt“ (wie es in der Schilderung eines Berichterstatters heißt).

Als der erste Abendgottesdienst vorüber war, verwandelte sich der Betsaal des neu eingeweihten Hauses in einen Speisesaal, und die Festgäste hielten, die Armen der Gemeinde von Dettelsau in der Mitte, ein Liebesmahl, dessen Eindruck allen Teilnehmern unvergeßlich blieb. Angesichts des Altars mit den brennenden Kerzen, der die Gegenwart des HERRN versinnbildete, saßen in dem geräumigen Saal über hundert Tischgenossen beim einfachen, aber vom Geiste der Jesus- und Bruderliebe reichlich gewürzten Mahle. Mit lieblichen Gesprächen wechselten in kurzen Zwischenräumen Lob- und Danklieder. „Die Erinnerung an dieses Essen und Trinken vor Gottes Angesicht übertrifft alle Erinnerungen des schönen Tages“ sagte Löhle noch 16 Jahre später. Und in dem gleichzeitig erschienenen Bericht im Korrespondenzblatt der Gef. f. innere Mission heißt es: „Man konnte die Gemeinschaft der Heiligen spüren und genießen, man konnte ahnen, was es um die geistlichen Liebesmahle in der apostolischen Zeit Erhebendes und Liebliches gewesen sein mag,“ begeisterte Worte, die aber dem nicht übertrieben erscheinen werden, der wie der Schreiber dieses als junger Student selbst die Freude hatte, einige Male an solchen Liebesmahlen teilzunehmen, da das Diakonissenhaus am Gründonnerstag Abend seinen Schwestern und seinen nächstehenden Freunden und Freundinnen das Osterlamm bereitete. Später gelang auch in Neuendettelsau selbst unter Löhle eine solche Feier nicht mehr; war doch auch die Herr-

lichkeit der Agapen in der apostolischen und nachapostolischen Kirche eine kurzlebige.

Und nun begann im Diakonissenhause ein reges Schaffen und Leben. Die Heranbildung von Lehrerinnen für Kleinkinderbewahranstalten, Schulen und Familien, sowie von Krankenpflegerinnen hatte man sich als nächstes Ziel gesteckt. Schon die Zusammenfassung dieser beiden Zwecke verhütete es, daß der Unterricht zu einem einseitigen Fachunterricht ausartete, der nichts als eine Abrihtung für eine bestimmte Berufsthätigkeit hätte sein können. Lüge hatte es auf eine allseitigere weibliche Bildung der Dienerinnen der Barmherzigkeit abgesehen, weshalb auch von Anfang an solche Schülerinnen, welche nicht die Absicht hatten, dem Diakonissenberuf sich zu widmen, ohne Störung für sich und andere an dem im Hause erteilten Unterricht teilnehmen konnten. Dies war der Anfang der Schulen des Diakonissenhauses, die, da immer mehr Kinder demselben zur Unterweisung und Erziehung anvertraut wurden, jetzt eine Ausdehnung gewonnen haben, die man anfangs weder hoffte noch begehrte. Die Schulen des Diakonissenhauses sollten nur Mittel zum Zweck sein, d. h. denjenigen Diakonissen, welche zu Lehrschwwestern ausersehen waren, die nötige Gelegenheit zur Ausbildung für ihren Beruf und zur Übung in demselben bieten.

Aber nicht bloß eine Erziehungs- und Bildungsanstalt für die weibliche Jugend, sondern auch eine Krankenanstalt war, seinem Zweck gemäß, das Diakonissenhaus von Anfang an, doch auch nur in dem durch diesen Zweck gebotenen Maß. Auch die im Diakonissenhaus geübte Krankenpflege sollte nur Mittel zum Zweck sein d. h. den Diakonissenschülerinnen zum theoretischen Unterricht in der Krankenpflege die nötige Praxis zu verschaffen.

Noch eine dritte Diakonissenthätigkeit war von Anfang an im Diakonissenhause geübt, die ohne ursprünglich in sein Arbeits-

programm aufgenommen gewesen zu sein ihm zufiel: die Pflege von Schwachfünnigen und Blöden. Gott hatte es so gefügt, daß die Diakonissenanstalt gleich bei ihrem Entstehen etliche blödsünnige Kinder als beneficium inventarii mit übernehmen mußte. So kam es, daß „die Blödenpflege mit das erste Liebeswerk war, an dem die Diakonissen von Neuendettelsau sich mühten.“ Andere Aufgaben und Thätigkeiten schlossen sich dieser ursprünglichen an und die Arbeit des Diakonissenhauses mehrte sich zusehends; Jahr um Jahr trieb der jugendkräftige Stamm neue Sprossen, so daß allmählich eine ganze Reihe von Zweiganstalten um das Mutterhaus her erbühte. Es ist ein charakteristischer Ausdruck, wenn die Schrift das Frühjahr bezeichnet als „die Zeit, da die Könige ausziehen pflegen“ als die Zeit, wo die kriegerischen Operationen, denen der Winter Stillstand geboten hatte, mit neuer Energie wieder aufgenommen werden. So war es in Dettelsau die Lichtmeßzeit, „die liebe, lichte Zeit, da der Winter sich zum Abschied neigt, um von dem jungen Frühling abgelöst zu werden.“ Da pflegte man sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit im engeren Freundeskreise zu versammeln und den friedlichen Feldzugsplan für das im Anfang seines Laufes befindliche Jahr zu beraten, um dann mit neu erwachter Unternehmungslust und Schaffensfreudigkeit an die Ausführung der gefaßten Entschlüsse zu gehen. Die Schilderung dieses äußeren Wachstums des Diakonissenwerks bleibe späteren Kapiteln vorbehalten. Das nächste Kapitel mag ein Versuch sein, die innere Entwicklung der Diakonissenanstalt darzustellen.

---



Solcher Art waren wol auch jene andern, Röm. 16 mit Auszeichnung genannten Frauen, eine Maria und Peris, eine Tryphäna und Tryphosa, denen der Apostel ihre — sehr im Gegensatz zu ihren auf Uppigkeit und Verzärtelung hindeutenden Namen stehende — hingebende Liebesthätigkeit (*κοινωνία*) nachrühmt. Solche Dienerinnen der Gemeinden waren ohne Zweifel auch die Witwen, von denen 1 Tim. 5, 3—16 die Rede ist, eine Stelle, die seit uralten Zeiten auf das Diakonissenamt bezogen worden ist. \*)

Löhe sagte sich ohne Zweifel, daß für solche Gedanken die Zeit ebenso wenig reif sei, als die Personen, welche an die Stelle jener Gemeindediakonissen des Altertums einrücken sollten. So blieb denn auch für ihn als eigentlicher Kern des Diakonissenberufs: der Dienst der Barmherzigkeit im weitesten Sinn des Wortes, der Dienst der Elenden, Armen, Kranken, Gefangenen, die Pflege, Unterweisung und Erziehung der Kinder, kurz eine immerhin reiche Mannigfaltigkeit von Diakonissenwerken, von den niedrigsten Hausgeschäften bis zu den edelsten Frauenwerken. Denn so weit dachte er sich den Umfang des Diakonissenberufs, daß er nichts, was überhaupt auf dem Gebiet des weiblichen Berufs mit Ausnahme der Ehe liegt, von demselben ausgeschlossen sehen wollte. Er forderte von der Diakonissin, daß sie keines dieser Frauen- oder Mägdewerke für sich als zu gering, oder sich dazu für zu gut halte, und daß sie womöglich jedem derselben gewachsen sei.

Wenn ich ein Maler wäre — schrieb er einmal — so malte ich die Diakonissin wie sie sein soll, in ihren verschiedenen Lebenslagen und Arbeiten. Es gäbe eine ganze Reihe von Bildern.

---

\*) Es sind ja nicht viele Stellen des N. T., die von Diakonissen und Diakonissentum handeln. „Aber — sagt Löhe schön — die Diakonissin steht eben in der Bibel, wie im Garten das bescheidene Veilchen, kenntlich durch seinen Geruch, lieblich vor Gott und Menschen, in einer Verborgenheit, die Gott selbst gewollt hat.“

Malen würde ich die Jungfrau im Stall und — am Altar, in der Wäscherei und — wie sie die Nackenden in reines Linnen der Barmherzigkeit kleidet, in der Kirche und — im Krankensaal, auf dem Feld und — bei dem Dreimalheilig im Chor, und wenn sie den Kommunikanten das Nunc dimittis singt, ich würde alle Diakonissenberufe malen, in allen aber Eine Jungfrau, nicht immer im Schleier, aber immer Eine Person. . . Und warum? Weil eine Diakonissin das Geringste und das Größte können und thun, sich des Geringsten nicht schämen, und das höchste Frauenwerk nicht verderben soll. Die Füße im Rot und Staub niedriger Arbeit, die Hände an der Harfe, das Haupt im Sonnenlicht der Andacht und Erkenntnis Jesu — so würde ich sie aufs Titelfupfer der ganzen Bildersammlung malen. Darunter würde ich schreiben: „Alles vermag sie: arbeiten, spielen, singen.“

Gerade das Geringe und Unbedeutende, jene Kleinigkeiten, aus denen sich der weibliche, auch der Diakonissenberuf, zusammensetzt, sagte Löhre, könne und solle geachtet und verklärt werden durch die Gesinnung, in welcher die Diakonissin ihre Berufswerke verrichtet: durch die Beziehung auf Jesum, durch die Absicht, Ihm in seinen Heiligen zu dienen. Diesen einfachen Satz, in dem doch der ganze himmelweite Unterschied christlicher und heidnischer Weltanschauung sich ausdrückt, führte Löhre einmal schön in einer Aussegnungsrede durch, in welcher er die Frage beantwortete: „Was ist für ein Unterschied in dem Leben des Heidentums und des Christentums?“ Er gab darauf eine doppelte Antwort. Der eine Unterschied sei der, daß, was bei den Heiden außerordentlich war, bei den Christen ordentlich geworden sei. Schon die Alten haben gesagt, und angesichts des von Christen jeden Alters und Geschlechtes zur Zeit der schweren Verfolgungen bewiesenen Todesmutes ein Recht gehabt zu sagen: bei den Heiden gäbe es einzelne Beispiele von Heldennut und Seelengröße, die Christen seien aber alle Helden, alle

seien bereit, in den Tod zu gehen, Martern zu erdulden, für einen großen Gedanken zu sterben.

Aber man könne auch, um einen zweiten Unterschied des Heidentums und Christentums hervorzuheben, umgekehrt sagen, daß durch das Christentum das Ordentliche außerordentlich, das Gewöhnliche ungewöhnlich, das Gemeine ungemein geworden sei. Das Christentum habe die geringen und niedrigen Geschäfte des alltäglichen Lebens geadelt und zu eitel priesterlichem Werk und Opfer umgewandelt, vorausgesetzt, daß sie in Jesu Sinn und Geist, und Ihm zu Ehren vollbracht werden. Eine Ahnung davon finde sich schon im alten Testament, wo neben der Prophetin Debora, die eine hervorragende Gestalt im Reiche Gottes ist, auch jener andern Debora, die in der Welt keinen Namen hatte, die nichts weiter war, als die treue und fleißige (Debora heißt „Biene“) Amme Rahels vom h. Geist ein Ehrengedächtnis gestiftet werde (1 Mos. 35, 8). So seien auch im neuen Testament die Namen der frommen Frauen, die Jesu nachfolgten und ihm von ihrer Habe Handreichung thaten, im Buch der Bücher aufgezeichnet, und mit ihnen leben so unscheinbare Personen, wie der Bettler Servulus, der von seinen Almosen Wohlthat übte, wie die Dienstmagd Kade Gund, die in den Stunden, welche der Dienst ihrer Herrschaft ihr frei ließ, Kranke pflegte, unvergessen im Andenken der Kirche fort, nicht, weil sie Außerordentliches thaten, sondern weil ihre niedrigen und unscheinbaren Werke groß und ungemein wurden durch die Beziehung auf Jesum, dem zu Lieb und Ehren sie vermeint waren. Diese letztere Wirkung des Christentums (daß es das Gewöhnliche außerordentlich gemacht habe) sei nach des HErrn eigenem Urtheil (Matth. 25, 35 ff) noch größer als jene erstere.

Diese Anschauung vom Beruf, die auch die niedrigen Berufswerke zu adeln weiß durch die Beziehung auf Jesum, die den ganzen Diakonissendienst für nichts anderes ansieht, als für ein be-

ständiges Selbstopfer,\*) aus Liebe und Dankbarkeit dem Bräutigam der Seelen für sein heiliges Sühnopfer am Kreuze dargebracht; diese Gesinnung war es, die Löhne vor allem in die Seelen der Diaconissen zu pflanzen suchte. Ein Ausdruck dieser Gesinnung sind die schönen Worte, die er der Diaconissin als Antwort auf die von ihr an sich selbst gerichtete Frage: Was will ich? in den Mund legt. „Was will ich? Dienen will ich. Wem will ich dienen? Dem Herrn in Seinen Elenden und Armen. Und was ist mein Lohn? Ich diene weder um Lohn noch um Dank, sondern aus Dank und Liebe; mein Lohn ist, daß ich dienen darf. Und wenn ich dabei umkomme? Komme ich um, so komme ich um, sprach Esther, die doch Ihn nicht kannte, dem zu Liebe ich umkäme, und der mich nicht umkommen läßt. Und wenn ich dabei alt werde? So wird mein Herz grünen wie ein Palmbaum, und der Herr wird mich sättigen mit Gnade und Erbarmen. Ich gehe mit Frieden und sorge nichts.“

Oder jenes andre Wort:

„Ich gäbe mein Leben und alles, was es in sich hat, für ein Glas Harde auf das Haupt meines Herrn. Da er mir aber entrückt und ferne weggezogen ist, so nehme ich mich und alles was ich bin und habe wie eine Traube, und presse es aus, um Seinen auserwählten Stellvertretern ein kleiner Labetrunk zu werden. Presse mit mir deine Traube auch aus, bringe dein Lebenskelchglas dem Herrn, und Seine Elenden sollen es ganz austrinken auf dein Wohl. Das ist schöner, als alles Glück der Erde.“

---

\*) Oft hob Löhne hervor, daß die Schrift von der Berufsarbeit der Diaconissin (wie des Geistlichen) das Wort *κομιάν* gebrauchte, welches eine mühevollere, anstrengende und aufreibende Thätigkeit bezeichne. Das Licht, das, indem es andern leuchtet, sich selbst verzehrt, sagte er, sei ein schönes Symbol auch für die Diaconissin.

Gerne rief Vöhe auch seinen Diakonissen ein fast evangelisch klingendes Wort des h. Bonaventura ins Gedächtnis: „Eine vollkommene und beständige Treue im Kleinen ist eine heroische Tugend.“ „Es ist — sagte er einmal in Ausführung dieses Gedankens — zwar eine verborgene Christenherrlichkeit, Treue im Kleinen, d. h. im Berufe üben, aber sie ist schwerer und herrlicher als Märtyrertum. Zum Märtyrertum hilft eine aufgeregte Zeit, ein bewegtes Gemüt, und es ist oft schnell gewonnen; es kostet einen kurzen Todesaugenblick. Bei der Treue im Kleinen aber trägt man die stille Langeweile eines einformig ablaufenden Lebens geduldig, zum Preis des HErrn (bis ans Ende).“

Aus dieser persönlichen Stellung zu dem HErrn fließend, ja mit ihr bereits gegeben ist jene barmherzige Liebe, welche die Seele des Diakonissenberufes ist, und ohne welche alle Diakonissenwerke tote Werke in Gottes Augen sind. Die Barmherzigkeit zu preisen, Sinn und Eifer für diese große Christen- und Diakonistentugend zu wecken war Vöhe unermüdblich und unererschöpflich. Wir müssen uns hier mit einem Hinweis auf sein Schriftchen „von der Barmherzigkeit“ begnügen, in welchem er die ganze Geschichte des Reiches Gottes unter dem Gesichtspunkt der mit der göttlichen Gerechtigkeit ringenden Barmherzigkeit betrachtet und (mit seinen eigenen Worten in einer Predigt zu reden) nachweist, „wie durch die ganze Geschichte neben dem roten Faden der göttlichen Gerechtigkeit der blaue Faden seiner Barmherzigkeit läuft, bis auf dem Höhepunkt aller Geschichte, auf Golgatha, beide Fäden zusammenschießen und sich in Eins verweben, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit sich nicht bloß ausgleicht, sondern die Barmherzigkeit den Sieg und den Ruhm wider und über die Gerechtigkeit behält für immer und ewig.“ Man kann aus jenem Schriftchen nicht wol einen Auszug geben; dafür sei es uns gestattet, einen kleinen Abschnitt aus einem Diktat Vöhes „von der seligen Übung der Barmherzigkeit“ hier mitzuteilen.

„Eine Diakonissin ist eine Dienerin der Barmherzigkeit; wie könnte sie anders als barmherzig sein, d. h. Liebe zu den Elenden haben und üben? Also, Dienerin Christi, erkenne die größte deiner Amtsfünden in der Unbarmherzigkeit und die Form aller deiner Amtstugenden in der Barmherzigkeit.

Sei barmherzig, d. h. erstens: Erkenne in allen Leidenden Gegenstände deiner heiligen brünstigen Liebe, und wie eine Mutter unter ihren Kindern immer dasjenige am brünstigsten liebt, welches leidet, so laß auch dir diejenigen die nächsten sein, die da leiden. Je mehr jemand leidet, je elender er ist, desto näher sei er deinem Herzen als das ähnlichste Bild des Herrn, der am Kreuze hing.

Sei barmherzig, d. h. zweitens: Laß die Rauchwolke deines Gebets, deines Morgen- und Abendopfers immer wieder im Andenken der Elenden und Leidenden aufsteigen. — — — Gewöhne deine Seele an die Fürbitte und achte den Tag für verloren, an welchem du Gott dein Opfer der Fürbitte nicht gebracht hast.

Sei barmherzig, d. h. drittens: Vergib alle Tage siebenmal siebenzigmal, wenn es sein müßte, dem Nächsten. Du sollst nicht blind werden für die Fehler deiner Brüder; ein reines Auge sieht die Sünde auch an andern und läßt sich nicht täuschen; aber du sollst die Sünde, die dir weh gethan, vergeben von Grund der Seelen und in der Kunst des Vergebens und Bedeckens immer gleichen Schritt halten mit deiner Fertigkeit, die Sünde anderer zu entdecken. Vergiß nicht, daß dein Herr und Heiland in der Bergpredigt nicht blos das Geben, sondern auch das Vergeben zur Barmherzigkeit rechnet.

Sei barmherzig, d. h. viertens: Denke fleißig nach, ob es nicht Rat gibt, das Elend der Menschen zu mindern, für die du betest. Sei allerdings auch in deinem Räte vorsichtig und bescheiden; ein unnützer Ratgeber ist unleidlicher als der keinen Rat gibt, und wer immer mit der Miene der Erfahrung und des guten

Rates zu den Elenden tritt und am Ende doch nicht befriedigt, ist den Kranken beschwerlicher als Mücken und Ungeziefer; aber wenn du sicher weißt, daß dein Rat gut ist, dann gib ihn in der Form wie er am ersten und liebsten angenommen wird, und lege deinen goldenen Apfel auf eine silberne Schale.

Sei barmherzig, d. h. fünftens: Widme dich, so viel du kannst, dem Dienst der Elenden persönlich. Ohne persönliche Bedienung der Elenden wirst du es in keiner Erweisung der Barmherzigkeit weit bringen. Es ist das für jeden Christen gesagt, für eine Diakonissin aber heilige, unerläßliche Amtspflicht, und obendrein darf der persönliche Dienst des Elends nicht zur Erleichterung in Leichtfinn eingehüllt, auch nicht verzweifelnd gethan werden, sondern mit jener unverwüßlichen Achtung und Liebe auch gegen den in seiner Krankheit vor dem Sterben Verwesenden, welche in ihm noch immer einen Gegenstand der erlösenden Liebe Gottes sieht. Wer eher von dem Elenden weicht als Gott und seine Engel, der weicht zu früh und überdies sich zum Seelenschaden.

Sei barmherzig, d. h. sechstens: Erlasse dir unter keinen Umständen die heilige und selige Pflicht zu geben. Es ist niemand so arm, daß er nicht etwas habe, finde oder erwerben könne, womit er andern dienen kann. Es ist allerdings die gebende Barmherzigkeit geringer, als die anderen Erweisungen derselben Tugend; aber wenn sie fehlt oder im geringen Maße vorhanden ist, vermischt sie mit einem Male die andern alle. Die Barmherzigkeit kann keine ihrer Erweisungen entbehren, ohne selbst zu krankem und zu sterben.

Sei barmherzig, d. h. endlich siebentens: bis in den Tod. Ehe du stirbst, beschließe die Arbeit deiner Barmherzigkeit nicht.“

Das persönliche Lebensideal der Diakonissin sah Böhe in der „gottverlobten Jungfrau“ des Altertums. Einem Geschlecht von meist noch sehr jugendlichen Diakonissen jungfräulichen Standes

konnte er nicht „die alternde, heilige, thatkräftige Matrone,“ die Witwe, welche die Ehe und die Erfahrungen der Ehe hinter sich hat, und deren Bild 1 Tim. 5, 5—10 gezeichnet ist, zum Vorbild aufstellen. Seiner Neigung, sich an antike Gedanken und Lebensformen anzuschließen, bot sich dafür die „gottverlobte Jungfrau“ des Altertums als solches dar. Es gab in der ältesten Kirche Jungfrauen, die aus eigener Wahl ehelos lebten, als deren älteste neutestamentliche Vorgängerinnen die weissagenden jungfräulichen Töchter des Evangelisten Philippus (Act. 21, 9) gelten dürfen. In späterer Zeit wurde solchen Jungfrauen unter feierlichen Gebeten von dem Bischof der Schleier überreicht, und sie hielten sich für Christo verlobt. Die Diakonissen des Altertums, wenn sie noch Jungfrauen waren, gehörten alle diesem Chor der gottverlobten Jungfrauen an. Dieser Institution des Altertums entlehnte Löhne wenigstens die Bezeichnung für das, was ihm als persönliches Lebensideal der Diakonissin vorschwebte, ohne damit das Irrige, was in der römischen Kirche der Idee einer gottverlobten Jungfrau anhaftet, billigen zu wollen. Denn Gottverlobtheit war ihm eine Tugend der Seele, nicht ein Stand des äußeren Lebens: Freiheit von unreinen Lüsten und Hingabe an den Freund und Bräutigam der Seele, an sich daher ebenso gut in als außer der Ehe möglich und nötig, bei Diakonissen aber freilich um ihres Berufes willen auch die Wahl des ehelosen Standes oder den Verzicht auf die Ehe — wenigstens während der Dauer ihres Diakonissendienstes — in sich schließend.

Daß übrigens das evangelische Diakonissentum andererseits auch etwas so Neues, Eigenartiges sei, daß es nicht einfach in alte Schläuche d. h. in antike Formen kirchlichen Lebens gefaßt werden könne, daß mithin das Ideal einer evangelischen Diakonissin erst geschaffen, durch charaktervolle Persönlichkeiten im Diakonissenstande erst vorgelebt werden müsse, verkannte Löhne nicht.

In einer Einsegnungsrede verbreitete er sich darüber ausführlicher. Es sei — meinte er — mit dem protestantischen Diakonissentum ähnlich wie mit der religiösen Malerei der Protestanten im Unterschied von der der Römischen. Bei letzteren herrsche eine sichere Tradition, die ihren religiösen Bildwerken einen bestimmten Charakter aufpräge und eine plastische Vollendung gebe, die den subjektivistischen, oft an Haltungslosigkeit leidenden Erzeugnissen protestantischer Kunst zu fehlen pflege. Ein fest begrenzter Begriff von dem was eine evangelische Diakonissin sei und sein solle, müsse bei uns erst gewonnen, von der ersten Diakonissengeneration im Leben verwirklicht und so für die nachfolgenden Diakonissengeschlechter ein Vorbild und eine Tradition geschaffen werden, durch die denselben der Weg ihrer Vorgängerinnen erleichtert werde. Für die letzteren sei das freilich eine schwere Aufgabe. Die katholische Ordensschwester oder gottverlobte Jungfrau werde von der Tradition getragen, von der Anerkennung ihrer Kirche geschützt, von der, ob auch irrigen Idee der Gottverlobtheit gehoben zu einem Hochgefühl, größer als das der Braut, die vom Traualtare weggeht, dahingegen die protestantische Diakonissin ihren Weg ohne Tradition, ohne den Halt eines Gelübdes, ohne Erziehung und Anerkennung von Seite der Kirche, ja oft unter Misverständnis und Widerspruch der protestantischen Welt gehen müsse. Aber wenn auch keine tragende Tradition, so habe doch die evangelische Diakonissin, die „gottverlobte Jungfrau“ im biblischen Sinn des Wortes, einen festen Boden unter den Füßen: so klare Schriftworte wie 1 Cor. 7, und ihre Aufgabe sei es nun, als Kind der schriftmäßigen Kirche nur am Worte hangend, auf dem Weg der völligen, stillsten und heitersten Freiheit, ohne den bindenden Zwang eines Gelübdes in täglicher Erneuerung ihres freiwilligen Entschlusses das zu werden, was die gottverlobte Jungfrau des Altertums durch Tradition, Erziehung und Anerkennung der Kirche wurde, und so einen Mangel

der lutherischen Kirche zu erstatten, die im einseitigen Ruhm der Ehe und in Geringschätzung der Ehelosigkeit von der Reformation an bis auf unsere Tage dahingehe.

Es kann nach dem Gesagten nicht befremden, wenn Löhle etwas den bekannten drei römischen Ordensgelübden Ähnliches auch für die evangelische Diakonissin forderte. „Die drei Schlagwörter der römischen Orden: Armut, Keuschheit und Gehorsam sind auch die Schlagworte alles wahren Diakonissentums, und der Unterschied zwischen der alten Kirche und uns kann nur der sein, daß bei dieser der durch Gelübde gebundene, bei uns der völlig ungebundene freie Wille die drei edlen Früchte trägt. Der freie Wille ist der Boden, auf welchem das protestantische Diakonissentum erwachsen muß, und zwar der völlig ungebundene in seiner täglichen Erneuerung.“

Es wird ja nicht nötig sein, Löhle gegen den Verdacht zu verteidigen, als hätte er jene römischen Ordensgelübde in römischem Sinne gefaßt. Er hat sich selbst dagegen bestimmt genug verwahrt. „Die Schwestern wissen, daß nicht die römische, sondern die evangelische Auffassung dieser Worte gilt, daß ihnen damit kein Joch über den Hals geworfen, wol aber Ziele vor Augen gestellt werden, die ein jedes Christenherz, sonderlich aber die Diakonissin mit einer größeren Macht anziehen sollen als der Magnet das Eisen anzieht“ — — sagt er einmal. Die Armut, die er für Diakonissen als geziemend erachtete, war ihm nicht zuerst Entäußerung des Besitzes, sondern innere Unabhängigkeit der Seele von demselben und eine heilige Bedürfnislosigkeit, die auch bei geringen äußeren Verhältnissen fröhlich und in Gott vergnügt ist. „Ob eine Diakonissin durch einfache Hingabe dessen was sie hat oder durch treue Verwaltung desselben im Sinne Jesu dem Herrn dienen soll, das sei ihrer Verantwortung überlassen, nur daß vor allen Dingen die arme Seele frei sei von Silber und Gold, ungeblendet von seinem Glanze, nicht angehaucht vom Mammon“

sagte er in seinem ersten Diakonissenunterricht. Das arme Leben Jesu und die Nachfolge des armen Lebens Jesu war ein Lieblings-thema seiner Reden vor und zu Diakonissen. „Eine Dienerin Jesu darf nicht weichlich sein, Leib und Seele bedürfen der Stäh- lung, und diese wird am allerbesten erreicht durch heilige Selbst- erziehung im Sinne des armen Lebens Jesu. Gibt es dabei Ent- wöhnungsschmerzen, so denke sie, daß an der Mutterbrust kein Held wird, sondern Stärke und Wachstum nur durch Entwöhnung kommt.“ Stellen wie die „apostolische Instruktion“ Luc. 10 oder der Rat des HERRN an den reichen Jüngling, dem er „die Armut als einen Höhepunkt der Vollendung“ zeigte, waren für Löhle Schriftgrund genug zu solcher Empfehlung. Dabei betonte er, daß der HERR, obwol selbst ein Gottesarmer — hierin ungleich Jo- hannes dem Täufer — nicht in der Form der Weltentsagung, nicht in der äußeren Gestalt eines Asceten aufgetreten sei, daß da- her jene zur Schau getragene Form der Armut, auf welche man in der römischen Kirche so sehr Gewicht legt und die man dort als ein vornehmstes Stück des „heiligmäßigen“ Lebens betrachtet, unwesentlich sei, und nicht minder hob er hervor, daß die Armut, die der HERR durch sein Beispiel empfohlen habe, nicht jene schmutzige Armut sei, in der so manche mittelalterliche Heilige eine besondere ascetische Leistung erblickten. „Nicht die cynische, sondern die liebende Armut ist groß bei Gott“ — lehrte er seine Dia- konissen.

Wenn nun aber gleich Löhle als das Wesentliche jenes ersten römischen Ordensgelübdes, als den evangelischen Kern desselben die innere Unabhängigkeit vom Besitz und die fröhliche Bedürfnislosig- keit ansah und die Entscheidung betreffs Aufgabe oder Beibehaltung alles eignen Besitzes der Diakonissin selber überlassen haben wollte, so verhehlte er sich doch nicht, welche Versuchung der Dienerin der Barmherzigkeit drohe, die sich ihr Eigentum und die Verwendung

desselben vorbehält. „Der freie Wille einer protestantischen Diakonissin sollte zu der völligen Entschlossenheit kommen ein armes Leben zu führen und den eignen Besitz in den Dienst der erwählten Sache zu stellen. Die Einigkeit einer Congregation von Diakonissen kann nicht blühen und gedeihen, wenn Diakonissen sich ihr Vermögen reservieren und neben ihrem Diakonissensalär die Einkünfte desselben genießen wollen. Ist die Diakonissin fest entschlossen, ehelos und Diakonissin zu bleiben und ist sie alt und reif genug für solche Entschlüsse, so wird es ohne Zweifel das Richtige für sie sein, wie ihre Person, so auch ihr Vermögen ihrem Mutterhaus zu überlassen.“

Auch der Gehorsam galt ihm als große Diakonissenpflicht und Tugend. Das weit verbreitete protestantische Vorurteil, als sei nur der göttliche Wille zum Gehorsam verpflichtend und die Beobachtung menschlicher Anordnungen in das Belieben des Einzelnen gestellt, dazu die gerade bei dem weiblichen Geschlecht nicht seltene Eigenwilligkeit waren ihm Anlaß genug, diese Tugend immer wieder zu empfehlen und auf Grund von Stellen wie 1 Petri 2, 13 die verbindende Kraft auch pur menschlicher Anordnungen zu betonen. Aber so sehr Löhne wol mitunter über „das häßliche Benehmen protestantischer Schwestern, die um ihren eignen Willen und um ihre Selbständigkeit markten und nur gehorchen, wenn ihre eigene Überzeugung dabei ist“ sich ereifern und im Vergleich damit die Raibetät, mit welcher die römische Schwester ihrem Seelenführer ohne Forchten folgt, liebenswürdig finden konnte, so erkannte er doch in dem römischen Gelübde der unbedingten Hingabe des eignen Willens in einen fremden etwas nicht Schriftgemäßes, etwas nicht blos Uevangelisches, sondern „Unfittliches.“ „Dem Willen Gottes — sagte er im Diakonissenunterricht — kann ich blindlings folgen, dem Willen eines Menschen aber nur dann, wenn ich in jedem einzelnen Fall des Gehorsams die Überzeugung habe,

meinem Gott und Herrn zu gehorchen und seinen heiligen Willen zu vollziehen. Aber aus der Lehre von der Aufgebung des eignen Willens und fröhlicher Erfüllung des göttlichen Willens folgt auch die Lehre vom Gehorsam auch gegen jede menschliche Ordnung und gegen den Willen der Vorgesetzten bis an die Grenze, welche der Apostel mit den Worten bezeichnet: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Es ist jede Willensäußerung der Vorgesetzten in so lange als Gottes Wille anzusehen als der Wille der Vorgesetzten dem Willen Gottes nicht widerspricht.“ Er selbst hielt seine Diakonissen frei. Trotz seiner wol auch einmal hervorbrechenden imperatorischen Anlage pflegte er seinen Willen nicht in gebieterischer Form aufzulegen, sondern suchte auf dem Weg freier Verständigung die Zustimmung derer zu gewinnen, die seine Aufträge ausführen sollten, so daß man den Eindruck hatte, man thue nicht sowol Befohlenen als gemeinsam mit ihm Verabredetes. Darum konnte er auch die ideale Forderung an seine Diakonissen richten: „Ergebt euch zu einem Gehorsam, der eure Gebieter beschämt, daß sie nur mit Scheu euch zu gebieten wagen, der sie einlädt, selber Knechte der Knechte und Mägde zu werden. So muß euer Gehorsam strahlen, daß man es für die größte Verantwortung halten muß, euch zu gebieten.“

Gerade in der freudigen Übung dieses Gehorsams sah Löhe mit Recht eine Schule der christlich-sittlichen Vollendung der Diakonissin. „Eine rechte Diakonissin — sagt er — tötet alle Tage in ihrem Eigenwillen den alten Adam und erweckt den neuen Menschen, indem sie Gehorsam leistet. Jede Bindung des Eigenwillens ist eine Einladung zur wahren Freiheit, und durch Aufgebung des eignen Willens und Eingehen in den untadeligen Willen der Vorgesetzten reißt der Mensch zu jener seligen Willensstärke, für welche die dritte Bitte eine Lust ist und zu einem Lobgesang wird.“

Ähnlich wie unter der Armut verstand Löhne auch unter der Keuschheit, die von der Diakonissin gefordert wurde, nicht zuerst einen äußeren Stand, sondern vielmehr eine Beschaffenheit der Seele „eine innere Freiheit von geschlechtlichen Banden, ein Fertigkeit auch mit der unbestimmten weiblichen Wehmut und Sehnsucht, die geistliche Gabe eines reinen und unbefangenen Herzens, einer gottverlobten, jungfräulichen Seele.“ Natürlich war es ihm dann weiterhin etwas Selbstverständliches, daß das Diakonissentum die Ehelosigkeit fordere, so sehr, daß ihm auch Brautstand und Diakonissenstand nicht einmal vorübergehend mit einander verträglich schienen. An dem Diakonissentum und dessen Erfordernissen gieng ihm die Bedeutung des ehelosen Stands für den Dienst des Reiches Gottes auf und erschloß sich ihm das praktische Verständnis von 1 Cor. 7. Wenn er demgemäß jungfräulichen Diakonissen gegenüber den ehelosen Stand pries und in der Verherrlichung desselben soweit gieng, als es sich mit der Rücksicht auf die gottverliehene Würde der Ehe und die gottgebotene Wertschätzung derselben vertrug, so wird das niemand auffallend oder tadelnswert finden können. Hat man ja doch, im Hinblick auf das genannte Kapitel, auch von dem Apostel Paulus ein Gleiches mit Recht gesagt. Auf Grund jenes Kapitels, das er gegenüber protestantischen Mißbräuchen und Übertreibungen in Betreff der Ehe und der Ehelosigkeit seine „feste Burg“ nannte, lehrte er seine Diakonissen, daß obwol Ehe und Jungfrauschaft an sich gleicher Würde seien und je nach Umständen beide Lob und Preis verdienen, doch ganz offenbar nach St. Pauli Sinn der ledige Stand der nützlichere, dienlichere sei, weil in Verfolgungszeiten die Ehe die Treue gegen Christum zu erschweren geeignet sei, weil die eheliche Sorge so oft dem Menschen eine Ursache zur Untreue gegen Christum, der Lauigkeit in der Andacht und im Dienst des Herrn werde und weil der jungfräuliche Stand im Gegenteil schön, wohlansständig und geeignet

sei unverhindert dem Herrn zu dienen. — Es ist zuweilen gesagt worden, daß durch den Gegensatz gegen die herrschenden protestantischen Anschauungen über Ehe und Ehelosigkeit, nach welchen die Ehe die einzige Form weiblichen Lebensberufes, das Leben im ehelosen Stand als ein verfehltes, als ein Unglück betrachtet zu werden pflegt, Löhre sich hie und da zu Äußerungen treiben ließ, die manchem als „harte Rede“ erschienen, auch über die Linie des richtigen Maßes hinausgiengen, bei denen er aber gewißlich nicht die Absicht hatte, der Ehe als göttlicher Stiftung zu nahe zu treten, die vielmehr nur der „gemeinen Auffassung und Führung der Ehe“ galten, von der, wie er klagte, leider die Welt voll sei. Es war Wahrheit, wenn er in seiner Verteidigung auf die Angriffe gegen die Rosenmonate sagte: ihm sei eine Wahrheit des göttlichen Worts so teuer als die andere, er schäme sich nicht, je nach Umständen, für die Freiheit zur Linken und zur Rechten (für die Freiheit des Gebrauchs wie der Entsagung auf dem Gebiet des Erlaubten) zu eifern; er freue sich, wenn er ledigen unbescholtenen Bräuten seiner Pfarrei den Ehrenkranz reichen dürfe; aber mit derselben Freude würde er auch sterbenden Diakonissen die Krone eines glücklichen, jungfräulichen Lebens aufsetzen.

Daß den Diakonissenstand aus innerem Triebe als Lebensberuf wählen sich für den ehelosen Stand entscheiden heiße, verhehlte er nicht, aber dieser Entschluß sollte zu jeder Zeit Sache des frei sich bestimmenden Willens sein; deshalb schloß sich Löhre der Praxis anderer Diakonissenhäuser, welche die Freiheit ihrer Diakonissen bezüglich des Ehelichwerdens wenigstens für einen bestimmten Zeitraum durch eine Art Gelübde auf Zeit binden, grundsätzlich nicht an. Er ersetzte dieses Gelübde durch das jedenfalls evangelischere Versprechen der Aufrichtigkeit, wodurch die Diakonissin sich verpflichtete, jede wahrgenommene Annäherung eines Mannes, die auf die Absicht einer Werbung um ihre Hand schließen

ließe, beichtweise dem Seelsorger des Mutterhauses anzuvertrauen. Ihm freiwillig angebotene Gelübde der Ehelosigkeit von seinen Diakonissen anzunehmen weigerte sich Böhe, trotzdem er in solchen Gelübden an sich, falls man nur darin nichts Verdienstliches, nicht seine Seligkeit suche, nichts Unevangelisches sah.

In einer Stelle eines Jahresberichts, die ihm allerdings sehr verdacht wurde, sprach er sich darüber folgendermaßen aus: „Es ist nicht abzusehen, warum in ganz freiwilligen Gelübden der Ehelosigkeit etwas dem Wort und Heilsweg Gottes Widersprechendes gesucht werden müßte. Lutherische Casuisten der vergangenen Jahrhunderte haben ja dergleichen Gelübden dadurch Ehrerbietung gezollt, daß sie die Auflösung derselben möglichst erschwerten, und da kein Protestant mehr in der Ehelosigkeit ein eigenes Verdienst der Seligkeit oder eine Beschränkung des allerheiligsten Verdienstes Jesu suchen kann und wird, die Ehelosigkeit aber nach 1 Kor. 7 unwidersprechlich für kirchliche Dienste als förderlich und für das Reich Gottes nützlich bevorzugt wird: so kann man durch ein hyperprotestantisches Zurückdrängen erwünschter Gelübde im Grunde genommen keine konfessionelle Treue bezeugen. Dennoch aber ist es bedenklich, wenn sich der Vorstand eines Diakonissenhauses zur Empfangnahme und damit doch auch gewissermaßen zur Billigung von Gelübden der Ehelosigkeit hergeben soll. Es ist einmal so, daß die Menge der Protestanten, obendrein mit Einschluß sehr einsichtsvoller Männer, wenn nicht gar wider alle Gelübde, so doch wider die Gelübde der Ehelosigkeit stehen.\*) Was hilft's dann, wenn ein einsamer Diakonissenführer, seiner Einsicht und seinem Gewissen folgend, solche Gelübde annimmt und eben damit be-

---

\*) Wilmar dürfte von namhaften neueren Theologen — meines Wissens — der einzige sein, der sich nicht unbedingt gegen Zulässigkeit eines Gelübdes der Ehelosigkeit, aber auch nur im reiferen Alter, ausspricht.

fördert, wenn er damit zugleich die Geloberinen in ein Meer von Widerspruch hineinwirft, damit möglicher Weise in ein Meer von Anfechtungen und in die Not der Reue des Guten. Die Mitwissenschaft um das Gelübde der Ehelosigkeit ist wertlos, wenn sie blos einer oder ein paar Menschen übernehmen. Die Mitwissenschaft muß bei der Kirche sein und mit der Kraft der Übereinstimmung aller auf die Seele der Geloberin wirken, dann wird sie ein mächtiger, starker Halt der Schwachen. So lange daher aus 1 Cor. 7 keine kirchliche Überzeugung geworden ist und die Annahme eines wohlervogenen Gelübdes kein öffentlicher kirchlicher Akt sein kann, muß es auch der Einzelne oder die einzelne Genossenschaft gehen lassen und (darf) keine Gelübde annehmen. Gabe uns Gott nur vor allen Dingen viele Jungfrauen, die Gott ergeben, Ehestand und ehelosen Stand der himmlischen Führung überließen, mit freiem und gutem Gewissen sich dem Diakonissendienste in so lange widmeten, als es Gottes Wort und ihrer Seelen Nothdurft nicht anders fordert, die fröhlich der Hochzeit ihrer Schwestern bewohnen und dabei selbst fröhlich ehelos sein und auf diese Weise die gleiche Würde beider Stände im eigenen Fall durch ihre Praxis und ihr Leben zu bekennen und zu ehren vermöchten. Es ist ein Elend, wenn der Haufe der Ehelosen unwillig aufschreit, so oft eine unter ihnen ehelich wird, während sie vielleicht im eigenen Herzen gar nicht fertig sind. Dies Elend ist so groß als das andere, wenn der Haufen der Eheweiber, seien sie in der Ehe glücklich oder nicht, nichts lieber hat als wenn eine nach der andern unter den Ledigen ihnen gleich wird, und keine Jungfrauen übrig bleiben. Der Grundsatz sollte gelten, daß rechte Ehefrauen nur neben rechten Jungfrauen und rechte Jungfrauen nur neben rechten Ehefrauen werden. Die Ehrerbietung und Liebe der beiden Stände vor und zu einander würde uns lauterere und ehrwürdigere Frauen und Jungfrauen erziehen helfen als jede Übertreibung zur Rechten und zur Linken.“

Und ähnlich, doch mehr einlenkend, sprach er sich ein andermal in einer Aussegnungsrede über denselben Gegenstand aus: „Gelübde sind eine gewaltige Erleichterung aller Genossenschaften, auch des Diakonissentums, und es ist wahr, daß wir dadurch, daß wir die Wandelbarkeit (der Willensentschließungen) nicht durch Gelübde binden können, unsern Weg uns gewaltig erschweren. Aber auf der andern Seite kann man auch wieder sagen, daß der Herr und der Kreis von Männern und Frauen, die sich um ihn sammelten — das Vorbild aller geistlichen Genossenschaften — Gelübde nicht kannten, sondern daß die Liebe zu Seiner heiligen Person, das Wohlgefallen an Seiner Schule und der Eifer des Strebens zum Ziele diese Gesellschaft verbunden hat ohne Gelübde. Daß bei unserem Weg solche Massen (von Schwestern) sich nicht finden, wie in der römischen Kirche, versteht sich von selbst. Wir wandeln den Weg des Herrn nicht leichter, sondern schwerer — ohne Gelübde, aber auch evangelischer und geistlicher.“

Es ist vielleicht hier, wo wir von Löhes Diakonissenideal sprechen, der schickliche Ort, eine Schrift von ihm zu erwähnen, die zwar nicht speziell für Diakonissen, aber doch für evangelische Frauen und Jungfrauen mit dem ausgesprochenen Zweck geschrieben war, in denselben den Sinn der Nachfolge der in dem Buch ihnen aufgestellten Vorbilder zu wecken. Wir meinen die „Rosenmonate“, jenes viel verschrieene Buch, das bei seinem Erscheinen im Jahr 1860 so starken Widerspruch erregt hat. Der erste Vorwurf, der gegen dasselbe erhoben wurde, der Mangel an historischer Kritik, ist nicht unberechtigt, wenn man auch entschuldigend sagen könnte: es war Löhe gar nicht um kritisch gesichtete Darstellung von Heiligengeschichten, sondern um den ethischen Gehalt eines Heiligenlebens zu thun, der ja wie z. B. bei dem h. Martin von Tours oder der h. Elisabeth gerade in manchem legendenhaften Zug, den die absichtslos dichtende Sage in die Geschichte eines Heiligen eingewebt

hat, in charakteristischer Weise durchscheint. Zu beklagen ist freilich, daß Löhhe auch solche Wundergeschichten, die sich offen als geschmacklose Erfindungen darstellen, nachgezählt hat. Schwerer würde, wenn er begründet wäre, der andere Vorwurf des Mangels eines nüchternen, evangelisch gegründeten Urteils wiegen. Für eine gerechte Würdigung der Rosenmonate ist indessen fest zu halten, daß Löhhes Zweck bei Abfassung jenes Buchs ein durchaus praktisch-ascetischer war. Er wollte den herkömmlichen Heiligentalender beleben („das Gedächtnis der hingeschiedenen Heiligen fruchtbar machen“ wie er in der Vorrede sagt), und dadurch das uns Protestanten so sehr geschwundene Bewußtsein der *communio sanctorum*, der Gemeinschaft der streitenden mit der triumphyrenden Kirche, wecken und zur Pflege dieser Gemeinschaft ermuntern. Sodann war es seine Absicht, dem weichlichen Geschlecht der Christen von heute zur Beschämung und Ermunterung Beispiele sittlicher Kraft aus der Heldenschaar der christlichen Kirche vorzuhalten, für deren Tugenden nicht nur, sondern auch für deren Fehler, wie er zu sagen pflegte, die Menschen der Gegenwart zu klein seien. Sittliche Impulse wollte er geben durch Vorhalt in ihrer Art großer, wenn auch keineswegs unbefehens zur Nachahmung geeigneter Beispiele ernster Selbst- und Weltentsagung aus dem kirchlichen Altertum. Bei diesem Zweck war zur Bekämpfung des Irrigen an den antiken und mittelalterlichen Lebensidealen nicht mehr Anlaß, als es die Wahrung des eigenen evangelischen Standpunktes und die Rücksicht auf die Leser erforderte, für welche Löhhe nicht versäumte bei abschüssigen Stellen der Lebenspfade so mancher Heiligen Warnungstafeln zu errichten. Er meinte damit um so eher sich begnügen zu dürfen, als er die Wahrnehmung gemacht hatte, daß bei vielen Heiligen der alten und mittelalterlichen Kirche, so fremdartig uns ihre Lebensformen, so unevangelisch, ja unnatürlich uns ihre ascetischen Leistungen oft erscheinen, doch — bei aller Unklarheit ihrer Begriffe —

nicht das Vertrauen auf eigne Werke, sondern neben einem gewaltigen Heiligungsernst eine wahrhaft innige Liebe zu Jesu als das eigentliche Motiv und die Kraft ihrer Frömmigkeit hervortrete. Gewiß unterschied Höhe zwischen den Märtyrern und Bekennern der Heldenzeit der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten und den Heiligen der späteren Zeiten, jene — sagte er — schienen uns mehr anzugehören, bei diesen hätten wir mehr zu überwinden, die Lebensläufe der ersteren gleichen den frischen Blumen des Feldes, die der letzteren den getrockneten Pflanzen des Herbariums; doch aber überwinde bei beiden Klassen das Gemeinsame und Gleichartige die Verschiedenheiten; denn wie einesteils nicht zu leugnen sei, daß „die Pfade selbsterwählter Heiligung bis weit hinauf in die ersten Jahrhunderte reichten, so sei es doch auch umgekehrt wahr, daß von jenen uralten Zeiten bis tief in das Mittelalter hinein ein Strom des Glaubens und der Liebe zu Jesu Christo sich erstrecke, den man deshalb nicht verleugnen oder gar ableugnen dürfe, weil er sich durch so viele fremdartige, ja wol auch giftige und verwerfliche Pflanzen und Gewächse dahin drängen müsse.“

Uns scheint, daß Erwägungen wie die vorstehenden vielen Anstoß, den das Buch erregte, heben können. Zuzugeben ist ja, daß vereinzelte Äußerungen in demselben sich finden (wie z. B. in dem Leben der h. Paula), die einer Retraktation bedürften. Doch nicht sowol diese Einzelheiten, als vielmehr der Gesamtcharakter des Buchs, die ganze Stellung, die der Verfasser in demselben zu dem kirchlichen Altertum, seinen Lebensformen und Anschauungen einnahm, war es was den Widerspruch der Gegner „vom Standpunkt des evangelischen Bewußtseins aus“ herausforderte. Es ist aber erlaubt zu zweifeln, ob alles was damals und heute als echt protestantische Anschauung sich gibt, so einfach und durchweg mit der evangelisch-schriftmäßigen Wahrheit sich deckt. Höhe bestritt es. Wenn er den Grund der Differenz zwischen ihm und seinen Geg-

nern in der Verschiedenheit des beiderseitigen historischen, kirchlichen und ethischen Urtheils fand (siehe Konferenzvortrag in Betreff der Rosenmonate h. Frauen), so war er allerdings der Überzeugung, daß er in manchen Stücken von der protestantischen Tradition abgehe, mit der Schrift aber in Übereinstimmung sei. Für ihn war die *communio sanctorum* nicht blos ein theoretischer Satz, sondern etwas, darin er lebte, was ihm für sein religiöses Leben teuer war. Er „konnte sich in der viele Protestanten so fremdartig anmutenden Gesellschaft der Heiligen heimatlich fühlen, er freute sich auf den Himmel unter anderm auch deshalb, weil er sie dort finden werde.“ Herkömmliche protestantische Weise ist es nicht, sich mit den Heiligen Gottes in einem solchen inneren persönlichen Zusammenhang zu wissen und zu fühlen. Ist es aber richtig, wenn die heutigen Protestanten zu denselben sich so stellen wie es Luther vorhergesagt hat: „Wo der Nutz und Hilfe, beide leiblich und geistlich, nicht mehr zu hoffen ist, werden sie die Heiligen wol mit Frieden lassen, beide im Grabe und im Himmel. Denn umsonst oder aus Liebe wird ihr niemand viel gedenken, achten und ehren?“ Art. Smalc. p. 305 ed. M.

Ebenso gieng die in den Rosenmonaten sich nirgends verhehlende Bewunderung der sittlichen Kraft, die sich auch in den Verzerrungen mittelalterlicher Askese offenbarte, insonderheit die Wertschätzung und Empfehlung des jungfräulichen Lebens, die einem Diakonissenvater wahrlich nahe lag, der herrschenden protestantischen Denkweise, die allzusehr gewohnt war, „nur eine Freiheit des Gebrauchs der Welt, nicht aber auch der Entfagung“ anzuerkennen, wider den Strich. Aber es fragt sich, ob nicht diese Denkweise an der Schrift, sonderlich an Stellen wie 1 Cor. 7 u. a. sich eben berichtigen lassen muß. Uns scheint, es hat sich schon eine Korrektur der hergebrachten Anschauungen in gewissem Maß vollzogen, seitdem das Diakonissentum zu allgemeinerer Anerkennung gelangt und an

demselben die Notwendigkeit und der Segen des jungfräulichen Standes offenbar geworden ist. Man ist nun wol doch behutsamer geworden, die Verzichtleistung auf erlaubten Weltgebrauch und Genuß, jeden abseits von der gewohnten Heerstraße verlaufenden Lebensweg, sofort zum „selbsterwählten Weg“ zu stempeln. An den Erfahrungen des Diakonissentums und ihren Erfahrungen mit demselben wird sich die luth. Kirche ein durch Thatsachen begründetes Urteil darüber bilden können, ob die Matth. 19 und 1 Cor. 7 c. unleugbar gegebenen Ratschläge in der luth. Christenheit unanwendbare Lebensformen, und ob die aus ihnen hervorgehenden Bestrebungen prinzipiell oder nur in ihrer römischen Ausartung mit dem evangelischen Glaubensbewußtsein unvereinbar sind. Vielleicht wird dann ein milderes Urteil über die Rosenmonate gefällt werden als es vor 30 Jahren bei ihrem Erscheinen geschah und teilweise noch heute geschieht, wie wenn z. B. auch Dr. v. Stählin in den Rosenmonaten eine Verherrlichung „einer in der Kirche früh aufgetommenen Werk- und Entfagungslehre“ sieht, welche „mit protestantischer Grundanschauung sich prinzipiell und auf die Dauer nicht verträgt.“

---

## **Bildung und Fortbildung der Diakonissen.**

Auf die theoretische Bildung der Diakonissen wurde in Neuen-dettelsau von Anfang an großes Gewicht gelegt. Man wollte das Misverhältnis zwischen theoretischer und praktischer Bildung der Schwestern, über welches in so vielen Diakonissenhäusern geseufzt wird, mit allem Ernst vermeiden, damit nicht (wie es in einem Jahresbericht heißt) „am Ende unsere Diakonissen nur eine besondere Art von eingeübten Mägden mit besonderen Präensionen würden.“ Später nötigte ja freilich das immer wachsende Bedürfnis

und die immer sich steigende Nachfrage nach Diakonissen, die Strenge des Grundsatzes erheblich zu ermäßigen; im Blick aber auf die 6—7 ersten Jahre der Diakonissenanstalt konnte Löhse mit Recht die theoretische Ausbildung der Diakonissen „den leuchtenden Punkt des Neuendettelsauer Diakonissenhauses“ nennen. Freilich hatte Gott auch dem Diakonissenhause als seine ersten Schülerinnen eine Anzahl von Jungfrauen zugeführt, die mit einander eine Vereinigung von Gaben darstellten, wie sie in so reicher Mannigfaltigkeit selten sich zusammenfinden dürften. Namentlich für Unterricht, Musik und Gesang, sowie kirchliche Kunst (Paramentik), aber auch für Organisation und Leitung von Anstalten besaß das Diakonissenhaus von Anfang an bedeutende Kräfte. Diese ersten Schwestern giengen nicht bloß mit Verständnis, sondern mit Begeisterung auf Löhse's Gedanken ein, und vermochten auch, was sie von ihm an Belehrung und Anregung empfingen, ihren Nachfolgerinnen in der Diakonissenschule mitzuteilen und auf sie überzutragen. Da Löhse der Überzeugung war, daß Diakonissenbildung und echt weibliche Bildung im Wesentlichen zusammenfallen, so mochte er zwischen den Jungfrauen, die nur zu ihrer eigenen Ausbildung den Unterricht im Diakonissenhause genießen wollten, und den eigentlichen Diakonissenschülerinnen keine strenge Scheidung durchführen, vielmehr war in den ersten Jahren die Grenze zwischen der sog. grünen, und der sog. blauen, d. h. Diakonissenschule eine fließende. Mußte hierin auch später eine Änderung eintreten, so hatte doch die Diakonissenschule von dieser Verbindung den Gewinn, daß ihr Lehrplan ein reichhaltigerer und vielseitigerer, der Gesichtskreis der Schülerinnen ein weiterer, und der Unterricht selbst vor der Gefahr bewahrt wurde, zu einer Abrihtung für den speziellen Beruf herabzusinken.

Der Unterricht der Diakonissenschülerinnen hatte als doppeltes Ziel: die Vervollständigung und Hebung der allgemeinen, und die

Erteilung der besonderen Berufsbildung. Aus einer Darlegung in dem dritten Jahresbericht der Anstalt wird man sich ungefähr ein Bild von der Diakonissenschule und ihrem Lehrgang entwerfen können. „Jeder Kurs — heißt es da — wird mit einleitenden Vorträgen eröffnet, welche keine andere Absicht haben, als die Schülerinnen zu einer richtigen Auffassung ihrer Stellung in einem Diakonissenhause, in einer christlichen Gemeinde und in der Kirche zu bringen. An der Spitze aller Vorträge steht einer über Amt und Beruf der Diakonissin nach dem Wort Gottes und der Geschichte. Diesem folgen Vorträge über die züchtigende Liebe, welche im Diakonissenhause Königin sein soll; über das Lesen im göttlichen Wort, Gebrauch des Betbuchs und der Postille, über das Herzensgebet, über das jungfräuliche Leben, über den Gottesdienst, über den seligen Gebrauch der Beichte und der Communion. Neben diesen einleitenden Vorträgen geht eine Repetition und Vervollständigung der allgemeinen Schulkenntnisse her; Übung und Unterricht im Gesang und im Zeichnen giebt dem Leben im Hause Hebung, Anmut und Feier. Zu gleicher Zeit tritt die Schülerin in den physiologischen Teil des ärztlichen Unterrichts ein. (Der ärztliche Unterricht war auf zwei Semester verteilt.) Im zweiten Teile des halbjährigen Kurses tritt die besondere Belehrung über die geistliche Krankenpflege und die Anweisung zur Kindererziehung und zum Kinderunterricht, zur Führung von Kleinkinderschulen und Rettungsanstalten hervor.“

Trotz der allgemeinen Teilnahme am Unterricht schieden sich doch, je nach dem erwählten Beruf, zwei Gruppen von Diakonissenschülerinnen von einander; diejenigen, welche sich vorzugsweise dem Krankendienst widmen wollten, und diejenigen, welche zunächst den Lehrberuf erwählten. Erstere wurden von den Krankendiakonissen in die Bedienung und Pflege der Kranken eingewiesen und von diesen über die allgemeine geistliche Krankenpflege nach Olearius

unterrichtet. Sie besuchten unter Aufsicht des Arztes und Seelsorgers die Kranken in der Gemeinde und pflegten sie nach Bedürfnis, und versammelten sich in wöchentlichen Abendstunden bei dem Seelsorger, um mit ihm über die geistliche Behandlung der vorhandenen einzelnen Kranken sich zu verständigen. Aber auch in dieser zweiten Hälfte des Semesters gieng der Unterricht der Diakonissenschülerinnen nicht in der puren Anweisung zur Berufsführung auf. Mit Rücksicht auf die zur eignen Ausbildung im Diakonissenhause sich aufhaltenden Schülerinnen wurde auch noch manch anderer Unterricht, z. B. in biblischer Geschichte und Einleitung, Kirchengeschichte, lutherischer Symbolik und Glaubenslehre, über den Kalender, deutsche Sprach- und Stillehre zc., bis herab zum Schönschreiben, gegeben, woran auch die eigentlichen Diakonissenschülerinnen während der Dauer ihres Aufenthaltes im Hause teilnahmen.

Aller Unterricht im Diakonissenhause (außer dem ärztlichen und musikalischen) wurde in den ersten Semestern von Löhse selbst erteilt, der dabei „ganz der Meinung war, die Lehrerinnen zukünftiger Geschlechter zu begeistern und ihnen Ideen an die Hand zu geben, die selige Frucht tragen sollten.“ Die Diktate und Nachschreibungen aus jener Zeit bilden, ob auch mannigfach ausgebaut und erweitert, noch heute die Grundlage alles Unterrichts im Diakonissenhause, der eben dadurch seinen einheitlichen Charakter und sein eigentümliches Gepräge erhielt. So war es z. B. gewiß ein origineller Gedanke Löhse's, das Schönschreiben (er selbst schrieb bekanntlich eine außerordentlich schöne Handschrift) als eine Tugend, als ein treffliches Mittel für Erziehung und Seelsorge, als eine Schule, in der nicht blos der Sinn für Ordnung, Reinlichkeit und Schönheit geweckt, und der Geschmack gebildet, sondern auch der Wille zum Gehorsam geführt werde, zu betrachten und als solche zu behandeln. Fast war er geneigt, den bekannten Satz Buffons: *Le style c'est l'homme* auf die Handschrift anzuwenden

und in ihr einen Spiegel des inneren Menschen mit seinen Eigentümlichkeiten, Fehlern und Tugenden zu sehen, und alles Ernstes behauptete er, daß man auf diesem Wege auch seelsorgerlich auf den Menschen einwirken könne. „Erst wird die Hand und dann, wenn es gelingt, damit auch der Wille und das Gemüt zum Gehorsam geführt, der Sinn für Ordnung, Reinlichkeit und Schönheit geweckt, Auge und Urteil für Schönheit der Formen geschärft und damit der Geschmack gebildet. Wer solche Einwirkung annimmt, kann oft in kurzer Zeit eine schlechte Handschrift bessern, und häufig ist damit auch eine Änderung des Sinnes und Charakters zum Besseren verbunden.“

Eine weitere von Löhe herstammende Eigentümlichkeit der Diakonissenschule war die Wertschätzung des Kalenders, an den sich aller Unterricht in der Naturkunde, aber auch die Einführung der Schülerinnen in das Kirchenjahr, ja selbst in die Kirchengeschichte (Märtyrergeschichten, Heiligenleben) angeschlossen. „Der Kalender — sagt Löhe, Hausbuch II, 46 — ist, wenn man den stehenden Teil ansieht, eine Schrift, die nicht wol ihres Gleichen hat. Natur und Gnade erscheinen in demselben in der innigsten Vereinigung. Sonne, Mond und Sterne, ihr Auf- und Niedergang, ihr Lauf, Tage, Wochen, Monden und das Jahr, Aufgang, Dauer und Ziel derselben finden sich darin verzeichnet. Neben diesen Zeichen erscheint aber in demselben auch der Jahreslauf unsrer geistlichen Sonne: die Feste Christi und seine Sonntage mit ihren Texten, und überdies neben der Zahl jedes Monatstages der Name des Heiligen und Helden Gottes, dessen man gedenken soll. Ein alter Landmann, dessen Kindern der Seelsorger (eben Löhe) riet, neben der heiligen Schrift zuweilen auch ein anderes gutes Buch zu lesen, holte bei dieser Gelegenheit den Kalender von der Thür, schlug ihn auf, legte ihn wohlgefällig auf seine Hand und sagte: „Ich meine, die Jugend solle vor andern Büchern den Kalender

studieren: wer wol kalendern kann, kommt durch die ganze Welt.“ „Und,“ setzte der Seelsorger hinzu, „auch in den Himmel.“ Beide haben Recht. Der Kalender ist ein herrliches Lehr- und Bildungsmittel für Kirche, Schule und Haus. Wer in dem unterrichtet ist, was er vom Himmel und der Erde berichtet, hat viel von der Natur gelernt, und wer weiß, was die Texte und die Feste und die Namen deuten, der weiß mehr, als die meisten Menschen unsrer Tage aus der Schrift, der Geschichte Jesu und seiner heiligen Kirche.“ „Es liegt — sagte er ein andermal — ein großer Schatz volkstümlicher Historie im Kalender. Man hat mit Recht in der neueren Zeit den Gedanken, Geschichte in Biographien zu lehren, beglückwünscht. Dieser Gedanke ist jedoch nicht neu, sondern die alte Kalenderliteratur der lutherischen und anderer Kirchen ist die echt volksmäßige Ausprägung desselben, welche zugleich Maß und Ziel für den Unterricht an die Hand giebt. In seinem 1868 erschienenen „Martyrologium“ suchte Löhne in die historische Erkenntnis des Heiligenkalenders einzuführen, indem er zu jedem Kalendernamen eine kurze Skizze des Lebens des betreffenden Heiligen und wol auch ein Urteil über seine Bedeutung im Reiche Gottes fügte. Er dachte sich diese kurzen Lektionen als ein Stück der täglichen Morgenandacht, wie er selbst das Martyrologium neben den Lofungen der Brüdergemeinde eine Zeit lang als „geistliches Frühstück“ gebrauchte.

Auch der Unterricht in Musik und Gesang hatte im Diakonissenhause von Anfang an seine Eigenart. Hier wachte unter dem Einfluß Hommels, der als Wiedererwecker des Psalmengesangs in der lutherischen Kirche gelten darf, Psalter und Harfe Davids, d. h. die vergessene Kunst des Psallierens wieder auf, und von hier aus hat sich Sinn und Lust am Psalmengesang auch nach auswärts verbreitet. „Gewiß — meinte Löhne, der ein großer Freund des Psalmengesangs war, und, obwohl ohne musikalische

Begabung, doch für die Lieblichkeit, und die bei aller Einfachheit dennoch reiche Mannigfaltigkeit der Psalmentöne ein Ohr hatte — gewiß haben Davids Psalmen von Anfang an die ganze Musik des Diakonissenhauses geheiligt.“

Doch nicht blos der Bildung der Diakonissenschülerinnen, sondern auch der Fortbildung der Diakonissen wendete Löhle Fleiß und Fürsorge zu. Die gesamte Regelung des in Dettelsau so wol geordneten Rechnungs- und Inventarwesens ist sein Werk, und er ließ sich keine Mühe verdrießen, die Schwestern in die Kunst des Rechnens und Inventarisierens, die Lehre vom Voranschlag u. einzuweihen, um sie zur Tüchtigkeit in diesen Dingen heranzubilden. Eine Zeit lang lag die Geschäftsführung des Diakonissenhauses in der Hand eines Rechners, (des sel. Direktors Alt), eine bequeme Einrichtung für die Schwestern, die aber freilich auf diese Weise weder Einsicht in die Verwaltung und Rechnungsführung, noch Übung darin gewannen. Deshalb wurde nach kurzer Zeit eine neue Ordnung der Dinge eingeführt, indem nämlich nunmehr jede Schwester, die irgend einem Zweig der Verwaltung vorstand, mit der Führung ihrer eigenen Kasse betraut wurde. Durch diese Maßregel wurde jeder einzelnen Schwester ein Interesse an ihrer Kasse, an der Erschließung von Einnahmequellen für dieselbe, ein Sinn für häuslicher Sparfamkeit und ein Gefühl der Verantwortung eingebläht, wie es naturgemäß nicht vorhanden sein konnte, so lange aus dem Ganzen und Vollen gewirtschaftet wurde und alle Sorge für Beschaffung, sowie alle Rechenschaft für Verwendung der Mittel einem einzigen Manne überlassen war. Auf diesem Wege erwarben sich die Diakonissen von Neuendettelsau die oft an ihnen gerühmte Tüchtigkeit im Verwaltungsfach und in der Leitung der äußeren Angelegenheiten der ihnen anvertrauten Stationen.

Eine eigentümliche Blüte des im Diakonissenhause von Löhle geweckten geistigen Lebens und Strebens waren die sog. akademischen

Stunden, eine Nachahmung einer auf amerikanischen Schulen herrschenden Einrichtung. Es waren nicht eigentliche Lehrstunden: die Diakonissen hörten, mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigt, den Vorträgen zu, die entweder von Löhe selbst, oder von einer der befähigteren Schwestern gehalten und dann gemeinsam besprochen wurden, und die entweder in selbständigen Arbeiten oder Referaten und Auszügen aus andern Schriften und Blättern bestanden. Der Stoff zu diesen Mittheilungen und Besprechungen sollte dem Gebiet der Barmherzigkeit und des Diakonissentums entnommen werden, doch sollten auch in entfernterem Zusammenhang damit stehende und nur irgendwie nachbarlich angrenzende Gegenstände von der Besprechung nicht ausgeschlossen sein. So wurde z. B. eine Zeit lang im Interesse des Studiums der h. Gefäße Gottfr. Semper's Schrift: „Der Styl in den technischen und tektonischen Künsten oder praktische Aesthetik“ gelesen und besprochen. Die Absicht der ganzen Einrichtung war: geistige Hebung der Diakonistin im Allgemeinen und Vertiefung und Förderung ihrer Berufsbildung im Besonderen. Da hiezu namentlich auch Kenntniss der so äußerst mannigfaltigen Arbeitsgebiete der barmherzigen Liebeshätigkeit und der Leistungen innerhalb derselben gehörte, für die Kenntnissnahme von denselben aber die tägliche Arbeit des Berufs der einzelnen Diakonistin keine Zeit übrig ließ, so sollten — dies war die Idee der sog. akademischen Stunden — die Schwestern unter sich einen Verein bilden, dessen einzelne Glieder sich auf das Studium der verschiedenen Partien der einschlägigen Literatur verlegten und in wöchentlichen Versammlungen die Frucht ihres Forschens kund gäben, damit auf diese Weise das spezielle Studium Einzelner zum Gemeingut aller würde. Wie anregend und belehrend diese akademischen Stunden gewesen sein müssen, läßt sich schon aus der Wahl der bearbeiteten Themata schließen, und gewiß war Löhe's Erwartung, daß bei allseitiger reger Teil-

nahme diese Stunden „ein wahrhaft edles und vornehmes Stück des Lebens im Diakonissenhause bilden würden“ nicht unberechtigt. So behandelte Köhe z. B. einmal in einer Reihe von Vorträgen das Thema: „Wie die Pflege der Barmherzigkeit vom Standpunkt des Humanismus, sowie der verschiedenen christlichen Religionsparteien sich verschieden gestalte.“ An dem Buch von Zul. Simon: „Die Arbeiterin“ zeigte er, welche Grundsätze und Ansichten über Barmherzigkeit sich bei wohlwollenden Weltmenschen finden und wie weit dieselben von den Grundsätzen und Anschauungen des Evangeliums entfernt sind. Bücher wie die „Briefe aus Afrika“ von einer Oberin des Ordens vom guten Hirten in Algier, oder „das Elend in Paris und die christlichen Wohlthätigkeitsanstalten zur Bekämpfung desselben“ von Abbé Mulsais, gewährten einen Einblick in die Art und Weise, die Grundsätze und Ziele römisch-katholischer Barmherzigkeitspflege. Die reformierte Weise, christliche Barmherzigkeit zu üben, wurde anschaulich gemacht an einem damals viel genannten englischen Buch: „the missing link“, „das fehlende Glied.“ Das fehlende, nämlich zwischen der Kirche und den verkommenen Armen der großen Städte fehlende Glied erblickt jene Schrift in der „Bibelfrau“, die die Proletarier der großen Städte aufsucht, und das Wort Gottes unter sie zu bringen trachtet, um sie dadurch geistlich, sittlich und wirtschaftlich zu heben. Aus nord- und süddeutschen Kirchenordnungen wurde schließlich dargelegt, wie die lutherische Kirche von Anfang an den von ihr hauptsächlich kultivierten Zweig der christlichen Liebesthätigkeit, die Armenpflege, geübt hat. Die aus der Vergleichung dieser verschiedenen Standpunkte und Weisen gewonnenen Ergebnisse wurden dann höchst lehrreich in folgender Reihe von Sätzen zusammengefaßt: Die Barmherzigkeit vom Standpunkt des Humanismus und des Staates leistet wol auch etwas, findet aber bei dem Mangel göttlicher Gnadenmittel

an der Unsittlichkeit der Armen unüberwindliche Hindernisse, und vollends das von ihr angestrebte Ziel, resp. die von ihr gehegte Hoffnung gänzlicher Beseitigung der Armut ist eine Chimäre. Die katholische Armenpflege glaubt ihr Ziel erreicht, wenn der verkommene Arme anfängt zu beichten; der Anschluß an die Kirche verbürgt zugleich dessen geistliches und leibliches Wohl. Sie vermischt kein Bindeglied zwischen dem Armen und der Kirche, sie hat es in ihren Orden, namentlich den barmherzigen Schwestern, den kleinen Schwestern der Armen u. Die englische Bibelfrau dagegen, aus dem größten Handelsvolk der neueren Zeit hervorgegangen, geht mit heiligen Schriften hausieren, und wenn sie nur den Armen dahin gebracht hat, sich eine Bibel zu kaufen, oder darauf zu subscribieren, so glaubt sie und ihre Vorstandsdamen, daß die Verbindung zwischen Gott und dem Armen angefangen habe. Was dem Römischen in seiner Armenpflege die Beichte ist, das ist dem Engländer die Bibel, welche die Bibelfrau bringt, und, wo es angeht, auch mit den Armen liest, und so gut sie es versteht, erklärt und anwendet. Dabei ist es ganz englisch, daß die Bibelfrau mit der Bibel hausieren geht, und dabei zugleich Kleidervereine, Bettenvereine u. in Anregung bringt, und ebenso auf Kleider und Betten, wie auf Bibeln subscribieren läßt. Die Bibel ist ihr die Grundlage aller Armenpflege, aus dem geistlichen Heil folgt das leibliche, aus dem Bibelhandel der wohlthätige Handel mit Kleidern und Betten, mit Haus- und Küchengeräten, die Anleitung zum Theemachen und Suppentochen, wodurch die Spirituosa bekriegt werden. Der englische Christ ist überall Einer: die Heidenmission und der Welthandel, die innere Mission und ein aus dem Schoß der Barmherzigkeit geborner Handel mit Trödel, Kleidern und Betten — das alles geht bei ihm wohlverträglich zusammen. — Endlich an den alten Armenordnungen unsrer Kirche, beispielsweise an einer Vermahnung an „eine christliche Gemeinde zu Nürnberg

wegen der neuen Bettelordnung“ aus dem Jahr 1626 wurde gezeigt, wie das Armenwesen damals auf göttlicher Grundlage geordnet war, und wie trotz der Verquickung geistlichen und weltlichen Regiments der richtige Grundsatz von der notwendigen Freiwilligkeit\*) aller Barmherzigkeitsübung, sowie der Vorzug der öffentlichen (gemeindlichen) vor der Privatwohlthätigkeit auch bei unsern Vätern schon anerkannt war.

Als ein Mangel jener alten Ordnungen, dessen Zusammenhang mit der Gestaltung des Kirchenregiments in der lutherischen Kirche zu Tage liegt, wurde es bezeichnet, daß die Übung der Barmherzigkeit von ihnen zu sehr von der Würdigkeit der Armen abhängig gemacht wird, und daß man für „die faulen Streuner und fremden Bettler“, für „das Lumpenvolk“ nichts Besseres als den Stab des Bettelvogts zu stiften gewußt hat. Hier sei die neuere Zeit auf besserem Wege. Trotzdem aber sei nicht zu vergessen, daß die Kirche der Reformation, so sehr es ihr bis auf Spener und Francke an Anstalten und hervortretenden Werken der Barmherzigkeit gemangelt habe, da weder aus der von ihr angestrebten Wiedererweckung des Diakonats noch aus den von ihr ins Leben gerufenen Armen- oder Gemeindefürsorge etwas Rechtes wurde, doch der christlichen Barmherzigkeit den größten Dienst damit geleistet habe, daß sie die Werke zum Glauben ins richtige Verhältnis setzte, und die falsche Lehre von einem menschlichen Verdienst, welches auf die Seligkeit Einfluß haben könnte, überhaupt alle falschen Bestrebungen der Werkthätigkeit durch ihre schriftmäßige Definition des guten Werks zurückwies. Dies bleibt

---

\*) Der Rat in Nürnberg ordnete damals an, „daß acht gewisse Bürger zu den Büchsen erkieset und bestellt werden sollten, die in den acht Vierteln der Stadt das Almosen an einem Freitag von Haus zu Haus sammeln, und daß ein jeder Bürger was er geben solle, selbst oder durch die Seinigen in die dazu verordneten Büchsen einstoßen solle.“

ein Dienst und Verdienst der Reformation, auch wenn sie der reinen Lehre nicht alsbald das praktische Leben und den Glanz der Werke der Barmherzigkeit habe folgen lassen. „Es giebt eben Dinge, die noch größer sind als das menschliche Leben, nämlich die Ordnung des Heils, und der Weg zum ewigen Leben. Da konnte es denn wol sein, daß über dem großen und hohen Zweck der minder große und hohe in den Schatten zurücktrat, wenn auch nur für eine Weile, und daß, bis der Weg nach Jerusalem das droben ist, wieder klar wurde, die Wege, auf denen der barmherzige Samariter auf Erden segensbringend wandeln soll, ein wenig rauh und dunkel wurden. (Löhe: von der Barmherzigkeit.) Inzwischen sei dieser Mangel der lutherischen Kirche aber längst erstatet, und es gediehen in ihr zu des HErrn Preis viel edle Früchte der Barmherzigkeit — wie auch in den andern christlichen Kirchen und Gemeinschaften. Denn es sei ja eine Wahrnehmung, die jedem, der die nötige Kenntnis der Dinge habe, sich aufdränge: „daß die Übung und die Werke der Barmherzigkeit auf allen Gebieten der Kirche, in all ihren Konfessionen gesegnet ist, und der HErr sich zu allen bekennt, die seiner heiligen Aufgabe nach dem Maße ihrer Erkenntnis folgen.“ Eben deshalb solle und könne man auch von andern Konfessionen in diesem Stück lernen, insonderheit zieme das den Gliedern der wahren Kirche, die von dem englischen Christen lernen könne, daß es der Anfang aller rechten Barmherzigkeit sei, den Armen wieder für das Wort zu gewinnen; von dem römischen Christen, welcher Segen und welche Bürgschaft für die Rettung des Armen im Anschluß an die Kirche liege; von beiden, daß die Armenpflege die Seele fassen müsse, aber auch den Leib nicht verwaahrlosen dürfe, daß vielmehr beide von der Hand der Barmherzigkeit gesucht werden müßten, wenn eins von beiden zu rechtem Wohlfsein gelangen solle 2c. 2c.

Das waren nun allerdings Vorträge, die Löhe selber hielt,

aber auch die von hervorragenderen Gliedern der Schwesternschaft bearbeiteten Themata legen Zeugnis ab von dem Bildungsgrad der Schwestern, ihrer Fähigkeit zur geistigen Erfassung ihres Berufs, überhaupt von einer gewissen Höhe geistigen Lebens und Strebens, wie sie später im Diakonissenhause nicht wieder erreicht worden ist, auch bei der bitteren Notwendigkeit, die Lernzeit der Diakonissen möglichst abzukürzen, gar nicht mehr angestrebt werden konnte. Übrigens — bei aller Hochschätzung der Berufsbildung — betonte Löhe doch nicht minder, daß sie gerade im Diakonissendienst ohne Fortschritt in der Tugend und ohne christliche Charakterbildung nichts wert sei. „Alle Tüchtigkeit und Berufsbildung, sagte er, ist kainisch ohne Herzensbildung und Heiligung.“

---

## Die Diakonissengenossenschaft. Der „Orden vom Hause Stephana.“

Anfangs war Löhe, wie er selbst bekennt, dem Gedanken, als sollten die Diakonissen eine Art von geschlossener Schwesternschaft oder Orden bilden, völlig abhold. In dem ersten Jahresbericht, den das Diakonissenhaus veröffentlichte, wurde sogar die Absicht ausgesprochen, eine Diakonissin, die in ihrem Wirkungskreis sich bewähre, aus der engeren Abhängigkeit vom Diakonissenhaus (der Begriff „Mutterhaus“ existierte damals noch nicht) zu entlassen und ihr eine mehr oder weniger selbständige Stellung einzuräumen. Man sieht, es regierte damals noch die Idee des altkirchlichen Gemeinbediakonissentums. An der Hand der Erfahrung aber klärten und berichtigten sich bald die Anschauungen. Aus der Mitte der Diakonissen selbst wurde zuerst das Bedürfnis laut nach einem

Mutterhaus, das ihnen das Bewußtsein einer Heimat, Halt und Anlehnung bei ihrer einsamen Stellung in der Welt und eine Zufluchtsstätte für Tage der Krankheit und des Alters, überhaupt einen Ersatz für das verlassene Vaterhaus böte. Aber auch die leitenden Persönlichkeiten erkannten die Notwendigkeit eines innigen Zusammenhangs der Diakonissen unter einander und mit ihrem Mutterhause immer deutlicher. Schon im vierten Jahresbericht vom Jahr 1857 heißt es: „Nichts wurde uns im Fortgang des Werks klarer, als daß die innere und äußere Tüchtigkeit der Diakonissin von dem Zusammenhang mit der ganzen Schwesternschaft abhängt, die sich dem Dienst Christi in seinen Elenden nach einerlei Grundfätzen ergeben hat.“ „Gibt sie den engen Verband mit dem Mutterhaus und ihres Gleichen auf, so vergißt sie die ihr dort eingepprägten Gedanken, verliert die hohe Ansicht von ihrem Beruf und sinkt allmählich zur Lohndienerin herunter und zum Weltkind.“ Und in einem um etliche Jahre späteren Jahresbericht heißt es: „Die Aufgabe, welche das Diakonissenhaus als Mutterhaus hat, tritt immer mehr hervor und wird allmählich die überwiegende werden. Da die Kirche und Gemeinde als solche keine Diakonissen mehr hat, so kann die einzelne Dienerin des HErrn Jesus nur durch ihre Stellung zum Mutterhause, den Vorstehern, der ganzen Familie oder Genossenschaft vor dem herabziehenden Einfluß des Einzelberufs bewahrt bleiben und nur durch die Einfügung in ein Ganzes die Einseitigkeit des Lebens vermeiden, welche der weibliche Einzelberuf bei ledigen Schwestern so gerne zur Folge hat.“ Und so ließ man denn die anfängliche Scheu vor Anlehnung an die antike Form des Genossenschaftslebens fahren und fand sich darein, in der Diakonissin des 19. Jahrhunderts „ein protestantisches Nachbild der römisch-katholischen barmherzigen Schwester“ zu sehen. (Löhe, Von der Barmherzigkeit S. 164). Es gebe nun einmal — sagte Löhe (ebenda) — keine Gemeinden mehr wie in der ersten

Zeit und darum könne es auch keine Gemeinbediakonissen mehr geben wie in der ersten Zeit. Bei der heutigen Verderbnis der Massenkirchen müsse alles Gute aus dem freien Willen einer christlich angeregten Schaar hervorgehen und von ihr ins Leben gesetzt werden, und so sei auch die Diakonie unsrer Tage Sache des freien Willens und des freiwilligen Zusammenschlusses derjenigen, die Gott dazu angeregt und erweckt habe. Damit sei aber von selbst die Form der Genossenschaft, der Brüder- und Schwesternschaft gegeben, die, überhaupt kein Zeichen einer toten Kirche, heutzutage gerade die Trägerin des kirchlichen Lebens sei. Im Zusammenhang dieser Gedanken nannte Löhse das jetzige Diakonissentum gern „den Orden vom Hause Stephana“, von welchem es 1 Cor. 16, 15 heißt: „sie hätten sich selbst verordnet zum Dienst (*εἰς διακονίαν*) der Heiligen.“ Mit dieser Änderung der Anschauungen war es gegeben, daß man für die Diakonissin anstatt des unpassenden „Fräulein“ den Namen „Schwester“ adoptierte, ferner daß man die Diakonissen, die an demselben Ort oder in derselben Gegend dienten, zu „Kapiteln“ d. h. zu regelmäßigen Zusammenkünften vereinigte, in denen sich dieselben durch gemeinsames Gebet und Lesen des göttlichen Wortes, durch gegenseitige Ermahnung und Seelsorge in der Treue des Wandels und der Berufsführung und im Bewußtsein der Gemeinschaft stärken sollten. Gleichem Zweck sollte auch das im Jahr 1858 gegründete „Correspondenzblatt der Diakonissen“ dienen, durch welches man den Zusammenhang der Schwestern unter einander und mit dem Mutterhause lebendig zu erhalten suchte. Das Blatt, welches heuer zum 34. Mal erscheint, enthält namentlich in seinen ersten Jahrgängen aus Löhse's Hand eine Reihe wichtiger Aufsätze über die Diakonissensache, welche noch heute die Grundlage des Diakonissenunterrichts bilden.

Der Aufgabe, in den Gedanken der Genossenschaft sich ein- und mit den Gliedern derselben sich zusammenzuleben sollte auch der

zeitweilige Aufenthalt erholungsbedürftiger oder augenblicklich berufsloser Schwestern im Mutterhause dienen. Man nahm sich vor, „solche Epochen im Leben einer Diakonissin nicht allzu ängstlich zu vermeiden, da sie derselben Gelegenheit gäben zur inneren Sammlung und Restauration, zur Wiedererweckung des einst empfangenen Unterrichts, zur Fortbildung, zur Stärkung und Erfrischung des Gemeinschaftsgefühls. Schon daß eine Diakonissin, die vielleicht anderwärts eine leitende Stellung einnahm, bei zeitweiliger Anwesenheit im Mutterhause sich wieder in ein Ganzes fügen und an Unterordnung gewöhnen müsse, sei eine gute Schule der Selbstverleugnung und für eine Schwester, die etwa von der weichlichen Luft der Welt sich habe verwöhnen lassen, sei die geistige und geistliche Atmosphäre des Mutterhauses das wohlthätigste Stahlbad zur Erfrischung und Kräftigung ihres inneren Menschen.“

Wie anderwärts so erwies sich auch in Neuendettelsau die Einführung einer besonderen Diakonissentracht bald als eine notwendige Forderung genossenschaftlichen Lebens. Wollte man durch dieselbe anfangs nur der „widerwärtigen Mannigfaltigkeit der weiblichen Mode des 19. Jahrhunderts“ widerstreben, so erkannte man doch bald, von welcher Wichtigkeit ein Standeskleid für die Diakonissin, wie geeignet es sei, ihr nach innen einen gewissen Halt, nach außen Schutz zu gewähren. Unter Beirat und Beihilfe der ersten Schülerinnen ließ man eine Tracht sich ausbilden, „die wohlfeil und schön zugleich und dennoch nicht statios, wol aber magdlich war“ und auch einer gewissen Symbolik nicht entbehrte. Die schwarze Kleidung sollte auf Weltentsagung deuten, die weiße Schürze, die zum feiertäglichen Schmuck gehörte, sollte an jenes Linnentuch erinnern, mit dem „der größte aller Diakonen“ sich gürtete, als er sich anschickte, seinen Jüngern die Füße zu waschen. Dieselbe Schürze wurde an Werktagen in Blau getragen, der Farbe der Beständigkeit und Treue. Vervollständiget wurde diese

Tracht durch einen bei feierlichen Gelegenheiten getragenen Schleier, der „als eine Macht auf dem Haupte“ der Diakonissin eine Erinnerung daran sein sollte „daß sie sich dem ewigen Bräutigam Christo, so lang es ihm gefällt und er sie nicht anders führe, zum Dienst für seine Armen und Elenden ergeben habe.“ So deutete Löhle in seiner finnnigen Weise die einzelnen Stücke der Diakonissenkleidung. Daß die Schwestern mit dieser Kleidung in der ersten Zeit ein für sie peinliches Aussehen erregten, daß der Unverstand auch darin Romanismus sah, war ja nicht anders zu erwarten, änderte sich aber bald; heutzutage ist das Diakonissenkleid für seine Trägerin wol überall, wo sie öffentlich zu erscheinen veranlaßt ist, ein Schutz und eine Empfehlung.

Geleitet wurde die Dettelsauer Diakonissengenosenschaft anfänglich von drei Vorsteherinnen, unter welche die Geschäfte des Regiments verteilt waren. Nach dem Tode der ersten Vorsteherin Karoline Rheineck (21. Aug. 1855) „die für ihre Nachfolgerinnen im Amt der Vorsteherinnen wie für alle Schülerinnen ein heiliges Vorbild gewesen war“ und nach dem Abgang der dritten Vorsteherin, Helene von Meyer, die sich im Verein mit ihrer Schwester einen bald immer mehr sich erweiternden Diakonissenwirkungskreis in Nürnberg schuf, wurde die gesamte innere Leitung des Hauses in die Hände der bisherigen zweiten Vorsteherin, Amalie Rehm gelegt, die sodann den Titel „Frau Oberin“ erhielt und ihres Amtes mit viel Verstand und Würde bis an ihr Ende (11. März 1883) wartete. Die oberste Aufsicht und Leitung hatte Löhle selbst als Rektor in der Hand.

---

## Die Einsegnung der Diakonissen.

Eine eigentliche Einsegnung der Schwestern fand in den ersten Jahren des Diakonissenhauses nicht statt, wie man denn auch damals für das, was man an deren Stelle setzte, den Ausdruck „Aussegnung“ gebrauchte. Zwar erkannte Böhe an, daß der Diakonissin von Rechtswegen bei ihrem Eintritt ins Amt eine Art Weihe oder Ordination zukäme, aber er sagte sich auch, daß die Voraussetzung hierfür: die Anerkennung des Diakonissentums als eines kirchlichen Amtes hingefallen sei, daß mithin unter den gegenwärtigen Umständen an Stelle der Ordination der Diakonissin nur die viel bescheidenere Feier einer Einsegnung = Aussegnung treten könne. Auch von dieser Feier hegte Böhe namentlich im Anfang höchst nüchterne, sentimentaler Überschwänglichkeit völlig freie Anschauungen. Die Aussegnung war ihm nicht mehr als die unter den Segenswünschen des Hauses erfolgende feierliche Entlassung der in ihren ersten Beruf eintretenden Diakonissin, zugleich ein Zeugnis von der Würdigkeit und Fähigkeit derselben für ihren Beruf. Die Oberin mit ihren Schwestern legte der Auszusegnenden die Hände auf, der Seelsorger des Diakonissenhauses beteiligte sich bei der Handlung nur durch eine Ansprache und Erteilung des Segens am Schluß der Feier, um dadurch „der ganzen Handlung den Stempel der Kirchlichkeit aufzudrücken“ (wie es in einem Aufsatz in Nr. 12 des Corr. Bl. von 1855 heißt). Die Feier selbst wird ebenda folgendermaßen beschrieben: „Die Auszusegnende hat ihren Platz unter der als Kronleuchter dienenden Dornenkrone, die von der Mitte des großen an der Decke befindlichen Kreuzes herabhängt, anzudeuten, daß sie bereit ist das Kreuz auf sich zu nehmen und die dornenvolle Bahn der Nachfolge Jesu in Ausübung ihres schweren Berufs zu gehen. Sie ist gegen den Altar zu gewendet, dessen goldener siebenarmiger Leuchter ihr die Gegenwart des Herrn

und seines Geistes mit den siebenfachen Gaben in der Gemeinde vor Augen stellen, und an dessen Ecken die Leserinnen aufgestellt sind, welche in den nachfolgenden Lektionen ihr den Willen des HErrn, den Brüdern zu dienen, verkündigen und sie durch dessen höchst eigenes Beispiel und durch die leuchtenden Vorgänge aus der apostolischen Zeit wie durch den vorgehaltenen Lohn ermuntern, ihr Leben diesem Dienste freudig zu widmen. Eine in Mitte der Feier eingefügte Ansprache des Seelsorgers sucht den Eindruck des göttlichen Wortes durch Anwendung auf den betreffenden Fall zu stärken. Gebete und Gesänge beginnen und schließen die einzelnen Teile und das Ganze und tragen die geistlichen Opfer der Bitte und des Dankes der ganzen versammelten Hausgemeinde zu dem Thron des Lammes. Der Segen des Geistlichen drückt der ganzen Handlung das Siegel der Kirchlichkeit auf und zeugt dafür, daß in der Kirche alle Thätigkeit vom h. Amte ausgehe und unter dessen spezieller Leitung und Beaufsichtigung stehen müsse.“

Späterhin unterschied Löhne zwischen Aussegnung und Einsegnung und während er die erstere der Oberin und der Schwesternschaft zuwies, bezeichnete er die letztere als Sache des h. Amtes und als Inhalt derselben: die Verheißung (Verleihung) göttlicher Kraft und Hilfe für die Auszusegnende zu ihrem Amte. Die Einsegnung selbst bestand darin, daß er über den Ausgesegneten unter Handauflegung folgendes uralte, schon in den apostolischen Konstitutionen sich findende Weihegebet bei der Ordination der Diakonen sprach:

„Ewiger Gott, Vater unsers HErrn Jesu Christi, Du Schöpfer des Mannes und des Weibes, der Du Mirjam und Debora und Hanna und Hulda mit dem heiligen Geist erfüllt und es nicht verschmäht hast, Deinen eingebornen Sohn von einem Weibe geboren werden zu lassen, der Du auch in der Hütte des Zeugnisses und im Tempel Wächterinnen Deiner heiligen Pforten erwählt hast:

sieh doch nun auf diese Deine Magd, die zum Dienste verordnet wird, und gib ihr den h. Geist und reinige sie von aller Befleckung des Fleisches und Geistes, auf daß sie würdiglich vollstrecke das ihr aufgetragene Werk zu Deiner Ehre und zum Lobe Deines Christus, mit welchem Dir sei Ehre und Anbetung samt dem h. Geiste in alle Ewigkeit. Amen.“

Die einfache Feier sprach, so oft sie sich wiederholte, immer wieder zu Herz und Gemüt. Schon das zu diesem Zweck wie geschaffene Lied: „Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr,“ besonders der 2. Vers, welches die Feier einleitete, wirkte immer ergreifend. Auch die darauf folgenden Lektionen Matth. 20, 20—28. Joh. 13, 1—17. Matth. 25, 31—46 verfehlten ihres Eindrucks nicht. Die vierte Lektion allerdings, Röm. 16, 1—16, fast nur eine trockene Nomenclatur, fiel neben der majestätischen dritten bedeutend ab, man konnte und mochte aber doch die einzige Stelle nicht missen, die von dem Vorhandensein des Gemeindediakonissentums im apostolischen Zeitalter unanfechtbares Zeugnis ablegt, den einzigen mit Sicherheit bekannten Diakonissennamen aus der apostolischen Zeit uns nennt und, in ihren ersten Versen, wie ein apostolischer Empfehlungsbrief für das Diakonissentum an die Kirche aller Zeiten klingt.

Nach den Lektionen folgte eine Ansprache; hierauf wurden von der Oberin und den Schwestern die beiden Segenspsalmen 20 und 67 alternierend gebetet, desgleichen drei Kollekten, darunter die Lieblingskollekten Löhhs (Samentkörner 153 und 154). Darnach folgte, eingeleitet durch einige Preces, die Aussegnung, indem die Oberin mit den vorstehenden Diakonissen unter dem Gebet des B. U. die Hände segnend auf das Haupt der neuen Schwester legte, hierauf, gleichfalls unter Handauflegung, diesmal von Seite des Geistlichen, mittelst des oben mitgetheilten Weihegebets die Einsegnung, an welche sich, wenigstens später, regelmäßig die Feier des h. Abendmahls schloß.

Wie man früher die Ordination junger Geistlicher an Apostel-  
tagen vorzunehmen pflegte, so verlegte Löhe die Einfegnungen von  
Diaconissen gern auf Marienstage oder sonstiger Gedächtnistage von  
Heiligen weiblichen Geschlechts. Eine besondere Weihe wußte er  
diesen Feiern durch seine an die auszusegnenden Schwestern ge-  
richteten Ansprachen zu geben, die entweder an die Bedeutung des  
Tags oder an die spezielle Berufsaufgabe der neuen Schwester oder  
eine sonstige Besonderheit des vorliegenden Falls anknüpften oder  
auch ein allgemeineres irgendwie dem Gebiet des Diaconissenlebens  
angehöriges Thema behandelten. Die oben erwähnten Diaconissen-  
schlagwörter kamen natürlich fast in allen diesen Ansprachen mit  
etwas stereotyper Regelmäßigkeit vor, aber Fassung und Einleitung  
auch der ständig wiederkehrenden Gedanken war doch immer neu  
und mannigfaltig. Eine Probe haben wir schon oben in den etwas  
ausführlicher mitgeteilten Einfegnungsreden gegeben, vielleicht ist  
auch die Ahrenlese einzelner Gedanken oder kürzerer Stellen aus  
jenen Reden, wie wir sie im Folgenden bieten, nicht unerwünscht.

Schreiber dieses erinnert sich einer weniger Tage nach Pfingsten  
stattfindenden Einfegnung von vier Schwestern. Löhe hatte zum  
Text seiner Rede die Stelle 1 Petri 5, 10 gewählt und wünschte  
auf Grund derselben jenen Schwestern „aus der Vorratskammer  
des guten Geistes“ die Gnaden der Vollbereitung, Stärkung,  
Kräftigung und Gründung. Mit einer gewissen exegetischen Fein-  
heit und doch zugleich praktischen Verwertung wurde der Unterschied  
in der Bedeutung dieser sinnverwandten Wörter aufgezeigt, wie  
das erste auf Erstattung noch vorhandener Mängel der Gabe,  
Tüchtigkeit und Bildung, das zweite auf Unterstützung der  
Gnade von Außen her durch fördernde Einflüsse der Umgebung und  
Herstellung der günstigen äußeren Verhältnisse, das dritte auf Be-  
gabung mit innerer Kraft, Mut und Ausdauer, das vierte auf

jene Ruhe und innere Sabbathstillte deute, die das Geheimnis aller Kraftentfaltung und Einwirkung auf andre sei.

Einer am Vorabend des Michaelistags eingefegneten, zur Privatpflege bestimmten Diakonissin wurde gesagt: „So etwas Herrliches die dienende Liebe der Frauen an Krankenbetten ist, so geht doch der Beruf der Diakonissin in der leiblichen Pflege nicht auf; ihr Verlangen muß sein, durch ihren Wandel ohne Wort auch die Seelen derer zu gewinnen, denen sie leiblich dient. Betrachte dich als eine Schwester der Engel, die ausgesandt sind zum Dienste derer, die ererben sollen die Seligkeit.“

Aus einer anderen Ansprache, welche an die Berufung Petri (Joh. 21) des von Vöthe am meisten verehrten und geliebten Apostels, anknüpfte, teilen wir das Folgende mit. „Das „Weide meine Schafe“ wurde von dem HErrn seinem Diener unter für diesen sehr demütigenden Umständen gesagt. Unter dem Bekenntnis großer, schwerer Sünde und unter Reuethränen ward ihm sein Beruf. Daraus lernen wir: Erst muß dem Menschen sein Herz gebrochen sein, erst muß sein Fürwitz zu nichte worden sein, es muß, wie Luther sagt, zu einem Untergang mit ihm gekommen sein, eher kann ihn der HErr nicht brauchen.“ Außer diesem großen Grundgesetz für alle die ins Reich Gottes kommen oder auch einen besonderen Beruf in demselben übernehmen wollen, wurde aus der Geschichte der Berufung Petri noch ein zweiter, speziell für Diakonissen wichtiger Grundsatz abgeleitet. „Nachdem der HErr auferstanden war (während der 40 Tage), gieng Petrus wieder an sein voriges Geschäft zum Fischen (Joh. 21, 3), nach Pfingsten aber nicht mehr. Das Weib, das er hatte, die Kinder, die ihm Gott gegeben, behielt er, aber der vorige Beruf wurde ihm genommen, die Sorge für das Irdische hörte nun auf, nicht mehr von der Hand zum Mund, sondern (so zu sagen) vom Altar zum Mund lebte er. Er trat in die Versorgung ein, die die

Gemeinde ihren Armen gab und schämte sich dessen nicht.“ So muß auch die Dienerin Christi ihr Eigenes lassen, die irdischen Wünsche und Hoffnungen aufgeben, wenn sie des HErrn Ziel verfolgen will. So wie sie mit einem Auge nach der Welt schießt, von einem irdischen Hoffnungsstrahl sich blenden läßt, so verliert sie auf der Stelle die Heiterkeit der Seele, die Liebe zum Beruf, die Freudigkeit, dem ewigen Bräutigam zu dienen. Eine nicht geringere Gefahr aber als das Liebäugeln mit der Welt, eine Gefahr, die gerade denen droht, welche die irdischen Hoffnungen aufgegeben haben, ist das Streben nach Ehre, nach Anerkennung bei den Heiligen, unter denen die Dienerin Christi doch wandeln sollte in magdlicher Stille. „Such nur die Ehre, so hast du die Welt gelassen und den Teufel (dafür) eingenommen, und so viel der Teufel schlimmer ist als die Welt, ist dieses zweite Abel schlimmer als das erste. Es ist das Glück einer Diaconessin, wenn der HErr sie zu seinen Kleinen und Gerungen stellt und in den Thälern der Menschheit gehen läßt. Über der Laufbahn der Diaconessin muß das Wort geschrieben stehen: „Unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott“, und ihr Gebet muß sein: „HErr, mein Gott, wenn meine Seele nicht zerbrochen ist, wenn in mir noch etwas anderes lebt als das Misfallen an mir und die Lust an Dir, so laß von diesem Augenblick an Deinen Geist nicht ruhen, bis ich zerbrochen bin und mein Geist und eigener Wille zu Deinen Füßen liegt; dann werde ich Dir dienen in Deiner Stärke, denn wenn ich schwach bin, bin ich stark. Dir, HErr, will ich dienen, in Deinen Heiligen Dir dienen, Ein Ziel will ich haben; ich will sein wie das brennende Licht, das sich selber verzehrt, indem es anderen dient, und in diesem heilsamen Scheinen für die Elenden, Armen und Kleinen will ich mich verzehren, ohne etwas anderes zu wollen als daß Du, wenn meine Zeit kommt, mich aufnimmst in Deinen Freudenhimmel. Meine

Arbeit sei meine Freude, Dein Wohlgefallen mein Trost und mein Gebet, meine Andacht, mein seliger Umgang mit Dir sei meine Wonne, bis daß ich sterbe.“

Ein andermal fand eine Einsegnung dreier Schwestern statt, von welchen die eine aus einer Krippe kam, die andere in einer Krippe sich befand, die dritte für eine Krippe bestimmt war. Das Thema der Ansprache war hier naheliegend. Dieselbe gieng aus von der Unnatur, die durch die Sünde in die Welt gekommen ist und die so groß ist, daß wir den normalen Zustand der Dinge, den Stand der ursprünglichen Vollkommenheit, uns gar nicht mehr vorstellen können. Wir können uns den Sommer nicht denken ohne seine Hitze, den Winter nicht ohne seine Kälte, die Hitze nicht ohne ihren Druck, die Kälte nicht ohne ihr Wehe. Ja nicht bloß können wir uns aus dieser gegenwärtigen Welt die durch die Sünde eingedrungene Unnatur, d. h. das Übel, nicht mehr wegdenken, sondern die barmherzige Hilfe selbst, die dem Übel steuern will, muß oft eine gewissermaßen unnatürliche Form annehmen wie z. B. in der Liebesthätigkeit an der sog. Krippe. Die Krippe ist voll Unnatur, eine recht auffällige Erscheinung des menschlichen Elends. Wenn eine Mutter noch so kinderreich ist, so hat sie doch unter der Schaar ihrer Kinder nur ein einziges kleines, weinendes und schreiendes Kind, und dies eine vermag ihre Kräfte in Anspruch zu nehmen. Dies ist die Last der Krippe, wie sie der Herr der Familie und dem ehelichen Leben auferlegt hat. In der Krippenanstalt dagegen ist auf einen engen Raum eine Menge von weinenden und schreienden Kindern zusammengepfercht, denen die Diakonissin, ohne daß das natürliche Gefühl der Mutterliebe die Pflicht verjüßt, ihre Zeit und Kraft, ihre Nerven, ihre Tage und Nächte opfern muß um des bißchen Nutzens willen, den sie schafft. Denn hier haftet der Wohlthat selbst die Verkehrtheit an, und man muß, im Bewußtsein der Unfähigkeit vollkommene

Hilfe zu bringen, sich mit einer kleinen Vinderung des Übels begnügen. Wie aber der ewige Vater, da Er mit der Sünde auch die Folgen der Sünde, das Übel, in der Welt aufheben wollte, nur Ein Mittel wußte, die Liebe, die den Eingebornen in die Krippe, ja ans Kreuz hinan brachte, so können auch die, welche an ihrem Teil die Übel des Lebens lindern und seine Mängel ausfüllen wollen, dies nicht anders als durch Liebe. Liebe also bedürfen die Dienerinnen Jesu u.

Bei einer andern Aussegnung war Luc. 10, 38—42 der der Ansprache zu Grunde gelegte Text. Martha wurde hingestellt als Vorbild derjenigen Frauen, die in einem thätigen Leben mit Werken der Liebe dem HErrn dienen, Maria dagegen als Vorbild derer, die abgezogen von den irdischen Geschäften, allein das ewige Ziel im Auge, der Betrachtung göttlicher Dinge und der Pflege des inneren Lebens sich widmen. Nun sei ohne Zweifel Mariens Teil, wenn nur zwischen ihm und dem Marthas zu wählen wäre, das vorzüglichere — nach dem Urtheil des HErrn selbst; aber eben so wahr sei es, daß im Grunde jede der beiden Schwestern eine Einseitigkeit darstelle. Höhere Vollkommenheit weiblichen Lebens erscheine in Maria, der Gottesmutter, die ihrem Sohne und Erlöser gedient habe von seiner Jugend an, dazu dem Pflegevater Joseph, und die doch dabei zugleich gewesen sei eine Herzogin des inwendigen Lebens, von der gerühmt werde, daß sie alle zu ihr geredeten Gottesworte behalten und in ihrem Herzen bewegt habe. Darum sei der Diaconissin zu wünschen, daß sie Maria-Martha sei und und heiße, keine Einseitigkeit pflege, sondern die Harmonie der Seele, das rechte Gleichgewicht des beschaulichen und des thätigen Lebens herzustellen versuche u.

Eine auf den Tag der h. Olympias fallende Schwesternsegnung veranlaßte Löhle, das Bild dieser größten Diaconissin der morgenländischen Kirche zur Betrachtung und Nachfolge vor-

zustellen. Er pries an ihr nicht blos das Heldentum ihrer Selbst- und Weltentsagung (nach kurzer Ehe in noch sehr jungem Alter zur Witwe geworden, wies sie alle Werbung um ihre Hand ab, ließ sich zur Diaconissin an der Gemeinde zu Konstantinopel einsegnen und verwandte ihre großen Reichtümer ganz im Dienst der Armen und Elenden), sondern vor allem ihre Treue in der Jüngerschaft ihres großen Hirten und Seelsorgers Chrysostomus, d. h. nicht sowol ihre persönliche Anhänglichkeit an ihn, als vielmehr die Entschiedenheit, mit der sie sich zu ihm und seinem Amte in schwerer Zeit bekannte und die Leiden teilte, die ihn um seines heiligen Eifers willen in Sachen der Zucht trafen. Olympias, die „Märtyrerin des Hirtenamtes“ war ihm in ihrem Verhältnis zu Chrysostomus ein Vorbild der richtigen Stellung des Diaconissentums zum Hirtenamt, d. h. des innigen Anschlusses der Diaconissin an dasselbe, sowie der dabei allerdings unvermeidlichen Teilnahme an den Nöten, Kämpfen und Leiden, die das Zeugnis der Wahrheit und der Eifer um die Zucht von Seiten einer verweltlichten Christenheit auch heutzutage einem treuen Hirten einzutragen pflegt. Die Nutzenwendung von diesen geschichtlichen Erinnerungen lag der damaligen Zuhörerschaft Löhes nicht fern, wenn es auch jetzt vergessen ist, wie die Neuendettelsauer Diaconissenschar namentlich in der ersten Zeit unter der Ungunst, die auf dem Namen ihres Stifters lastete, zu leiden hatte.

Zum Schluß mögen noch einige Mitteilungen aus einer Rede, die bei der Einsegnung zweier Witwen gehalten wurde, hier Platz finden.

Eine Witwe — sagte hier Löhe — ist ein Weib, welches nach 1 Cor. 7, 34 die Welt hinter sich hat. Des Weibes Welt und Leben ist der Mann; ist der Mann ihr genommen, so ist sie fertig mit dem Leben. Die Vergangenheit liegt für sie dahinten. Desto herrlicher tritt ihr die Zukunft entgegen. Zwischen ihre Vergangenheit und Zukunft drängt sich keine irdische Hoffnung

mehr; sie wartet auf die edelste Zukunft, den Tag der Erscheinung Jesu, das Morgenrot jener Welt leuchtet in ihre Seele, sie lebt für die Ewigkeit. Eben deshalb ist sie aber auch der Gegenwart mächtig. Nachdem sie die Arbeit für sich, Mann und Kinder hinter sich hat, arbeitet sie für Christi Glieder und ist fleißig in jenen Werken, nach welchen der Richter aller Welt am jüngsten Tage fragen wird. Sie freut sich alle Tage, die müden Glieder zu ihres Gottes Dienst zu gebrauchen und aus dem Docht ihres Alters eine helle Flamme werden zu lassen, die da predigt von dem Lichte Christus und seiner unaussprechlichen Liebe. Sie wird wieder jung, denn der Geist der Ewigkeit, der in ihr herrscht, ist ein jugendlicher Geist; und während auf ihrem Haupt der Mandelbaum blüht, die Haare falb werden, Kräfte und Sinne schwinden, so ist ihr Geist wie ein Vogel,\*) der, wenn er vollends los geworden ist von den Todesbanden, auffliegt zu Gott und den Schaaren derer, die sein warten und ihn einführen wollen unter die Haufen der ewigen Lobjänger.

Welch ein Lebensglück ist damit der Witwe, der rechten Witwe vorgezeichnet! — Wenn ich mir einen Jüngling, eine Jungfrau in wahrer Schönheit denken soll, so denke ich sie mir sinnend unter dem Kreuze stehen die Augen aufschlagend und mit Begier fragend: Was soll ich Dir, mein Seelenfreund, für Deine Treue geben? So fragt auch Ihr, und bekommt die Antwort: Thut die Werke des Euch befohlenen Berufs — —. Seid unter der Schaar der Dettelsauer Diakonissen diejenigen, welche den Chor anführen; seid unter den würdigen Diakonissen die würdigeren, und zeigt, daß die Apostel und das Altertum Recht gehabt haben, wenn sie vor andern die Witwen zum Diakonissenberuf erwählten. Friede sei mit Euch im Leben und im Sterben! Amen.

---

\*) Omnis spiritus ales — ein Lieblingswort Löhes.

## Siebentes Kapitel.

# Außeres Wachstum und Thätigkeit des Diakonissenhauses.

Das erste Kapitel hat uns bis zum Entstehen des Diakonissenhauses geführt. Daß dasselbe der Mittelpunkt einer stetig wachsenden Kolonie von Anstalten werden würde, konnte man damals nicht ahnen. Aber mit einer gewissen Naturnotwendigkeit, mit der unwillkürlichen nicht zu hemmenden Triebkraft, mit der der Baum sich in die Höhe streckt und in Äste und Zweige ausbreitet, gieng dieses Wachstum vor sich. Theils die Erkenntnis der Zweckmäßigkeit einer eignen Ökonomie, theils das gottesdienstliche Bedürfnis, theils die Nötigung, den sich mehrenden Anstaltszwecken und Thätigkeiten Raum und Unterkunft zu schaffen, führten dieses Wachstum herbei.

---

## Grundbesitz und Ökonomie.

Anfangs besaß die Anstalt an Grund und Boden nichts als den Acker von 5 Morgen und 38 Dezimalen, auf dem das Mutterhaus selbst sich erhob. Doch war es ein von Anfang an gehegter Wunsch ihrer Leiter, daß sich ihr Landbesitz vergrößern und sie allmählich so viel Grund und Boden zu ihrem Areal hinzu erwerben möchte, um ihr eigenes Brot bauen zu können. Allerdings bei der damals geringen Rentabilität des Landbaues in hiesiger Gegend,

bei dem Mangel eines Betriebskapitals und bei der Nötigung, der Anstalt bequem gelegene Grundstücke auch zu teuren Preisen zu kaufen, nur um sie nicht in die Hände unbequemer Nachbarn fallen oder den Raum zur eignen Ausdehnung sich schmälern lassen zu müssen, konnte man nicht hoffen, aus dem Betrieb der Landwirtschaft großen Nutzen zu ziehen. Ja, geraume Zeit hindurch empfand man sie wie eine Art notwendiges Übel, und doch war sie nicht zu entbehren, wenn man sich in Bezug auf den täglichen Milchbedarf und das Fuhrwesen nicht in völlige Abhängigkeit von der Dorfbewohnerschaft begeben wollte. Bezeichnend ist es, daß für den Entschluß die Ökonomie, sei es auch mit „einigem zeitlichen Nachteil“, zu halten, auch ein Barmherzigkeitsgrund maßgebend war, die Rücksicht nämlich auf gemütskranke Landleute, die in jener Zeit nicht selten geistleibliche Pflege in Dettelsau suchten, und denen man auf diese Weise die ihnen zuträglichste Beschäftigung im Freien zu verschaffen wünschte.

Allmählich gieng es doch, wenn auch unter großer Mühsal vorwärts; es entstanden nach und nach die nötigen Wirtschaftsgebäude, unter anderm im Jahr 1862 ein stattlicher Stall, der Löhes damaligen Vikar, den sel. Dr. Weber, zu dem Ausspruch bewog: in Neuendettelsau wohnten die Kühe schöner als die Menschen. Langsam, aber stätig wuchs auch das Eigentum der Diakonissenanstalt an Grund und Boden, und gegenwärtig ist nächst der Guts herrschaft die Diakonissenanstalt die größte Grundbesitzerin in Neuendettelsau. Auch rentiert sich jetzt ihr landwirtschaftlicher Betrieb.

Ähnliche Nöte hatte und verursachte auch der große Anstaltsgarten, der im Jahr 1859 angelegt wurde. Dettelsau besaß damals überhaupt nur einen einzigen nennenswerten Garten, den Freiherrlich v. Eyl'schen Schloßgarten, der zuweilen, namentlich in der Zeit der Blumen und des Obstes, von den Bewohnerinnen des

Diakonissenhauses aufgesucht wurde. Aber er war nicht Eigentum der Diakonissenanstalt und von derselben ziemlich entfernt. Der Mangel eines eigenen Gartens machte sich immer fühlbarer. So mußte z. B. der ganze Bedarf an Gemüse sechs Stunden weit per Achse von Nürnberg her bezogen werden. Das war ein unerträglicher Notstand, der Abhilfe verlangte. Ebenso sehr aber stellte sich das Bedürfnis heraus, behufs der notwendigen Verschönerung der Umgebungen des Hauses, deren „Kustizität“ dem Charakter der ganzen Anstalt nicht entsprach, einen eigenen Gärtner anzustellen. Es gelang der Anstalt, einen in seinem Fache sehr tüchtigen Gärtner zu gewinnen, durch den in der That der rohe Fleck Erde östlich vom Betfaal in einen lieblichen Garten umgewandelt, und der Beweis geliefert wurde, „wie lieblich die Natur ihren Schmuck denjenigen darbeut, die einigen Fleiß auf sie verwenden.“ Löhse selbst opferte dem Garten den Ertrag einer schriftstellerischen Arbeit, nämlich seine „Sieben Vorträge über die Worte Jesu Christi vom Kreuz“. Der Gärtner der Anstalt hatte nämlich die Notwendigkeit vorgestellt, einige Einrichtungen (holländische Kästen zc.) im Garten zu machen, ohne welche er die ihm gestellte Aufgabe nicht erreichen könnte. Man hatte aber nicht den Mut, von den für die Anstalt selbst eingehenden Gaben einen Teil zur Ausführung seiner Vorschläge zu verwenden. Da stellte ihm Löhse das Manuscript jener sieben Passionspredigten zur Verfügung mit dem Wunsch, daß seine Arbeit wie ein Samenkorn in die Erde fallen möge, damit aus ihm „eitel Ehrenpreis der hochgelobten Schönheit des Gekreuzigten hervornwachje.“

Wie sehr hat sich Löhse aber auch des Diakonissengartens gefreut. Gern gieng er zur Frühlings- oder Sommerzeit etwa vor dem sonntäglichen Gottesdienst ein Weilchen in demselben lustwandeln und genoß all die Schönheit und den Wohlgeruch, der ihn da umgab, ohne daß er je eine Blume oder auch nur

eine Beere gepflückt hätte. Er schlug den ästhetischen Wert des Gartens nicht geringer an als seinen materiellen Nutzen und wünschte, auch hierin echt pastoral, daß derselbe, als eine Pflegestätte des Schönen, auch ein Bildungsmittel für seine Gemeinde werden und ihr dazu dienen möge, sich aus der Rohheit ihres äußeren Daseins zu einer gesitteteren Lebensweise emporzurichten.

Natürlich durfte bei dem Garten noch weniger als bei der Ökonomie darauf gerechnet werden, daß er sich selbst trug. Man konnte zum Glück die Gartenkasse mit ihren chronischen Defizits durch eine Kopulation reich machen. Das Diakonissenhaus hatte nämlich schon im zweiten Jahr seines Bestehens eine eigene Bäckerei errichtet. Dieselbe erwies sich im Lauf der Jahre unter der Leitung eines treuen Bruder Bäckermeisters nicht bloß als ein gesegnetes, sondern auch als ein nutzbringendes Unternehmen, wie sie denn ihren Geschäftsbetrieb fortwährend vergrößert hat und gegenwärtig die ganze Gegend in weitem Umkreis mit Brot versorgt. Der Gewinn, den sie abwarf, floß, soweit nötig, in die Gartenkasse und deckte deren Defizit.

Anderes hierher Gehörendes übergehen wir als für unsern Zweck zu unbedeutend.

---

## Der Betsaal.

Das gottesdienstliche Bedürfnis der Diakonissenanstalt drängte auch, und zwar schon in den ersten Jahren, zu räumlicher Ausdehnung resp. zu einem Neubau. Als gottesdienstliches Lokal für die täglichen Hausandachten diente in den ersten Jahren der größte, gegen Süden gelegene Saal des Diakonissenhauses. Bei der rasch wachsenden Bewohnererschaft desselben erwies sich jedoch dieser Raum bald

als unzulänglich. Man entschloß sich daher zu einem Neubau, wiewol nicht leichten Herzens, da die bereits vorhandenen Schulden schwer auf den verantwortlichen Trägern und Leitern des Ganzen lasteten. Allein die Verhältnisse ließen keine andere Wahl, zumal der Besitz eines eigenen Lokals für die sonntäglichen Gottesdienste sich als ein immer unabweisbareres Bedürfnis geltend machte. In den ersten Jahren hatte die Anstaltsgemeinde dem sonntäglichen Gottesdienst in der kleinen und unansehnlichen Dorfkirche von Neuendettelsau beigewohnt; ein Nothstand, der mit den Jahren zu einem immer unerträglicheren Uebelstand wurde. Als schließlich ein einflußreicher Mann in der Gemeinde, ein Zimmermann von Handwerk, erklärte: „von dem Hauch der vielen Weibsbilder (!) werde die Kirche feucht, und das Balkenwerk morsch“ konnte man das sonntägliche Gastrecht in der Dorfkirche für die Diakonissen nicht mehr länger beanspruchen. Löhes Anerbieten, durch Erweiterung der Dorfkirche der Platznot abzuhelpen, wurde von der Kirchenverwaltung Neuendettelsau, obwol der Gemeinde außer Hand- und Spannfrohn keine weiteren Leistungen angefohnen wurden, kurzfristiger Weise abgelehnt. So unerwünscht für Löh im Augenblick dieser Ausgang der Sache war, so muß man doch im Blick auf die Zukunft darin eine providentielle Fügung erkennen, da für das Gedeihen der Anstalt eine selbständige Gemeindeexistenz und gesonderte pastorale Führung geradezu eine Lebensbedingung war.

So schritt man denn ans Werk, und am 20. August 1858 wurde der Grundstein zum Bau des Betsaals gelegt. Die Form desselben ähnelte der Basilika, an das Langhaus schlossen sich Seitenhallen an, die zum Aufenthalt der Schwachen und Kranken dienen und ihnen die Wohlthat gewähren sollten, die freie Luft unter bedachtem Raum zu genießen. Deshalb und da auch der Turm fehlte, machte das Ganze von Außen einen wenig kirchenartigen Eindruck, um so wohlthuernder wirkte aber das Innere

durch seine einfache Schönheit und würdige Gestaltung auf den Besucher. Es ist begreiflich, daß (wie Vöhe sagte) der werdende Betfaal bald „der Augenstern der ganzen Gemeinschaft“ wurde, und mit einer Liebe für denselben geopfert wurde, wie für kein andres Werk vorher oder nachher.

Der Bau gieng trotzdem langsam vor sich, auch die Mittel, die ja nur aus dem ohnehin schon reichlich in Anspruch genommenen Neuendettelsauer Freundeskreis flossen, kamen nur allmählich zusammen, da der Bau die für damalige Dettelsauer Verhältnisse nicht unbeträchtliche Summe von 10544 fl. forderte. Vöhe hatte den Entschluß ausgesprochen, den Betfaal nicht eher zu gottesdienstlichem Gebrauch zu benutzen, als bis er dem HErrn als schuldenfreies Opfer übergeben werden könnte, (ein Ziel, das dann doch nicht ganz erreicht wurde). Dies spornte zu außerordentlichen Anstrengungen. Da er selbst armuthshalber auf keine andre Weise seinen Beitrag geben konnte, opferte er das Honorar für die „Rosenmonate“ zu dem Bau des Betfaals. War der Bau langsamer und mühseliger als manch anderer zu stande gekommen, so war aber auch die Freude um so größer, als der Betfaal am Weihnachtsfest 1859 zum ersten Male dem gottesdienstlichen Gebrauch übergeben werden konnte, gleichsam als „eine Krippe, darinnen der HErr seine Wohnung haben möge.“ Von einer eigentlichen Weihe (außer derjenigen, welche in dem erstmaligen gottesdienstlichen Gebrauch selber lag) sah Vöhe ab — aus naheliegenderm Grunde.

Nur für die „hausgottesdienstliche Erbauung“ hatte die kirchliche Behörde anfänglich die Benutzung des doch lediglich aus privaten Mitteln erbauten Betfaals gestattet. Es bedurfte noch längerer Verhandlungen, bis endlich Anfangs Mai 1860 die immer noch verklauulierte Erlaubnis zur Abhaltung eines vollständigen Hauptgottesdienstes mit Sacramentsfeier für die Anstalts-

gemeinde eintraf. Das Kirchenregiment schien zu besorgen, daß bei dem Wunsch der Diakonissenanstalt nach einem eignen Vetsaal separationsfüchtige Hintergedanken im Spiele sein möchten. Erst nach und nach wurde der dem gottesdienstlichen Leben der Anstalt anfangs so karg zugemessene Raum zu freier Bewegung erweitert. Es geschah dies im Zusammenhang mit der Errichtung einer eigenen Hausgeistlichenstelle am Diakonissenhause, welche Vöhe beantragte, als ein im Jahre 1863 erlittener leichter Schlaganfall ihn mahnte, zur Regelung des Verhältnisses der Diakonissenanstalt zum Pfarramt der Dorfgemeinde und zur Sicherung der ihr nötigen Unabhängigkeit von letzterem Schritte zu thun. Durch ein Reskript des Oberkonsistoriums vom 3. Mai 1864 wurde das Recht zur Wahl eines Hausgeistlichen der Muttergesellschaft zuerkannt, der Parochialverband mit der Pfarrei Neuendettelsau zwar aufrecht erhalten, der Hausgeistliche aber direkt dem Dekanat Windsbach unterstellt und befugt, auch die Parochialakte im engeren Sinn „in Stellvertretung des Parochus“ vorzunehmen. Sein Wirkungskreis blieb indes auch jetzt noch so streng auf die eigentlichen Anstaltsangehörigen eingeschränkt, daß selbst der Besuch des sonntäglichen Hauptgottesdienstes allen der Anstalt Nichtangehörigen mit Ausnahme „etwa zum Besuch der Anstalt anwesender Fremder“, die Teilnahme an der Abendmahlsfeier aber auch diesen untersagt wurde. Doch diese und ähnliche Beschränkungen, die übrigens längst dahingefallen sind, konnten nicht hindern, daß sich in den einfach schönen Räumen, sonderlich in den Festzeiten des Kirchenjahres, eine Blüte gottesdienstlichen Lebens entfaltete, die denen, welche sie miterlebten, in der Erinnerung heute noch duftet. Gar manchemal ist ihnen der Vetsaal zu einem Bethel und einer Pforte des Himmels geworden. Sie haben es verstehen lernen, wie der Apostel die korinthische Gemeinde zu der Fülle der über sie ausgegossenen Gaben und dem daraus erblühenden Reichthum ihres gottesdienst-

lichen Lebens beglückwünschen und dasselbe wie eine Vorstufe der mit Christi Wiederoffenbarung eintretenden, nur durch sie noch zu übertreffenden Herrlichkeit der Gemeinde Gottes preisen konnte. (1 Kor. 1, 7.)

Durch den höheren Bildungsgrad der Gemeinde, die Löhle im Betfaal vor sich hatte, und den geförderteren Stand ihres geistlichen Lebens wurde auch seine homiletische Produktion mächtig angeregt. Das beweisen die Themata, die er zuweilen vor seiner Zuhörerschaft im Diakonissenhause abhandelte, immer an der Hand von biblischen Texten und mit reichlicher exegetischer Grundlegung, Themata, wie man sie nicht vielen Gemeinden wird bieten dürfen. Es sei beispielsweise genannt eine Predigt über die Freundschaft im Anschluß an Joh. 15, 13—15, über Natur und Gnade (Gal. 6, 15), über Bildung und Wiedergeburt (Eph. 2, 10); was von dem (in gläubig reformierten Kreisen damals sehr lebendigen) Verlangen nach einer reichlicheren Ausgießung der außerordentlichen Gaben des h. Geistes und der damit Hand in Hand gehenden Forderung ernstere Heiligungstrebens zu halten sei (1 Kor. 12, 31 und 1 Kor. 14, 1), \*) über den ängstigenden Widerspruch zwischen Ruhe und

\*) Als Beispiel ist vielleicht dem Leser die Mitteilung der Disposition obiger Predigt, wie sie sich in Löhles Aufschreibungen fand, nicht unwillkommen.

Warum dieser Text gewählt ist?

1. Er handelt von der Hochschätzung der außerordentlichen Gaben und der Liebe, als der Quelle aller wahren Sittlichkeit und Heiligung.

2. Er erinnert an ein doppeltes desiderium der Kirche in unserer Zeit: Mehr außerordentliche Gaben, mehr Liebe (höhere Heiligungsstufe). — Es mangelt an beidem.

3. Er erinnert aber auch an einen Abweg dieses Verlangens, der alt und neu ist.

Übertreibung bezüglich der Gaben fand sich im Montanismus,  
" " der Heiligung beim Novatianismus und Donatismus,  
bei letzterem auch in Bezug auf die Beurteilung der öffentlichen kirchlichen Zustände.

Unruhe im Herzen frommer Menschen, hervorgerufen durch die doppelte Wirkung des Gesetzes und des Evangeliums (Röm. 5, 20) u. Ein Professor der Theologie, selbst ein Meister im Fach der Homiletik, der die Jahre 1861—1863 in Dettelsau zubrachte, der sel. Jezschwitz, sagte dem Schreiber dieses von Löhes Predigten aus dieser Zeit: „wenn sie einen Fehler gehabt hätten, so sei es der des Luxurierens mit Geist gewesen.“ Besonders erhebend war die Feier der großen Feste des Kirchenjahres. „Was kommt doch darauf an, wie die Kirche die großen Thatfachen, auf denen unser Heil ruht, uns vermittelt“ sagte der eben genannte akademische Lehrer unter dem Eindruck einer Dettelsauer Osterfeier. Ein eigenartiges Stück Dettelsauer gottesdienstlichen Lebens war die Mette in der Christnacht zu Ehren des Neugeborenen und die nachmittägige Andacht am Karfreitag zur Anbetung des Gekreuzigten. Besonders ergreifend war die letztgenannte Feier, die ihren Höhepunkt um die dritte Stunde des Nachmittags erreichte.

In neuerer Zeit übertreibt es der römische Katholizismus } rüchftlich der  
amerik. Methodismus } sinless per-  
württemberg. Pietismus } fection  
sowie der Irvingianismus u. bezüglich der geistlichen Gaben.

4. Er ermahnt das richtige Verhältnis zwischen Glauben und Heiligung einerseits, und dem alleinigen Grund unseres Heils andererseits festzuhalten (Baum und Früchte).

5. Er warnt vor Vereitelung des angestrebten Zwecks.

Denn indem man durch jene Übertreibung und Überschätzung vor der Größe der ordentlichen Gnadengaben und Gnadenmittel das Auge zudrückt, die Tiefe der Sünde und des Werks der Heiligung mißkennt, verliert man die Einsicht in den Anfang und die Vollendung des Heils, wird leicht in der Buße und im Werk der Heiligung, kommt in Gefahr der Selbstzufriedenheit, des Selbstbetrugs und grober Sünden.

Daher *σωποσύνη!* Vor allem Buße und Glauben! Das das Allernötigste. Dann Gaben und Heiligung, jene für diese. Gott helfe uns! Amen.

Mit dem Schlag dieser Stunde fiel die ganze Gemeinde (auch das Diaconissenhaus feierte diesen Tag mit der Dorfgemeinde) auf die Kniee und stimmte unter dem Geläute aller Glocken den hohen Lobgesang an: Wir danken Dir, HErr Jesu Christ, daß Du für uns gestorben ist. Gegen Abend fand dann eine eigenartige Nachfeier im Betsaal statt, so recht geeignet, die geistliche Anspannung, in welche die Betrachtung und Vergegenwärtigung der Passionsgeschichte die Seele versetzt hatte, zu lösen und die großen Eindrücke des Tags im Gemüt sanft verklingen zu lassen. Nochmals gieng während der Verlesung der Leidensgeschichte nach Matthäus die Passion des HErrn an der Seele vorüber, zwischen den einzelnen Lektionen ertönten Palästrinas Improperien und andre altkirchliche Gesänge, und in den beruhigenden Akkorden der Arie „Am Abend, da es kühle war“ zc. und des Schlußchors der Matthäuspassion von S. Bach klang die Feier lieblich aus. Die musikalische Ausgestaltung dieser Feier war das Verdienst des musikundigen Conrektors Lohse (jetzt Oberkirchenrat in Gera), die Weihe durchs Wort erhielt sie von Löhle, dessen Ansprache, oft mehr laute Meditation als Predigt, das Ganze schloß. Es war, ohne daß der Name für die Sache bereits vorhanden gewesen wäre, eine liturgische Andacht, in jenem tieferen Sinn des Worts, in welchem, wie Löhle einmal in einer Predigt über Luc. 24, 6 sagte, alle Religion Andacht, nämlich Erinnerung, Erweckung des Andenkens an die heilige Vergangenheit, gläubige Vergegenwärtigung der großen Thaten Gottes zu unserm Heile ist.

So manches Psalmwort, das Liebe und Sehnsucht nach und Freude an den „schönen Gottesdiensten“ des HErrn ausspricht, wurde damals dem Hörer aus eigener Erfahrung verständlich, und der Betsaal selbst ihm dadurch ein lieber und werter Ort. Jetzt freilich hat er, da er für die stets wachsende Anstaltsgemeinde nicht mehr genügte, aufgehört dem gottesdienstlichen Zweck zu dienen

und steht neben der neuen viel prächtigeren Laurentiuskirche, wie die außer gottesdienstlichen Gebrauch gesetzte Stiftshütte neben dem salomonischen Tempel stand.

Als Anhang zum Vorigen und als Probe, wie in Neundettelsau in dem mit Fichtengrün geschmückten und im Lichterglanz strahlenden Vetsaal der Diakonissen „die Nacht, da uns erschienen des großen Gottes Freundlichkeit“ gefeiert wurde, mag hier die letzte Ansprache, die Löhle an einem solchen Weihnachtsabend nach vorausgegangener liturgischer Feier im Vetsaal hielt, mitgeteilt werden.

„Als der allmächtige Herr aus dem Nichts die Welt gerufen hatte, da jauchzten Ihm die Majestäten und preiseten Ihn alle Kinder des Lichts, da brauseten der Himmel Ozeane und die Meere der armen Welt; da blühten in der Welt, der werdenden, auf Sein Geheiß Millionen und Millionen von Pflanzen und Blumen; da kreisten am Himmel Sonne, Mond und Sterne; da rauschten die Lüfte vom Gesang der Vögel, da rauschte das Meer von seinen Fischen; da trat der Mensch, aufrechten Angesichts, vor Ihn; da betete an alles, was Er geschaffen und gieng in Erfüllung, was geschrieben steht, daß Er alle Dinge zu Seiner Ehre geschaffen.

Als aber die Welt in Sünde gefallen war, da sann Sein Herz auf eine Wiederbringung dessen, was Ihm der Satan gestohlen hatte. Jahrtausende ließ Er vergehen und schwieg im Geheimnis Seiner Majestät, bis daß die Nacht erschien, die wir feiern — Hallelujah! — bis die Sonne hervorbrach aus der Höhle und vor ihr alles erbleichte, die Welt des Lichts erbleichte im Dunkel der Mitternacht — Hallelujah! — bis daß die Morgensterne sanken, bis der Engel Herr herniederkam und alles, was Gott an Geistern erschaffen hatte, anbetete — ein Menschenkind — Hallelujah! Da Er den Erstgeborenen in die Welt einführte, sprach

Er: „es sollen ihn alle Engel Gottes anbeten.“ Den beten die Engel an, für die Er nicht starb — was sollen wir denn thun, für die Er starb? Wir stimmen die Harfen, wir erheben die Lieder, wir fallen auf unsere Kniee, wir sinken in den Staub, wir jauchzen den himmlischen Chören nach, jauchzen in die Ewigkeiten der Ewigkeiten: (hier fiel — ein ergreifender Augenblick — die ganze Gemeinde ein) Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Angebetet sei der Vater, angebetet sei der Sohn, der Gottes- und Menschensohn, Einer in zwei Naturen, der sich erniedrigt, der sich erhöht hat, der zur Rechten der Majestät sitzt, der da wiederkommt mit Herrlichkeit — o Schrecken! vor dem die Welt erbeben, vor dem die Welt vergehen wird, bei dem aber ewig in Seinem Frieden bleiben wird Seine Kirche, auf daß sie mit Ihm ewige Freude habe und Er mit ihr. Demselben sei Lob und Preis jetzt und immerdar, Ehre und Lob mit Wort und That, mit Herz und Mund, und alles spreche zu Ehren dem, der Mensch geworden ist: Halleluja!“

---

## Die verschiedenen Zwecke und Thätigkeiten der Diakonissenanstalt. Die Blödenanstalt.

„Es lag im Plane der göttlichen Vorsehung — schreibt Löhse — daß die hiesige Diakonissenanstalt zugleich mit dem Gedanken an eine Blödenanstalt auftreten mußte, und daß ich das Elend der Blöden zu dem ersten gemacht habe, an dem meine Diakonissen sich abmühen, üben und plagen sollten.“ Wie die gesamte Liebesthätigkeit Dettelsaus dem Boden des Amtslebens Löhse entsproßt

war, so verdankte insonderheit die dort geübte Fürsorge für die Blöden Anregung und Ursprung den von Löhe im Bereich seiner Seelsorge gewonnenen Eindrücken und Erfahrungen. Das Mitleid mit einem blöden Knaben, dem einzigen Sohn eines zur Gemeinde Neuendettelsau gehörigen angesehenen Mannes, der immer und immer wieder das Elend seines Kindes dem Seelsorger ans Herz legte, reifte in diesem den Plan, mit dem entstehenden Diakonissenhaus eine Blödenanstalt zu verbinden. Einmal aufmerksam geworden forschte Löhe dem Kretinismus, seiner Verbreitung, seinen Ursachen eifriger nach und war erstaunt, dies Übel namentlich auch auf dem platten Lande viel häufiger zu finden als er dachte und man gemeinhin glaubt. Um so dringender wurde sein Wunsch, dem Elend des Blödsinns diejenige Abhilfe zu schaffen — die einzig mögliche, die in der anstaltlichen Pflege der Blöden liegt. Löhe hat kein Bedürfnis gefühlt, vor Gründung seines Diakonissenhauses andre Diakonissenanstalten zu besuchen. Aber für die Pflege und Behandlung von Blöden wünschte er an fremder Erfahrung zu lernen. Schon im Jahr 1853, also über ein Jahr vor Entstehung der Diakonissenanstalt, machte er mit einigen Amtsbrüdern eine Reise nach Winterbach, um die dortige unter Leitung von Dr. Müller und Landenberger stehende Anstalt zu besuchen. „Ich hatte — schreibt er später — das Glück, dort eine Anzahl von Menschen beisammen zu finden, die sich seit Guggenbühl viel mit Blöden abgegeben hatten und durch meinen Besuch sich besonders getrieben fühlten, von dahin einschlägigen Gegenständen zu reden. Fast in allen dargelegten Erfahrungen glaubte ich meine eigenen wieder zu erkennen, und ich kam schon damals mit Gedanken heim, die mich zu einem Freunde der Blöden machten. Es war mir mit der Stiftung einer Blödenanstalt voller Ernst. Ich fand es ganz der Mühe wert, daß Diakonissen mit ihnen sich abgaben. Es war mir, als müßten solche Diakonissen „der Blöden Lohn“ empfangen

Matth. 10, 42, denn wie wir später mit einer Art von Humor und Witz, aber doch auch mit voller Wahrheit sagten: Den Blöden ist Er hold.“

Und so wurde denn die Blödenanstalt gleichzeitig mit der Diakonissenanstalt — am 9. Mai 1854 — mit einem blödsinnigen Knaben eröffnet. Mit der Diakonissenanstalt zusammen wohnte sie in deren erstem Miethlokale, dem oberen Stockwerk des „Gasthauses zur Sonne“ und zog darauf mit derselben im Oktober 1854 in das neuerbaute Diakonissenhaus ein. Da aber die Zahl der Pfleglinge schon im ersten Jahr auf 28 stieg, so kaufte die Diakonissenanstalt zwei kleine nebeneinanderstehende Häuser im Dorf in unmittelbarer Nähe des Pfarrhauses und ließ dieselben dem Zweck entsprechend umbauen. In dieser Nachbarschaft, gewissermaßen unter dem Schatten und Schutz des Pfarrhauses, blieb die Blödenanstalt bis zum Jahre 1864, in welchem sie in das zu diesem Zweck eigens erbaute große dreistöckige Gebäude übersiedelte, welches heute noch die weiblichen Blöden beherbergt. Die Blödenanstalt in Neuendettelsau war die erste und ist bis zu dieser Stunde mit ihrem Filial in Pöfzingen die einzige derartige Anstalt im protestantischen Bayern. Kein Wunder daher, daß die kleine Anstalt, die einem so dringenden Bedürfnis abhalf, schon in den ersten Jahren den sich häufenden Anmeldungen nicht mehr genügen konnte und man, so sehr man auch unter dem Druck der schon vorhandenen Schulden seufzte, sich zu einem Neubau und damit freilich zu einer Vermehrung der Schuldenlast um ca. 18000 fl. getrieben sah. Da die Blödenfürsorge ein Gegenstand allgemeinen Landesinteresses ist, da andererseits die Thätigkeit der Löhischen Diakonissen an den Blöden über den Verdacht des Propagandamachens für die sog. „Dettelsauer Richtung“ erhaben war, so glaubte Löhe, abweichend von seiner bisherigen Gewohnheit, bei den kirchlichen Behörden zur Deckung der Baukosten des neuen Blöden-

hauses um Bewilligung einer allgemeinen Landeskollekte nachsuchen zu dürfen, welche denn auch nach einigen Jahren zum ersten Mal und seitdem immer wieder aufs neue bewilligt wurde und der Anstalt nicht nur erhebliche finanzielle Erleichterung, sondern auch die Mittel zur bald notwendig gewordenen räumlichen Ausdehnung gewährte. Zwar war die neue Blödenanstalt von vorneherein in größeren Maßverhältnissen angelegt und längere Zeit das dominierende Gebäude der ganzen Anstaltskolonie, um 10' länger und ein Stockwerk höher als selbst das Mutterhaus, so daß Löhescherzend warnte, sie möge sich nicht hoffärtig über die Mutteranstalt erheben, wie Hagar gegen Sara; aber dennoch erwies sich die Vorhersagung eines sachverständigen Besuchers, der der eben in ihr neues Heim übergesiedelten Blödenanstalt die Notwendigkeit einer baldigen Erweiterung prophezeite, als zutreffend. Schon nach Verlauf eines Jahres war die Zahl der Pfleglinge auf 50 gestiegen (auf 60 war die Anstalt berechnet), die Anmeldungen nahmen kein Ende, und die Anforderung zu neuer Erweiterung der Anstalt konnte nicht mehr unberücksichtigt bleiben. Von dem Grundsatz ausgehend, daß zu große Anstalten der inneren Führung nicht gedeihlich seien, wollte man jedoch die fernere Erweiterung nicht in einer abermaligen Vergrößerung des Gebäudes suchen, sondern lieber für die einzelnen Kreise Bayerns Filiale errichten und dabei zugleich die längst für notwendig erkannte Trennung der Geschlechter durchführen. Das erste Filial sollte zunächst für die männlichen Blöden bestimmt sein. Dieses erste — und bis jetzt einzige — Filial der Neuendettelsauer Blödenanstalt wurde im Jahr 1866 in dem Dörflein Pölsingen errichtet, das, am Abhang des dort gegen die Ebene des Rieses sich abdachenden Hahnenkammes lieblich gelegen, durch die Abgeschlossenheit seiner Lage im Vergleich zu dem belebteren Dettelsau den Blöden nach Löhes Wunsch eine Stätte „süßen Stillebens“ werden sollte. Löhes ältester Sohn hatte das

Rittergut Polzingen gekauft, und die Räume des von ihm nicht benutzten herrschaftlichen Schlosses boten den männlichen Blöden erwünschte Unterkunft. Kein Wunder, daß Löhe ein besondres Wohlgefallen an Polzingen hatte und dem Gedeihen der dortigen Anstalten mit einem durch die Teilnahme an dem Gelingen des Sohnes noch erhöhten Interesse zusah. Dazu gaben geschichtliche Erinnerungen der ganzen Gegend, die auch landschaftlichen Reizes nicht ermangelt, in seinen Augen noch eine besondere Weihe. In der That ist die ganze Umgegend des Hahnenkamms geschichtlicher Boden. Dort erinnert noch mancherlei an die germanische Heidenzeit und die Menschenopfer der Druiden oder auch an die Römerherrschaft während der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung. Aber auch heilige Erinnerungen aus kirchengeschichtlicher Vergangenheit wachen dort auf. „Auf den feierlich stillen Höhen — sagt Löhe — kann einem werden, wie wenn man die Füße der Boten Gottes von Heidenheim (Wunibald, Willibalds Bruder) rauschen oder die Füße der heil. Walpurgis durchs Dickicht nach Hohentrüdingen eilen hörte“ (wo sie eine wunderbare Heilung durchs Gebet vollbracht haben soll). Dieses Land reicher Erinnerungen, wo Willibald, Wunibald und die Seinigen predigten und Walpurgis Diakonissin war, freute sich Löhe „aufs neue einnehmen und mit Bächen der Barmherzigkeit bewässern zu dürfen“. Auch die Blödenanstalt in Polzingen füllte sich rasch und kann schon seit Jahren dem sich steigenden Bedürfnis nicht genügen, so daß das Diakonissenhaus an Errichtung eines neuen Blödenfilials ernstlich denken muß. Doch gehört Näheres über diesen neuen Vergrößerungsplan nicht mehr in den Rahmen dieser Lebensbeschreibung, wol aber werden einige Mitteilungen darüber, wie Löhe über den Blödsinn, diese rätselhafte Krankheitserscheinung des Seelenlebens, seine Behandlung, seine Heilbarkeit u. dachte, nicht unerwünscht sein. Bemerkenswert erscheint hier vor allem die

Sicherheit und Mäßigkeit, mit welcher Höhe zu einer Zeit, wo man vielerseits in Bezug auf Heilung des Blödsinns noch sehr sanguinische Hoffnungen hegte, die Aufgabe aller körperlichen und geistigen Pflege der Blöden und das für diese allein erreichbare Ziel bezeichnete. „Was den Blöden zum Blöden macht — sagt er in einem Jahresbericht von 1866/7 — scheint weniger die geringe Begabung in allen oder vielen Gegenständen zu sein (es können sogar nicht unbedeutende vereinzelt Anlagen vorhanden sein) als der Mangel an Selbstständigkeit und Selbstbeherrschung“ — es fehlt ihm oft in auffallender Weise „jene Linie mitten auf der Stirne, welche nach den Phrenologen die Fähigkeit der Selbstbestimmung andeutet“. „Wer wirklich blöde ist, wird nie vollsinnig und gesund.“ „Der Blöde ist wie ein anderer Mensch, aber er hat einen niedrigeren Horizont als der Gesunde, innerhalb dessen er nach seinem Maße alle Veränderungen des geistigen und geistlichen Lebens durchmachen kann wie wir vollsinnigen Leute; aber wie sehr er innerhalb seiner Schranken vorwärts komme, außer dieselbigen hinaus kommt er doch nicht.“ Da man eben deshalb nicht daran denken kann, den Blöden je zu einem brauchbaren Glied der menschlichen Gesellschaft heranzubilden, so muß man die Anstalt als die einzig für ihn passende Heimat und das Anstaltsleben als die größte Wohlthat für ihn erkennen. Dabei unterschied Höhe selbstverständlich unter den Blöden zwischen Bildungsfähigen und sog. Ahylisten und hielt es für Pflicht, jede in einem Blöden schlummernde Anlage zu wecken und zu üben, um ihn dadurch auf eine höhere Stufe des geistigen Lebens zu erheben. Es gehöre — meinte er — dazu freilich nicht bloß ein Bienenfleiß, sondern noch mehr große Demut; aber es gebe für die, welche es verstünden, so arme Geister mit Brosamen zu füttern, doch auch lohnende Freuden des Gelingens.

In der That wurde in Neuendettelsau viel treuer Fleiß auf

den Unterricht der Blöden verwendet. Man scheute die Mühe nicht, die Pflinglinge beim Unterricht in verschiedene Abteilungen einzureihen, deren man oft bei einem Gegenstand 4—5 bildete. Hauptgegenstand des Unterrichts war biblische Geschichte und Katechismus, außerdem die Lehrgegenstände der Volksschule: Lesen, Schreiben, selbst Rechnen (freilich für die meisten Blöden eine unüberwindliche crux), auch Geographie und Naturgeschichte wurde — natürlich nur auf der Stufe des Anschauungsunterrichts — gelehrt. Durch tägliche Übungen im Auswendiglernen suchte man das Gedächtnis zu stärken und zugleich Samenkörner göttlicher Gedanken in die Seelen der armen Blöden zu legen, durch Übungen im Artikulieren angeborene oder angewöhnte Fehler der Sprechweise zu überwinden. Selbst die „schönen Künste“ des Singens und Zeichnens standen auf dem Lehrplan der Blödenschule. Das Ziel steckte man sich so bescheiden als möglich. Nicht darin sah man die Aufgabe „das von der krankhaften Organisation der Blöden frei gebliebene Gebiet der Bildungsfähigkeit zu erweitern“, sondern darin: den Horizont dieser Bildungsfähigkeit zu erforschen und die Methode zu finden, wie man die wirklich vorhandenen aber verborgenen Keime hervorlocken und entwickeln könne“. Fremde, die früher bei den Jahresprüfungen des Diakonissenhauses sich gerne einfanden, pflegten namentlich den Prüfungen im Blödenhaus mit dem größten Vergnügen beizuwohnen und oft genug ihre Verwunderung über die Erfolge der Blödenschule auszusprechen — eine Anerkennung, die man den Schwestern von Herzen gönnen mochte, wenn auch von den Lobrednern nur die wenigsten eine Ahnung davon hatten, unter welcher unsäglichen Mühe und Arbeit die relative Leistung zu Stande gekommen war. Schwerlich ist auch die Treue und der Fleiß, den die Dettelsauer Blödenschule auf die Unterweisung und Bildung ihrer Pflinglinge wendete, von andern ähnlichen Anstalten übertroffen worden. Die

Erfolge mögen anderswo glänzender gewesen sein, sowol die auf dem Gebiet des Lernens als auch die auf dem der Handarbeiten und mechanischen Fertigkeiten erzielten. Dies lag wol an dem bildungsfähigeren Menschenmaterial, welches man dort unter den Händen hatte. Wenigstens glaubte Löhe, der ja auch andre Anstalten besucht hatte und darum Vergleiche anstellen konnte, nirgends ein so elendes und verkommenes Geschlecht von Blöden gefunden zu haben wie es die Dettelsauer Blödenanstalt der überwiegenden Mehrzahl nach beherbergte. Gewiß aber hatte er Recht, wenn er meinte: die Blödenanstalten seien nicht dazu da, um durch glänzende Leistungen zu frappieren, und am Ende sei gerade die Arbeit an jenen Pflinglingen, bei denen kein großer Erfolg sichtbar werde, die schönste.

Weitaus die Hauptsache bei aller Arbeit an den Blöden war ihm die geistliche Unterweisung und Erziehung. In dieser Beziehung war es für ihn ein Trost, auf der Lehre der lutherischen Kirche von der Kindertaufe und dem Kinderglauben fußen zu können. Es leuchtet ja ein, wie viel Trost und Ermutigung für alle seelsorgerische Bemühung mit den Blöden in der Wahrheit liegt, daß es auch ein geistliches Empfangen gibt, welches nicht durch das Selbstbewußtsein und das reflektierende Denken vermittelt ist, wie ja auf allen Stufen geistlichen Lebens die Aufnahmefähigkeit größer ist als die Fähigkeit der Reflexion oder vollends der Äußerung inneren Lebens. „Wir glauben — sagt Löhe einmal — daß ein blödes Kind viel mehr aufnimmt als es scheint, und daß der Tag der Ewigkeit davon die überzeugendsten Beweise liefern wird.“ Den Schriftgrund für diese Überzeugung fand Löhe in alle dem, was die heil. Schrift von der Disposition der Kinder für das Reich Gottes sagt. „Die Blöden sind und bleiben Kinder ihr Leben lang,“ pflegte er zu sagen, darum gehört ihnen das große Wort des Taufevangeliums: „Solcher ist das Himmelreich“

und das andre Matth. 18, 1—5, in welchem der Herr Kindes-einfalt und Demut als die allein zum Eingang ins Himmelreich befähigende Seelenverfassung bezeichnet. Man darf sie — meinte er — doch auch in gewissem Sinne zu jenen Unmündigen Matth. 11, 25 rechnen, über welchen der eingeborne Sohn Gottes seinen himmlischen Vater preist, daß er ihnen die Geheimnisse des Himmelreichs geoffenbart habe, die den Weisen und Klugen verborgen geblieben seien, und jedenfalls gehörten sie zu jenen „geringsten Brüdern“ Jesu, die der Herr selbst Matth. 25 zu seinen Stellvertretern einsetzt und in deren Namen er jede ihnen erwiesene Wohlthat belohnen will, als wäre sie ihm selbst geschehen. Von solchen Anschauungen aus hielt es Löhe für keine zu geringe Aufgabe, sich selbst mit der Unterweisung der Blöden abzugeben und auch seine geistlichen Gehilfen damit zu befassen. Den Konfirmandenunterricht pflegte er denjenigen Blöden, die er zum Genuß des Sakramentes zulassen zu können glaubte, selbst zu erteilen, ebenso sie zur Beichte und zum Empfang der Absolution anzuleiten. In den Jahren zunehmender Leibeschwachheit hielt er sonntäglich den Blöden Christenlehre und ließ sich in der Pfarrkirche durch seinen Vikar vertreten. Die Art und Weise, wie er da mit den Blöden verkehrte, war nicht bloß in Folge der oft drolligen Antworten der Blöden ergötzlich, sondern durch die hier gebotene Beschränkung auf das knappste Maß des Inhalts und höchste Einfachheit der Lehrweise auch für andre Zuhörer lehrreich und erbaulich.

Auch für das leibliche Wohlbefinden der Blöden sorgte er nach Kräften. Da für die Blöden der Aufenthalt im Freien zur wärmeren Jahreszeit die größte Wohlthat ist, derselbe aber in der schattenlosen Umgebung der Blödenanstalt wenig erquicklich war, so schenkte Löhe die Ausgabe von ca. 2000 fl. nicht, um den „Luzus“ einer Parkanlage zu schaffen, wodurch er es in der That erreichte, „den Gang rings um das Blödenhaus zum angenehmsten

in der ganzen Gegend zu machen.“ Denn im Lauf der Jahre sind aus den Heisern und Sträuchern stattliche Bäume und Bosquets geworden, die kühlenden Schatten spenden und dem Complex der Anstaltsgebäude als Rahmen dienen, aus dessen Einfassung sie sich um so wirkungsvoller abheben, gleich dem Baum, der (mit Löhes Worten zu reden) seine goldenen Früchte auch nicht an kahlen Zweigen, sondern im verhüllenden Schmuck seiner Blätter darbietet.

Gerne hätte Löhe auch für das dem Blödsinn so nah verwandte und so oft mit ihm verbundene Elend der Epileptischen durch Gründung eines eigenen Epileptischenhauses in zweckmäßiger Weise gesorgt. An Epileptischen zwar hat es dem Diakonissenhause von Anfang nicht gemangelt, und zu den Insassen der Blödenanstalt stellten sie ein so bedeutendes Contingent, daß dieselbe sich ganz wol „Anstalt für Blöde und Epileptische“ hätte nennen können. Löhe hatte auch für diese Leidenden ein besonderes Mitgefühl, hatte er doch als Kind bei einer seiner Schwestern dies Leiden in seiner fürchterlichsten Gestalt kennen gelernt. An eine Heilbarkeit des Übels hatte er allerdings nie gedacht, aber es schien ihm Lohns genug, wenn nur „unter treuer Pflege die Anfälle der Kranken sich verringerten oder verminderten, und ihr Geist und Sinn ergebener und fröhlicher würde“. Dies schien ihm aber am ersten auf dem Weg selbständiger Führung und Pflege der Epileptischen in besonderen Anstalten erreichbar. Indes noch seufzte die Blödenanstalt, von der das Epileptischenhaus hätte abgezweigt werden müssen, unter der Last ihrer Hausschulden. \*) Man scheute sich, dieselben aufs neue zu vermehren ohne Aussicht auf neue Hilfsquellen. Dem ohnehin nicht großen Kreis der Freunde und

---

\*) Die landeskirchliche Kollekte für die Blödenanstalt, die seitdem in dankenswerter Weise immer aufs neue wieder gewährt worden ist, war um diese Zeit zwar als einmalige bereits bewilligt worden, man hatte aber damals noch nicht den Mut, noch die sichere Hoffnung auf Gewährung einer zweiten Bitte.

Geber für die Anstalten wollte man nicht neue Anstrengungen zumuten. So erließ denn Vöhe im Jahr 1868 einen Aufruf an alle, die für den genannten Zweck Teilnahme hätten oder Hilfe wüßten. Er dachte dabei sonderlich an solche Wohlhabende, die an Angehörigen des eigenen Familienkreises diesen Jammer der Menschheit kennen und bemitleiden gelernt hätten. „Wir fürchten uns nicht — so schloß sein Aufruf — zur Milderung des menschlichen Elends Schulden zu machen, wenn uns nur irgend der Herr und seine Glieder Mittel und Wege zu deren Abtragung zeigen. Ebenso aber wollen wir uns darein ergeben, dies unzweifelige Werk der Barmherzigkeit mit unsern Händen nicht zu berühren, wenn uns der Herr auf die Bitte und Anfrage, die wir durch diese Bekanntmachung wagen, die Antwort gibt, daß er uns in der guten Sache nicht haben will. Was Sein ist, dazu findet Er Seine Leute, und Seine erwählten Leute finden ihre Helfer und ihre Hilfe. Das haben wir selbst oft genug erfahren, das wissen und glauben wir und lassen Ihn darum walten.“

Der Aufruf fand nicht den erwünschten Anklang. Vöhe, der übrigens dem Ziel seines Lebens damals schon nahe gekommen war, mußte auf die Ausführung dieses Planes verzichten. Was als Erfolg des Aufrufs an Gaben einging, wurde zweckentsprechend zur Herstellung von Tobzellen verwendet.

---

### **Das Krankenwesen der Diakonissenanstalt.**

Die Krankenpflege war selbstverständlich von vorneherein unter die Zwecke des Diakonissenhauses aufgenommen worden, weshalb anfangs ein Teil der Räume desselben als Hospital dienen mußte. Zu irgend welcher größerer Bedeutung konnte sich aber das Krankenwesen des Diakonissenhauses um seiner abgeschiedenen ländlichen Lage willen nicht entwickeln; Krankenpflege war daher nicht wie

bei andern in großen Städten gelegenen Diakonissenhäusern ein Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. „In unserem Hause — sagt einer der ersten Berichte — sind genau genommen nicht die Pflegerinnen für die Kranken, sondern diese für jene da.“ „Es ist nie unsre Absicht gewesen, mehr Kranke aufzunehmen als nötig ist, um unter Hinzunahme der Krankenpflege in der Gemeinde und Umgegend zur Lehre die nötige Übung zu gewähren.“ Namentlich dieser „ambulanten Krankenpflege“ unter dem Landvolk der Umgegend wurde von Anfang an besondere Aufmerksamkeit zugewendet, nicht blos um den werdenden Diakonissen vermehrte Gelegenheit zur Praxis zu geben, sondern auch in der Absicht, in der Landbevölkerung selbst Sinn und Geschick zum Dienst an ihren Kranken zu erwecken und zu erziehen. Zu diesem Zweck wurden die Armenhäuser der Umgegend besucht und dabei die Erfahrung gemacht, „wie viel Elend auf dem Lande hilflos verwimmert wird,“ aber auch die Überzeugung gewonnen, daß nicht der akute Kranke, sondern der Alte, Sieche und Gebrechliche auf dem Lande der Hilfe und des Erbarmens am bedürftigsten ist. „Jenen steht der Landmann bei, weil die Not kurz verläuft, für diese aber verliert er die Teilnahme, denn es währt ihm zu lang und kostet zu viel.“ Er wird „ihrer Trübsale leicht müde“. Ein Siechenhaus, ein *γηροκομείον* (Altenheim) schien Löhne auf dem platten Lande weit- aus die nötigste und größte Wohlthat zu sein. Wirklich wurde schon im Sommer 1857 ein Anfang zur Abhilfe dieser Not gemacht, indem ein inmitten des Dorfes gelegenes Haus, das feil wurde, angekauft und als „Pfründhaus“ und „Dorfhospital“ eingerichtet und auch sofort von einer Diakonistin mit zwei alten Pfründnerinnen bezogen wurde.

Auch bei Errichtung dieser Anstalt war der Wunsch leitend, daß der Segen des Diakonissenhauses der Stätte seines Ursprungs zu allernächst zu gut kommen möge. Kaum wird man sagen dürfen,

daß die wohlmeinende Absicht von den Nächstbetheiligten erkannt wurde, mehr als Wohlthat wurde von der umwohnenden ländlichen Bevölkerung die Anstellung eines eigenen Arztes und die Errichtung einer Hausapothekc seitens des Diakonissenhauses empfunden, da Arzt und Apotheke nun um so viel bequemer und billiger zu haben waren.

Reichlicher als von der Nachbarschaft wurde der Dienst Dettelsauer Diakonissen von auswärtigen weiblichen Kranken aus den gebildeteren Ständen, die im Diakonissenhause Aufnahme suchten, in Anspruch genommen. Diesem Bedürfnis verdankte der schöne Siedenfaal, zu dessen Bau eine Schwester ihr Vermögen geschenkt hatte, seine Entstehung. Der Saal, eine Nachschöpfung eines von Vöhe kurz vorher mit Bewunderung geseheneu Vorbilds im Hotel de Dieu in Lyon, war der Länge nach durch einen Gang geteilt, zu dessen beiden Seiten sich mäßig große, durch Bretterwände und Vorhänge geschiedene Zellen befanden, während der freie Raum in der Mitte, auf den der Blick aus den Zellen geöffnet werden konnte, zur Pflege der Gemeinschaft und vor allem des gottesdienstlichen Lebens diente, so daß auf diese Weise Gemeinschaft und Absonderung der Kranken erreicht wurde. Leider waren die Kranken, für welche der Saal vermeint war, weder zahlreich noch gleichartig genug, so daß er bald anderen Zwecken dienen mußte als für welche er gestiftet war.

Im Jahr 1865 schien die ursprüngliche und immer fest gehaltene Absicht des Diakonissenhauses, vor allem seiner nächsten Umgebung zu dienen, der Ausführung nahe. Um jene Zeit drang die bayrische Regierung ernstlich auf Errichtung von Distriktskrankenhäusern, und der Distrikt Heilsbronn fand es bequem, das schon bestehende Diakonissenkrankenhaus für die voraussichtlich wenigen vorkommenden Fälle auch als Distrikthospital zu benutzen, zu dem Satz von 24 kr. = 70 Pf. für die Verpflegung eines Kranken per Tag. Es war vorauszu sehen, daß trotz dieses niedrigen

Sages das Distrikthospital dennoch so wenig als möglich benützt werden würde. Der Landmann hat von Haus aus eine Scheu vor dem Hospital, die noch größer ist als die des Städters -- eine Scheu, der jener Kranke auf die Frage der Schwestern, ob er nicht zu besserer Verpflegung ins Hospital nach Dettelsau gebracht zu werden wünschte? drastischen Ausdruck gab in den Worten: „O, nicht um tausend Gulden.“ Dazu kam, daß jene Kostenberechnung, so niedrig sie war, für bäuerliche Verhältnisse dennoch zu hoch gegriffen schien, sofern der Landmann es allerdings fertig bringt, bei der Art und Weise, wie er seine Kranken hält, mit noch weniger auszukommen. Man sah daher im Diakonissenhause bald ein, daß, wenn man der Umgegend wohlthun und die Wohlthat von derselben geschätzt haben wollte, man zum Prinzip der Freiwilligkeit seine Zuflucht nehmen müsse. So erbot sich denn die Diakonissenanstalt dem Distrikte, der 137 Ortschaften von verschiedener Größe, von der Landstadt bis zur Einöde herab, umfaßt, alle seine armen Kranken gratis zu übernehmen und sie bis zur Genesung oder zum Tode zu verpflegen, wenn dafür gestattet würde, daß die Diakonissen von Dettelsau alljährlich zweimal in allen Gemeinden des Distrikts freiwillige Gaben einsammelten, also „terminieren“ gingen. Nicht ohne anfänglichen Widerspruch (ein bäuerliches Mitglied des Distriktsrats meinte: „Bettler haben wir ohnehin genug“) wurde das Anerbieten der Diakonissenanstalt von dem Distrikt Heilsbronn angenommen, und, zunächst auf eine Probezeit von fünf Jahren, ein Vertrag mit demselben errichtet. Ein Lieblingsplan Löhes war damit der Verwirklichung nahe gekommen, von dem er sich reichen Segen für das Diakonissenhaus wie für seine weitere Umgebung versprach. Er hoffte, die auf diese Weise sich mehrenden persönlichen Berührungen würden die indolente Bevölkerung der Nachbarschaft doch dahin bringen, nach dem Diakonissenhaus und seinen Liebeswerken zu fragen. Er meinte:

es müßte wunderbar zugehen, wenn nicht nach einer, sei es auch nur fünfjährigen Erfahrung, die Gemeinden des Distrikts zu der Anerkennung gebracht würden, daß von seiten des Diakonissenhauses jene Liebe geübt werde, die nicht das Ihre sucht; eine solche Überzeugung aber müsse hebend und heiligend auf die Gemeinden wirken und sei allein schon des Ungemachs wert, das die terminierenden Schwestern auf sich nehmen müßten. Andererseits, meinte er, könne es auch den Diakonissen nur nützlich sein, wenn sie die Lebensgewohnheiten und Anschauungen des Landvolks, die Art und Weise der Verpflegung seiner Kranken, die Zustände in den Hirten- und Armenhäusern kennen lernten, wenn sie in die Hütten des Elends Trost bringen und hiedurch und namentlich auch durch die reichlich geübte Verteilung von Gebetbüchern, Traktaten und Bildern dem heil. Amt in den einzelnen Gemeinden in die Hände arbeiten dürften.

Um für den erwarteten Zubrang von Distriktskranken gerüstet zu sein, wurde im Jahr 1867 ein Hospital für Männer und im Jahr 1869 ein zweites für Frauen erbaut: die letzten anstaltlichen Schöpfungen Löhes, zwei stattliche, den damaligen Complex der Anstalten nach Osten zu abschließende Gebäude, von Löhe deshalb scherzend das „Ostende der Dettelsauer Diakonissenkolonie“ genannt. Nach Vollendung auch des zweiten Hauses hatte Löhe gesagt: „Unsre Häuser stehen gebaut und wir haben sie wohnlich und heimlich gemacht. Ochsen und Mastvieh sind geschlachtet, kommt, es ist alles bereit.“ „Aber,“ könnte man mit den Worten des angeklungenen Evangeliums fortfahrend sagen, „die Geladenen wollten nicht kommen.“ Nach Ablauf der fünfjährigen Probezeit wurde vom Distriktsrat der Vertrag mit dem Diakonissenhause nicht mehr erneuert. \*) Der status quo ante trat wieder ein, das

---

\*) Eine ähnliche Einrichtung bestand für den Distrikt Heidenheim, für den Bollingen den anstaltlichen Mittelpunkt bildete; aber auch dort wurde sie bald hinfällig.

Terminieren der Schwestern hörte auf. Um Letzteres war es am Ende nicht schade. Das Terminieren, welches die Landbevölkerung bisher nur als Privileg der Bettelorden kannte, behielt nach ihrem Urteil bei evangelischen Schwestern immer einen fremdartigen Beigeschmack. Auch für die Schwestern war der Wegfall dieser Bittgänge eine Wohlthat. Löhes Vorliebe für solche antikifizierende Formen, der Schwung, den er durch seine eigne Begeisterung den Seelen zu geben vermochte, der Reiz der Neuheit der Sache half wol am Anfang über Nöte und Schwierigkeiten hinweg; aber auf die Dauer würden doch die Schwestern trotz mitunter erfreulicher Erfahrungen diese Terminergänge zu den „sauren Gängen“ ihres Berufes zu rechnen gehabt haben. Diese Gänge im Wind und Wetter zur rauhen Frühjahrs- und Herbstzeit auf oft grundlosen Pfaden würden der Gesundheit manch zarter Jungfrau stark zugesetzt haben und im Verhältnis zu dem Erreichten und Erreichbaren ein nicht zu verantwortender Verbrauch an Diakonissenkraft und Diakonissenmaterial gewesen sein.

Langsam füllten sich dann doch die beiden Spitäler, am leichtesten das Frauenhospital, mit Kranken, Pfründnern, Siechen. Aber es ist auch erklärlich, warum unter allen von Löhe gegründeten Anstalten die beiden Spitäler allein sich nicht vergrößerten. Während alle übrigen zur Anstaltskolonie gehörigen Gebäude sich dehnten und reckten, sind die letztgenannten aus ihrem Kinderkleid nicht herausgewachsen. Doch dienen sie auch an ihrem Teil und nach ihrem Maß den Zwecken der Barmherzigkeit, ja demjenigen unter ihnen, bei welchem (wie es in einem Berichte heißt) man am tiefsten davon überzeugt sein kann, daß er nach dem Sinn des Erlösers ist.

Anhangsweise mag hier noch eine Thätigkeit erwähnt werden, die sich räumlich an das Männerhospital anschloß: der Fürsorge für Wanderer (wandernde Handwerker). Am liebsten hätte Löhe ein Xenodochium (Fremdenhospital) für diese Armen von der Land-

straße und den Zäunen errichtet, dazu reichten die Mittel indes nicht. Aber wenigstens unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung im Hospital suchte er den an „Straßenübeln“ Leidenden unter ihnen zu sichern, und die Wohlthat der für auswärtige Schulkinder und Dorfarme errichteten Suppenanstalt war auch für sie.\*) Ebenso wurde er nicht müde, bei jeder Gelegenheit, namentlich wenn er über Perikopen wie 1 Petr. 4, 7 ff. oder das Evangelium des 2. Sonntags nach Trinitatis predigte, zur Liebe der Fremdlinge zu ermuntern. Die Neuzeit hat ja durch Herbergen zur Heimat, Arbeiterkolonien u. s. w. dem großen Notstand eine Abhilfe zu schaffen begonnen, vor drei Jahrzehnten aber konnte Löhne mit Recht die Pflege der Fremdlinge ein in unsern Gegenden „noch ganz unverstandenes und unerkanntes, deshalb auch zum Teil verlästertes großes Arbeitsfeld der Barmherzigkeit“ nennen. Um andern Mut und Lust zu machen, ging er selbst mit gutem Beispiel voran, führte eine Weile selbst die Kontrolle über die zugereisten Handwerksburschen, überwand sich mit einer ihm gewiß nicht leicht gewordenen Selbstverleugnung, ihre oft so ekelerregenden Wunden und Schäden in Augenschein zu nehmen und bei dieser Gelegenheit auch ein Wort an ihr Herz zu reden. Es geschah

---

\*) Wenn ich mich recht erinnere, war es bei der Eröffnung dieser Suppenanstalt, daß, als eben die Freunde des Diakonissenhauses mit den Schwestern beim einfachen Festmahl von Rumsfordscher Suppe beisammen saßen, ein wandernder Handwerksbursche an die Pforte des Männerhospitals pochte und um eine Gabe bat. Man rief ihn sofort herein, gab ihm einen Ehrenplatz und bedeutete dem Überraschten, daß er heute nach Matth. 25, 35 den Herrn Jesus in der Mitte der Versammelten vertrete. Es erregte Heiterkeit und wurde als ein gutes Omen gedeutet, als man den Namen des unvorhergesehenen Gastes erfuhr: er hieß Schuldenzucker. Schulden machen zu müssen, um Barmherzigkeit üben zu können, war in Dettelsau oft eine Notwendigkeit, deren Bitterkeit man dennoch fühlte. Da konnte man zur Versüßung der bitteren Pille „Zucker für Schulden“, Eröstlungen durch manche wunderbare Hilfe Gottes, wol brauchen.

unter dem Eindruck dieser Erfahrungen, wenn er in dem Jahresbericht von 1864/5 sagt: „Was für Wunden und Beulen, was für Gebrechen und Schmerzen haben wir bei so vielen Streunern und verlorren Kindern gesehen. Und wie hat sich das Herz der Elenden geöffnet, wenn sie ihr Elend darlegen durften, ohne den Stecken des Bettelvogts oder Polizeidieners fürchten zu müssen. Wie gerne haben sie gütige Worte angenommen, auch wenn sie strafteten oder Buße predigten: alles was in dem äußerst interessanten Buch (des Abbé Mullois) über das Elend von Paris von der Frucht der Bemühung unter den Verlorren zu lesen ist, haben wir in unserem kleinen Kreise den Anfängen nach auch erfahren.“ Die Vorurteile, welche gerade der Pflege der Wanderer bei der Bevölkerung in Stadt und Land entgegenstehen, erklärte er für unberechtigt. „Weit entfernt — sagt er an einem andern Ort — daß wir uns zur Ansicht derjenigen bekehrt hätten, die für unwürdige, verkommene, leiblich und geistlich verderbte Menschen kein Erbarmen übrig haben, erkannten wir je länger je mehr, daß die Kirche gerade sie ins Auge fassen und ihrem Herrn die Schuld des Dankes für sein göttliches Erbarmen durch treue Fürsorge für solche Menschen abtragen soll. Die Armenordnungen der Reformationszeit sind vortrefflich, dem Evangelium und dem Sinn des Herrn entsprechend, aber nur in Betreff der einheimischen Armen, während der arme Fremdling nur den Bettelvogt in Aussicht hatte. Es ist erfreulich, daß zu unserer Zeit der Mangel an vielen Orten erkannt und die Arbeit unsrer Väter ergänzt wird.“\*)

Eine Eigentümllichkeit des Diakonissenhauses als Krankenanstalt, die allerdings mit Löhles Tod verschwand, war die häufige Anwesenheit von Gemüts- und Geisteskranken aus höheren und niederen

---

\*) Geldgaben wurden den Wandernden nicht gereicht, sondern nur das Nötige an Speise und im Bedarfsfalle an Kleidung, doch nicht eher, als bis ihre Lumpen konfisziert waren. Eine Gegenleistung durch Arbeit wurde von ihnen nicht gefordert.

Ständen in demselben. Ein kurzer Aufsatz Löhes im Diakonissenkalender von 1864, der über die bei Behandlung und Pflege solcher Kranken ihm maßgebenden Grundsätze sich ausspricht, mag zum Schluß dieses Abschnitts hier Mitteilung finden.

„Das Diakonissenhaus — schreibt Löhe — wird besonders von Geisteskranken aus der Nähe und Ferne gesucht. Schon ehe es dahier ein Diakonissenhaus gegeben hat und noch jetzt neben dem Diakonissenhaus suchten und suchen angefochtene, dämonische und geisteskranke Landleute, so Männer, wie Frauen, dahier Hilfe durch das Gebet. Entweder kommen sie persönlich, oder sie bitten brieflich oder durch einen Boten, daß für sie gebetet werde. Es wurde und wird gebetet, und aus der vielfachen Dankfagung war und ist zu erkennen, daß viel Erhörung da sein muß. Bei so vielfacher Erfahrung der Hilfe erklärt sich leicht, wie bei manchen Kranken der Wunsch entstehen konnte, sich länger hier aufzuhalten und die Räume des Diakonissenhauses zum Aufenthalt zu benützen. Von Seiten des Diakonissenhauses willfahrte man nach Möglichkeit, und so ist denn die Diakonissenanstalt allmählich in weiteren Kreisen in den Ruf gekommen, ein passender Aufenthalt für Geisteskranke zu sein. Die tiefe Stille der Lage, die für Nervenranke so heilsame frische Luft, der Organismus der Anstalt, das reiche Leben, welches bei aller Ruhe des Daseins durch das Zusammengreifen so mannigfaltiger Anstaltszwecke entsteht, die Gottesdienste und die Möglichkeit eingehender seelsorgerischer Führung machen allerdings die Diakonissenanstalt zu einem sehr geeigneten Asyl für Geistesranke. Das von Pinel und Tuke ausgegangene No-Restraint-System, welches für die armen Geisteskranken eine neue Zeit der Hilfe eröffnet hat, will Asyle, und wer z. B. das von Dr. Brosius übersezte Werk von John Conolly „Die Behandlung der Irren ohne mechanischen Zwang“ (Jahr 1860) durchliest und mit dem Leben der Geisteskranken in der Diakonissenanstalt vergleicht, der

wird finden, daß in dieser Anstalt, lange Zeit bevor man von dem No-Restraint-System etwas wußte, die neuen Grundsätze, nur ohne deren Übertreibung und Verweltlichung, befolgt wurden, und nicht bloß befolgt, sondern geheiligt und befruchtet, weil bei uns die Religion nicht ein Faktor der Führung, wie ein anderer Faktor, sondern Meisterin der ganzen Führung und Lebensluft ist. Bei dem Andrang von Geisteskranken hat man sich im Diakonissenhaus zuweilen gegen neue Aufnahmen gesträubt, aber doch am Ende nicht widerstehen können, so daß man sich nun darein gefügt hat, Geisteskranken, so viel möglich, aufzunehmen, wenn man nur nicht mehr verlangt, als von einem Asyl verlangt werden kann. Wir nehmen am liebsten von den Ärzten aufgebene unheilbare Kranke, besonders melancholische, die nach bisheriger Erfahrung dem Organismus und den Mitteln des Hauses nicht sehr lange widerstehen."

### **Das Schulwesen des Diakonissenhauses.**

Neben seiner eigenen Pflanzschule, der Diakonissenschule (später von der Farbe des von den Schülerinnen getragenen Bandes: „die blaue Schule“ genannt) hatte das Diakonissenhaus fast von Anfang seines Bestehens an eine Schaar jüngerer Schülerinnen, die zu ihrer eigenen Ausbildung ihm übergeben waren. Da es die ursprüngliche Absicht des Diakonissenhauses war, neben Krankenpflegerinnen auch Lehrerinnen (für deutsche Schulen) auszubilden, so war diese Entwicklung der Sache nur erwünscht, sofern dadurch dem Diakonissenhaus ungesuchte Gelegenheit sich bot, seine für das Lehrfach sich ausbildenden Schülerinnen auf die bequemste Weise in die Praxis des Lehrens einzuführen. Doch nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zu dem genannten Zweck war diese sog. kleine (später: grüne) Schule gedacht. Eben deshalb wollte man eine zu große Ausdehnung dieser Schule von vorneherein vermeiden,

nicht bloß aus Rücksicht auf den beschränkten Raum, sondern aus Furcht, „dieselbe möchte durch Vergrößerung ihre Eigentümlichkeit verlieren, d. h. aufhören als ein Teil der Anstalt vom Ganzen wolthätig mitbestimmt zu werden.“ Denn wahre Diakonissenbildung und echt weibliche Bildung fielen für Löhe zusammen: darum war die grüne Schule nicht bloß als Übungsschule der werdenden Lehrerinnen des Diakonissenhauses, sondern auch als Vorschule der eigentlichen Diakonissenschule gemeint. „Die grüne Schule — sagte Löhe — ist die Mission (das Missionsfeld) der blauen.“ Man hoffte, daß die Töchter Dettelsaus (wie diese grünen Schülerinnen nach ihrer Entlassung aus der Anstalt hießen), wenn sie aus dem Pflanzgarten der Anstalt wieder in ihre heimischen Umgebungen zurückversetzt würden, Diakonissensinn und Verständnis für das Diakonissentum dorthin trügen, oder aber noch lieber selbst für den Diakonissendienst begeistert würden und mit dem Entschluß denselben als Lebensberuf zu wählen wiederkehrten. Daher das diese Schülerinnen auszeichnende grüne Band der Hoffnung, während die Diakonissenschülerinnen das blaue Band trugen, dessen Symbolik keiner Deutung bedarf.

Mit dem Gesagten ist die Eigenart dieser Bildungsanstalt schon bezeichnet, eine Eigenart, die man nicht nur als durch die Umstände gegeben acceptieren, sondern mit Bewußtsein festhalten wollte. Lieber wollte man auf die dem Diakonissenhause in seinen schweren Anfangszeiten so willkommene „finanzielle Beihilfe des Mädcheninstituts“ verzichten als dem Wunsch mancher Eltern, die für ihre Kinder „Weltbildung, Einführung in den konventionellen Weltton der Gesellschaft“ verlangten, nachgeben. Es war unverrückbarer Grundsatz, daß aller Unterricht im Diakonissenhause auf der Basis der Diakonissenbildung ruhen sollte.

Man durfte ja mit Recht von der Einfügung dieser Schule in den Organismus des Diakonissenhauses und der dadurch be-

dingten Eigentümlichkeit des gesamten Schullebens besondere Früchte erwarten. Schon in einem der frühesten Berichte sagt Löhe hierüber: „Für die Erziehung dieser Schülerinnen ist das Zusammenleben mit einer größeren, der Ausbildung für die höchsten Lebenszwecke des Weibes bestimmten Anstalt von großem Nutzen und Segen gewesen; die so oft beklagte große Einseitigkeit und Eitelkeit des weiblichen Institutslebens scheint durch die Verbindung mit der Diakonissenanstalt glücklich vermieden zu sein. Die kleine Schule ist integrierender Bestandteil des Ganzen; die Schülerinnen nehmen an allem teil, was das Haus bewegt; während es voller Ernst mit dem Lernen ist, geht ihr Leben doch nicht gar im Lernen auf, sondern sie sind von einem reichen Leben umwoigt, dessen Einflüssen sie sich nicht entziehen könnten, auch wenn sie wollten.“ Das Diakonissenhaus herbergte in seiner ersten Zeit in seinen unteren Räumen eine Anzahl leiblich und geistig Kranker. Aber auch in dieser nahen Berührung\*) der Schülerinnen mit den Übeln und Gefahren des Lebens erkannte man keinen Nachteil, sondern einen Vorzug der „kleinen Schule“. „Die Gemüter — sagt Löhe — werden so (frühzeitig) mit dem Ernst des Lebens vertraut und die jugendliche Munterkeit und Freude leidet darunter nicht den mindesten Eintrag, wie es am Tage ist.“ Andernteils erschien es ihm auch als ein Vorteil, daß durch Einordnung dieser Mädchenschule in das ganze Anstaltsleben dieses selber einen jugendlich frischeren Charakter bekam. Auch das schien Löhe ein Gewinn zu sein, daß durch Einfügung der Schule in das Leben eines Diakonissenhauses dem Irrtum gewehrt werde, als ob Wissen und Lernen die Hauptsache des Lebens oder auch nur des Dettelsauer Anstaltslebens sei. Schon der Name Diakonissenhaus, die täglich merkbare reiche Bewegung im Diakonissenwesen, die stark hervortretende Überzeugung,

---

\*) Von Berührung mit ansteckenden Kranken war natürlich keine Rede.

daß alle Frauen hauptsächlich zur Regelung des zeitlichen und häuslichen Lebens, zum Dienst der Armen und Elenden, zur Ermöglichung eines anmutigen und schönen gottesdienstlichen Lebens berufen seien, weist das Lernen und dessen Hochschätzung in bestimmte Grenzen.“ Um dem „Institut“ diesen Charakter zu bewahren, wünschte man keine allzu große Ausdehnung desselben. „Große Institute — sagt Löhe — haben ohnehin ihre besonderen Gefahren, insonderheit würde unsre Bildungsanstalt durch Vergrößerung ihre ganze Eigentümlichkeit verlieren.“ Für den größten, eben aus ihrer Verbindung mit dem Diakonissenhause entspringenden Vorzug dieser Schule erachtete es aber Löhe, daß die Mädchen mit einer immerhin geförderteren Anstaltsgemeinde kirchlich leben lernten. „Die Konfirmierten gehen zum Sakrament, die noch nicht konfirmiert sind, wenigstens zur Privatbeichte und Absolution, und so erfahren sie mit dem ganzen Hause immerzu die große Hilfe, welche für die Erziehung in der kirchlichen Anstalt der Beichte und in der göttlichen der Absolution liegt. Diese Führung „vermied Carcer und Strafen und verbreitete einen Geist der Willigkeit und des Gehorsams, der ohne sie gar nicht möglich gewesen wäre“. In jener geistlich angeregten und lebendigen Frühlingszeit des Diakonissenhauses mochte auch das Wagnis versucht werden, das Statut des Herrn von der gegenseitigen Seelsorge und brüderlichen Zucht (Matth. 18) zur Regel des Gemeinschaftslebens der Schülerinnen zu erheben, welchem Zweck die Einteilung derselben in einzelne Riegen unter Aufsicht von Riegenmeisterinen dienten. Löhe rühmt den Geist der Zucht und bessernden Liebe, der „zuweilen“ die Schulen beherrschte, sowie die Macht der „stillen halben Stunde“, die, gleichfalls für alle Hausbewohnerinen Regel, den Anbruch des Tages und damit den ganzen Tageslauf heiligen sollte.

In dieser Eigentümlichkeit lag der Hauptunterschied der Mädchenschule des Diakonissenhauses von Instituten gewöhnlicher Art,

weniger im Lehrpensum, das mutatis mutandis doch im Ganzen das der höheren Töchterschulen edlerer Art sein mußte. Eigentümliches fehlte jedoch auch hier nicht. Daß der religiöse Unterrichtsstoff eine vorwiegende, um nicht zu sagen eine überwiegende Bedeutung behauptete, ist erklärlich. Mit dem damals neuerweckten Sinn für deutsches Altertum (Löhe hatte sich selbst eine Weile mit germanistischen Studien befaßt) hing es wol zusammen, daß unter die Lehrgegenstände der Mädchenschule sogar das Mittelhochdeutsche aufgenommen wurde. Der Kalender, sowol nach seiner natürlichen als nach seiner historischen Seite, war gleichfalls ein dieser Schule eigentümliches Unterrichtsfach. In den neueren Sprachen begnügte man sich mit der auf sicherer grammatischer Grundlage ruhenden Kenntnis der Sprachen selbst, ohne eine durch bloßen Schulunterricht doch nicht erreichbare Fertigkeit des Sprechens erzielen zu wollen, zumal man das „hie und da beliebte Abrißten“ zum französisch Parlieren „mit dem Ernst des Hauses unverträglich“ fand. Eine gewisse pädagogische Bedeutung wurde dem Unterricht im Schönschreiben, in welcher Kunst Löhe bekanntlich selber Meister war, beigelegt.

Gesang und (selbstverständlich ärztlichen Unterricht) ausgenommen wurde anfangs aller Unterricht von Löhe selbst gegeben. So lange er es vermochte, noch bis in seine letzten Lebensjahre hinein, pflegte er in jedem Semester, außer dem Katechismusunterricht etliche Stunden zu geben.

Übrigens löste sich nach einiger Zeit die grüne Schule aus dem engen Verband mit der blauen und wurde von da an selbständig geführt. Der ursprüngliche Zusammenhang wurde aber in der Idee wenigstens immer festgehalten, sofern ihre höchste Bestimmung bleiben sollte, Diakonissensinn und -Bildung in weitere Kreise hinaus zu tragen. Sie galt als integrierender Bestandteil der Diakonissenanstalt, und die ausgeschulten grünen Schülerinnen

hatten Erlaubnis und Recht, das Diakonissenhaus nicht minder als ihr Mutterhaus anzusehen wie die blauen.

Mehr zufälliger Art war die Entstehung der „roten“ Schule (1862), wie auch ihr Verhältnis zum Diakonissenhaus aus diesem Grunde ein äußerlicheres blieb. Da nämlich dem Diakonissenhaus in steigendem Maße auch jüngere Schülerinnen in noch schulpflichtigem Alter übergeben wurden, so entstand die Nötigung, dieselben in eine eigene Klasse zusammenzufassen, deren Pensum wesentlich das der deutschen Volksschule war. Dazu kamen als Externe die Kinder einiger gebildeter Familien im Pfarrdorf, für die es eine Wohlthat war, die Dorfschule zu vermeiden und ihre Schulbildung in der Elementarschule des Diakonissenhauses sich aneignen zu können. Auch die rote Schule fand ihre Unterkunft in den Räumen des Diakonissenhauses und hat gewiß davon Segen gehabt, wenn gleich für die schon altershalber unreiferen Zöglinge dieser Schule der nahe Zusammenhang mit dem Diakonissenhause, seinen Zwecken und Werken für weniger bedeutungsvoll erachtet wurde als für die grüne Schule.

Dem Bestreben der Lehrer und Lehrerinnen des Hauses, die Gemeinschaft des Geistes mit ihren ehemaligen Schülerinnen zu pflegen und der Anhänglichkeit derselben an den Ort, der so manchen unter ihnen nicht bloß eine in dankbarer Erinnerung gebliebene Bildungs-, sondern auch Segensstätte geworden war, verdankte auch eine eigentümliche Blüte Dettelsauer Lebens ihr Dasein: das Heimsuchungsfest der Töchter Dettelsaus, das am Tag Marien Heimsuchung (2. Juli) gefeiert wurde.

Die Anwesenheit einer größeren Anzahl ehemaliger Schülerinnen in den Ostertagen des Jahres 1861 gab beim Liebesmahl am Gründonnerstagabend Anlaß zu der Bemerkung, daß es wol ein Zug des Geistes Gottes selber sei, der so viele frühere Schülerinnen auf einmal zur Festwallfahrt nach Dettelsau bewogen habe, und

zur Überlegung, wie man diesen Zug am besten pflegen und stärken könne. Man beschloß, die gewesenen Schülerinnen zu einem gemeinsamen Besuch im Mutterhause für den 2. Juli, den Tag Mariens Heimführung, einzuladen. Der Vorschlag fand bei denselben Anklang. Der anderswo wenig beachtete, vom Diakonissenhause aber selbstverständlich immer mit festlichem Sang und Klang begangene Feiertag, der „die hochsommerliche Zeit, wie ein reicher Thau vom Himmel her das lechzende Land, erquickt“, wurde für Dettelsau nun ein Festtag besondrer Art. „Der Tag — schreibt Löhe —, an dem uns unsre gewesenen grünen und roten Schülerinnen besuchen und zwar in der Absicht, die alte Verbindung zu erneuen und sich wieder auf die Grundsätze des Lebens zu besinnen, welche ihnen während ihrer hiesigen Lehr- und Lernzeit eingeprägt wurden, ist nicht allein für die Besucherinnen, sondern auch für uns ein Freudentag: wir freuen uns „wie man sich freuet in der Ernte.“ Die Besucherinnen haben ja ihren hiesigen Aufenthalt nicht vergessen, sie haben sich nicht so an die Welt angeschlossen, daß ihnen die Gemeinschaft mit einem ernstern christlichen Kreise widerwärtig geworden wäre; sie wollen sich aufs neue mit uns und unter einander in den gleichen Grundsätzen des Glaubens und Lebens zusammenschließen und mit ihrem Dettelsau wie mit einem Lebensmittelpunkte verbunden bleiben. Das aber ist für uns nichts anderes als Ernte unserer Saat“.

Es lag Löhe besonders an, diesen Heimführungstag für die „Töchter Dettelsaus“ geistlich fruchtbar zu machen. Es war ihm ein Leidwesen, wenn er an diesem Tage von Dettelsau abwesend sein mußte. Als er im Sommer 1863, wo ihn ein leichter Schlaganfall getroffen, zur Erholung im bayerischen Gebirge verweilte, schrieb er an seinen Stellvertreter: „Der 2. Juli ist da, der mich heimzieht. Ich werde aber bis dahin nicht zu Hause sein können. Wie leid ist mirs, daß ich nicht Heimführung durch Heimkehr feiern

fol. Für uns ist die Versammlung vom 2. Juli von hohem Wert. Was wir gepflanzt haben, soll begossen, die jungen Bäume der Ewigkeit an Pfählen befestigt werden. Ich habe große Sehnsucht, daß die Vereinigung unsrer Schülerinnen immer herzlicher werde . . . Der Vers des heil. Jakobus, den ich 1861 zur Feier schickte (Kap. 1, 24), leuchte auch diesmal mit Feuer eines himmlischen Transparentes in die Seele. Er zeigt den Inhalt, den die Liebesvereinigung unserer Töchter haben soll . . . O nunquam retrorsum, allezeit vorwärts, rein ab und Christo an! Die Welt ist mir gekreuzigt und ich der Welt "

Für die Feier des Tages bildete sich allmählich ein in der Hauptsache feststehendes, in Einzelheiten wechselndes Programm. Am Vorabend die Gräber heimgegangener Schwestern, seit 1872 auch Löhes Grab, zu besuchen wurde bald ständige Sitte. Der Haupttag selbst war gottesdienstlich eingerahmt. In den Zwischenzeiten versammelten sich die Festgäste, um die eingelaufenen Briefe ihrer vom Besuch des Festes abgehaltenen Genossinnen zu verlesen zu hören und über die Angelegenheiten der Kreise (zu denen sie sich zusammenschlossen, um in gemeinsamer Arbeit die Zwecke des Diakonissenhauses zu fördern) Berichte zu erstatten oder Beratungen zu pflegen zc. Manchmal gab es auch ein Extragericht, z. B. eine Paramentenausstellung zc. Die seelsorgerliche Besprechung, etwa in Form der geistlichen Übung, leitete Löhe selbst, wenn möglich. Den Höhepunkt bildete der Festgottesdienst mit seiner Spitze, der Feier des heil. Abendmahls. Die Freuden der Gemeinschaft, der Andacht, des gemeinsamen Sakramentsempfangs, der Ernst und die Lieblichkeit des ganzen Festes mußte wol auf weibliche Gemüther Eindruck machen.

Trotzdem scheint Löhe gegen Ende seines Lebens von der nachhaltigen Wirkung dieses Festes geringer gedacht zu haben. Sein letztes Schriftchen enthält eine wehmütige, fast pessimistische Äußerung

darüber. „Wenn — sagt er dort — der (von den Schülerinnen in ihrer Dettelsauer Schulzeit) eingesogene Geist zu stark ist, sich in das gewohnte Wesen zu schicken, dann regt er zuweilen seine Flügel wieder, Flügel, wie sie die Zugvögel haben, und es kommen die Tage der Heimjuchung und der starken Erinnerung an die Schulzeit wieder. Dann kehren die Töchter von Dettelsau wieder in ihr Mutterhaus ein und feiern einen Nachfrühling, der wol recht schön ist, aber doch auch zu abnorm, als daß er bleiben und siegen könnte.“

---

### Das Rettungshaus.

Es war, wie oft schon gesagt, von Gründung des Diakonissenhauses an der Wunsch Löhes, daß dasselbe in seiner allernächsten Umgebung seine „Herzwurzel schlagen“ und namentlich für die Pfarrei selbst eine Segensquelle werden möge. So spröde und kalt auch geraume Zeit die Pfarrgemeinde dem Diakonissenhause und seinem Werben um Teilnahme gegenüberstand, so sehr suchte dennoch Löhe in seinen Diakonissen die Erkenntnis zu erwecken, daß sie in dieser ihr nächstes Arbeitsfeld und Liebesziel zu erkennen hätten. So lange er lebte, bildete ja auch die Diakonissenanstalt mit dem Dorfe Neuendettelsau und den eingepfarrten Dörfern Eine Gemeinde, und so mußte es ihm naturgemäß daran liegen, in seinen Diakonissen das Bewußtsein dieses gliedlichen Zusammenhangs zu stärken. Namentlich das Kirchweihfest, das ja diese Gedanken nahe legte, benützte er zuweilen, um die daraus erwachsenden Pflichten der Schwesternschaft zu Gemüte zu führen. „Ihr seid — sagte er einmal den Diakonissen in einer solchen Kirchweihpredigt über 1 Kor. 12, 27 — mit euren Brüdern und Schwestern im Dorfe durch Gottes Vorsehung Eine Gemeinde. Diese Einheit, Gliedschaft, Gemeinschaft feiern wir heute. Auch ihr sollt feiern,

denn der Kirchweihstag der Gemeinde ist auch euer Fest. Wir haben vier Altäre hier, auf denen das Sacrament gefeiert wird, aber die Gemeinde ist Eine. Die Pfarrkirche mit ihrem alten Thurm und dem stillen Altar darunter sinnbildet euch diese Einheit. Dort ist euer geistlicher Ursprung; aller Segen, der hier fließt, ist entsprungen zu St. Nicolai. (Die Pfarrkirche von Dettelsau ist dem heil. Nikolaus von Myra als Schutzpatron geweiht.) So erkennt diese Einheit und erweckt die Teilnahme. Die Nöte, Übelstände, Sünden der Gemeinde sollt ihr zu den euren machen, indem ihr von dem Apostel das Verhalten gegen die Glieder lernt, die uns wol oder übel anstehen; sie sollen auch ins Gebet, in die Ermahnung, in die Arbeit für die Gemeinde treiben. Ihr seid Diakonissen. Wo wollt ihrs sein? Wollt ihrs überall auswärts sein von Nord bis Süd, von Odeffa bis an die Ufer des Mississippis — und hier nicht? Wäret ihr dann nicht wie jene Weiber, von denen man sagt: „Gassenengel, Hausteufel?“ Drei Diakonissen gehen ja bereits hin und her in den Dörfern und wirken nach besten Kräften in der Gemeinde; das ist dankenswert; aber ihr andern, entschließt auch ihr euch, der Gemeinde zu dienen mit rechter Liebe und Treue. Tragt ihr immer ein gesalbtes Angesicht entgegen, haut hier Gottes Paradies, es muß euch Freude, ja ein Ehrenpunkt sein, daß die Gemeinde voll der heil. Gemeinschaft werde. Ihr habt nun mein Wort gehört, und wer jetzt mit mir und meinen Schafen nicht Kirchweih feiern will, der soll auch fortan mein Schaf nicht sein.“

Wir haben das vorstehende Predigtbruchstück hier eingefügt, weil der erste Bericht, der über das Rettungshaus erschien, der besonderen Freude und Befriedigung darüber Ausdruck giebt, daß gerade bei dieser Anstalt die Absicht der Stifter des Diakonissenhauses, der Gemeinde zu nützen, zu kenntlicher Offenbarung gekommen sei. Das Rettungshäuschen, ein einstöckiger Schweizerbau,

war nämlich eine Stiftung der Diakonissen zu Gunsten der Pfarrei. In seiner sinnigen Weise hatte Löhe, der gern für die Schöpfungen der Gegenwart auf dem Gebiet der christlichen Charitas Anknüpfungen in dem kirchlichen Altertum suchte, für die Einweihung des Rettungshauses, den Gedenktag des heil. Nikolaus von Myra (s. Apg. 27, 5) gewählt. Dieser Heilige, oben drein, wie schon erwähnt, der Patron der Neuendettelsauer Pfarrkirche, in deren Chor von alter Zeit her seine Statue sich befindet, gilt in der Legende als besonderer Kinderfreund, worauf wol auch die drei Äpfel in seiner Hand, mit denen man ihn abbildet, deuten sollen. An seinem Gedächtnistage also, den 6. Dezember 1862, wurde das Häuschen eingeweiht, und von der zur Hausmutter bestimmten Schwester mit zwölf Kindern, darunter vier aus der Gemeinde Dettelsau selbst, bezogen. Das Rettungshaus, wie es Stiftung und Eigentum der Diakonissen war, blieb auch Pflegling und Gegenstand fortwährender Fürsorge derselben; die Sorge um den nötigen Lebensunterhalt wurde ihm dadurch erleichtert, daß es von den Brosamen oder von den Körben übrig gebliebener Brocken vom Tisch des Mutterhauses aß, weshalb Löhe es nicht übel mit einem „wohlgemuten Hündchen“ verglich, das munter hinter dem Diakonissenhaus und seinen übrigen Anstalten einherlaufe.

Das Rettungshaus war auf 12—15 Mädchen berechnet. Löhe war grundsätzlich gegen größere Rettungshäuser. „Auch die christliche Liebe — sagt er — befähigt kein Weib zu einer Fürsorge für mehr Kinder, als Gott zu einer zahlreichen natürlichen Familie versammelt.“

Für verwahrloste Knaben (Löhe wollte keine Mischung der Geschlechter in Rettungshäusern) entstand später ein Rettungshaus in Pöfingen.

---

## Die Industriefchule.

Die Industriefchule ist aus den bestehenden Anstaltsverhältnissen Neuendettelsaus organisch herausgewachsen und bildet ein notwendiges Zwischenglied in der Kette der dortigen Barmherzigkeitsanstalten. Die nächste Veranlassung zur Gründung derselben war die Notwendigkeit, für die im hiesigen Rettungshaus untergebrachten Mädchen, die mit der Confirmation dieser Anstalt entwachsen waren, eine weitere Fürsorge zu treffen. Man wollte diese Kinder unter der Obhut des Diakonissenhauses behalten, sie nicht gerade in den verjüchlichten Mädchenjahren in die Welt hinaus schicken. Dies zu erreichen bot sich kein anderer Weg als sie zu einer selbständigen Anstalt zusammenzufassen. Ziel und Eigentümlichkeit dieser Anstalt war damit schon vorgezeichnet: es mußte der Nachdruck auf die praktische Ausbildung der Mädchen gelegt werden, denn dieselben waren arm und sollten tüchtig gemacht werden, durch ihrer Hände Arbeit bald ihr Brot zu verdienen, ja so bald als möglich auch zum Erwerb der Anstalt selbst beizutragen. So entstand am 1. Dezember 1865 die hiesige Industriefchule. Es sollte mit ihr noch ein zweiter ähnlicher Zweck erreicht werden. Der bayerische Staat hatte im Jahr 1862 mit dem Diakonissenhaus einen Vertrag geschlossen, nach welchem dasselbe jugendliche Sträflinge weiblichen Geschlechts nach ihrer Entlassung auf bestimmte Zeit in Erziehung und Pflege nehmen sollte. Freilich wurde diese Erziehungsfrist von den staatlichen Organen gar zu kurz, höchstens auf ein Jahr, bemessen — eine Zeit, die auch bei sorgsammer anstaltlicher Pflege zur Heilung und sittlichen Genesung der mehr oder minder verderbten Mädchen nicht ausreichend war. Denn wie der in der Reconvalescenz befindliche Kranke der allerbehtsamsten Pflege bedürfe, weil ein Rückfall in dieser Periode oft gefährlicher sei als der Krankheitsanfall selbst, so — meinte Löhe — müsse Vorsorge getroffen werden, diese vielleicht in der Besserung begriffenen, aber

des Gebrauchs ihrer Freiheit noch nicht mächtigen Mädchen nach Ablauf der staatlich bestimmten Frist noch längere Zeit unter dem behütenden Einfluß des Diakonissenhauses zu behalten, da es etwas Schauerliches sei, einen Menschen, von dem man im Voraus weiß, daß er die Probe der Freiheit nicht bestehen kann, auf die Gasse setzen und allein an den Scheideweg gestellt sehen zu müssen. Für solche Mädchen nun war die Industrieschule, gewissermaßen zur geistlichen Nachkur, vermeint; sie sollten in ihr nicht blos dienen und dienen lernen, sondern auch durch selbstgewollte Beschränkung ihrer Freiheit und die dort dennoch gestattete freiere Bewegung innerhalb anstaltlicher Schranken sich allmählich an die Freiheit selbst gewöhnen. Der ursprünglichen Idee nach sollte also auch die Industrieschule eine Barmherzigkeitsanstalt sein. Später kam ihr dieser Charakter mehr abhanden und sie trat mehr in die Reihe der übrigen Schulen des Diakonissenhauses ein. Der erwartete Zuwachs aus der Staatserziehungsanstalt, die oft geraume Zeit unbesetzt war, blieb fast gänzlich aus, dafür kamen Kinder aus besseren Familien, was allerdings zur Hebung der Anstalt diente, ihr ursprüngliches Ziel aber einigermaßen verrückte. Sie wurde mit Vorliebe jetzt von solchen Eltern benutzt, welche ihren Töchtern eine praktische Ausbildung in den Geschäften des Haushalts und weiblicher Handarbeit zu geben und zugleich den Segen des gottesdienstlichen Lebens Dettelsaus, an dem kraft ihrer Einfügung in den hiesigen Anstaltsorganismus auch die Industrieschule teil hatte, zuzuwenden wünschten. Hieraus wie aus dem geringeren Satz des Kostgeldes erklärt sich das unter Löhes Nachfolger eingetretene rasche Wachstum dieser Anstalt, die aus naheliegenden Gründen auch finanziell gedieh und mit Leichtigkeit sich selber trug. Die kleine, anfangs nur auf ca. 18 Schülerinnen berechnete, in einem an das Pfarrhaus angrenzenden und zu dem Zweck adaptierten Bauernhause untergebrachte Anstalt ist nun, mit dem Patriarchen

zu reden, „zwei Heere“ geworden, indem sie nicht bloß ein stattliches eigenes Haus besitzt, sondern um den großen Zudrang von Schülerinnen zu bewältigen, ein großes Gebäude im Dorf gemietet und interimistisch in demselben eine Parallelklasse eingerichtet hat, die in kurzer Zeit ihre Unterkunft in einer oberfränkischen Anstalt finden soll.

### Das Magdalenium.

Bereinzelte Gefallene weiblichen Geschlechts waren dem Diakonissenhause von Anfang an zur geistlichen Pflege übergeben worden. Erst lebten dieselben mit den Bewohnerinnen des Diakonissenhauses zusammen, obwol immer unter besondrer Aufsicht einer Schwester. Man glaubte, durch die Einfügung in ein Haus voll geistlich gesünderer Menschen, die mit erbarmungsvollem Mitleid auf diese Gesunkenen ihres Geschlechtes sahen, und durch den Einfluß des Geistes der Gemeinschaft, dem sie sich nicht entziehen konnten, werde der sittliche Heilungsproceß wirksamer und gründlicher bewerkstelligt werden als durch gesonderte Führung und Internierung derselben in einer eigenen Anstalt. Man hatte den Versuch auch nie zu bereuen, durfte vielmehr, so lange es sich nur um vereinzelte Fälle handelte, von diesem Verfahren guten Erfolg sehen. Als aber die Zahl der Magdalenen sich mehrte, erkannte man, daß nun eine anstaltsmäßige Führung geboten sei. Die auch so noch mögliche Verbindung mit dem Diakonissenhause und den übrigen hiesigen Anstalten, die Teilnahme an dem Leben, sonderlich dem gottesdienstlichen und sakramentlichen Leben einer größeren Gemeinschaft war und ist ohne Zweifel ein Vorzug, den das Neuen-dettelsauer Magdalenium vor andern größeren, aber isolierten Anstalten dieser Art voraus hat. Durch die Beihilfe edler Frauen aus den höchsten Ständen wurde Löhle in den Stand gesetzt, ein Haus für Magdalenen zu bauen, welches am 23. Juni 1865 ein-

geweiht und bezogen wurde. Nur ungern adoptierte man den für dergleichen Anstalten einmal herkömmlichen Namen „Magdalenium“. Löhle erachtete die Tradition, welche die große Sünderin Luc. 7 mit der Luc. 8 zum erstenmale genannten Jüngerin Jesu Maria Magdalena für Eine Person hält, als gänzlich unbegründet. Es sei ein eigentümliches Loos, — meinte er — das dieser Freundin Jesu zu teil geworden sei, daß sie, obwol ein sittlicher Flecken an ihrem Leben nicht nachweisbar sei, doch nunmehr „im weitesten Kreise als Herzogin und Patronin derjenigen Frauenspersonen gelte, die nach einem Leben in Sünden wider das sechste Gebot zur Reue und zum Glauben gekommen sind, ja daß man diejenigen, welche nach einem sündenvollen Leben in Besserungsanstalten gebracht werden, Magdalenen heiße, sogar noch ehe sie nur den geringsten Beweis gegeben haben, daß ihnen ihre Sünden leid thun.“ Die römische Bezeichnung für dergleichen Anstalten ist ohne Zweifel passender, aber auf evangelische Anstalten gleichen Zweckes doch auch nicht einfach übertragbar. Trotz des eigenen Hauses, das nun für diesen Zweck erbaut war, trat doch neben den übrigen Zweigen Neuendettelsauer Diakonissenthätigkeit die Magdalenenpflege verhältnismäßig zurück. Daß das Magdalenium diejenige der Löhleschen Anstalten war, deren Bedürfnis und Absicht von der Gemeinde und der umwohnenden Landbevölkerung am wenigsten verstanden wurde, kann nicht Wunder nehmen. „Sowie man (in diesen Kreisen) — sagt Löhle — den Anstalten für Arme dadurch widerstrebt, daß man den Erfahrungsatz aufstellt: „Je mehr Wohlthätigkeitsanstalten, je mehr Arme,“ so ist man auch geneigt, Magdalenien am Ende gar für eine Unterstützung des sündlichen Lebens anzusehen. Prügel und Zuchthaus scheint dem Volk noch immer die beste Methode für die Gefallenen zu sein.“ Es gehört ja freilich schon ein Verständnis, ja mehr als das: eine Erfahrung der suchenden Hirtenliebe des Heilands und andererseits ein heiliger

Haß und Abscheu vor der Sünde dazu, um die menschlichen Veranstaltungen und Bemühungen zur Rettung Verlorener des weiblichen Geschlechtes zu würdigen und fördern zu helfen. Im übrigen konnte es für das Magdalenium, das selbstverständlich auch für Besucher im Allgemeinen unzugänglich blieb, nur vorteilhaft sein, daß sein Dasein von seiner nächsten Umgebung wenig beachtet wurde. Löhle verglich das Magdalenium deshalb mit den „Zellen der Verborgenen“ im Tempel.

Wie in allen derartigen Anstalten, so wurde auch im Magdalenium zu Neuendettelsau unter den menschlichen Erziehungsmitteln als das wichtigste die Gewöhnung zur Arbeit betrachtet. Die Stellung des dortigen Magdaleniums innerhalb eines ganzen Complexes von Anstalten schaffte die Gelegenheit dazu leicht und in ausreichender Weise. Das Magdalenium übernahm die Beforgung der Wäsche sämtlicher Anstalten, eine Näherei schloß sich an: dies und etliche andere Nebengeschäfte reichten neben den täglichen Hausarbeiten hin, die beschränkte Zahl der Bewohnerinnen des Hauses vor Müßiggang zu bewahren.

Die großen Helldringschen Anstalten in Steenbeck hat Löhle aus eigener Anschauung nicht gekannt, er hat sich aber aus Berichten von Freunden und Schwestern, die sie in seinem Auftrag besuchten, Kenntnis derselben zu verschaffen gesucht. Er war der Meinung, daß der Geist der lutherischen Kirche manche Abweichung von den dort üblichen Einrichtungen erfordere. Entgegen der dort alles gleichförmig beherrschenden Methode wünschte er in der Magdalenenseelsorge eine mehr pastorale, individualisierende Behandlung der Gefallenen. Aus diesem Grunde hielt er es für richtig, daß in einem Magdalenium die Lebensverhältnisse, aus welchen die Einzelnen herkamen, die Unterschiede des Standes und der Bildung u. resp. respektiert und nicht dem Prinzip mechanischer Gleichförmigkeit geopfert würden. Auch die wichtige Frage, ob

Magdalenen nur mit ihrer Zustimmung in solche Anstalten aufgenommen werden sollten, ob ihnen jederzeit der Austritt frei stehen müsse, wollte er „pastoral-casuell“ behandelt wissen. Nur in Einem Stück huldigte er doch auch einer gewissen „Methode der Führung“: das Tragen der vestis pulla, des braunen Kleids der Büsserin, machte er „bei der Macht, welche das Kleid über weibliche Naturen ausübt“ für alle Gefallenen zur Regel.

Im Ubrigen verlief das Leben der Magdalenen in dem gewohnten Anstaltsgelände unter Arbeit und Gebet. Sie nahmen teil an den täglichen und sonntäglichen Gottesdiensten der Anstaltsgemeinde, sie wurden zur Privatbeichte angeleitet, für welche der Seelsorger durch schriftliche Vorlagen der Oberschwester unterstützt wurde; sie genossen, wenn sie sich bußfertig zeigten, des höchsten Vorrechts mündiger Christen: des Zutritts zum Sakramente. In dieser Teilnahme an dem gottesdienstlichen Leben lag und liegt für das hiesige Magdalenium ohne Zweifel viel Hebendes und Förderndes.

Bezüglich des Erfolgs der Arbeit an dieser Klasse von Pflegebefohlenen der barmherzigen Liebe machte man hier dieselben Erfahrungen wie allerwärts: viel vergebliche Mühe, aber doch auch „aus den Dornen der harrenden Geduld hervorstachsende Freude des Gelingens“. Von keinem Laster — sagt Löhe einmal in einem Bericht — genes das weibliche Geschlecht schwerer als von dem der Wollust; die psychischen und somatischen Zustände, die Recidive, die Anfechtungen, die Zweifel, die Lügen und Unlauterkeiten, die Leidenschaften und inneren Stürme legten der seelsorgerlichen Behandlung wie der anstaltlichen Erziehung die größten Hindernisse in den Weg. Ebendeshwegen hat er den Posten einer Magdalenenoberschwester in vieler Beziehung als den schwierigsten aller Diaconissenberufe bezeichnet. Er fand „viel Ähnlichkeit zwischen demselben und dem Beruf eines Pfarrers“, erkannte ihn aber eben deshalb, wie jenen größeren, als „preiswürdig und herrlich“ an.

---

## Paramentik.

Zur Diakonissenbildung, wie zur weiblichen Bildung überhaupt, rechnete Vöhe auch die Pflege des Schönheitsfinns und weiblicher Kunstfertigkeit, als deren würdigstes Ziel ihm die Arbeit für den Schmuck des Heiligtums galt. Schon frühzeitig wurde daher ein Unterricht über den Kirchenschmuck in den Lehrplan der Diakonissenschule eingefügt, und im Jahre 1858 ein Paramentenverein gegründet. „Nichts ist eitler — sagt Vöhe in seinem Bericht hierüber — als die gewöhnlichen, sog. feineren weiblichen Arbeiten. Wer jemals Arbeiten der früheren Zeit gesehen hat, der kann gar nicht einen Augenblick anstehen und zweifeln, welcher Zeit er die Palme zu reichen hat, ob der alten oder der neuen. Die alte Zeit wurde aber insonderheit auch dadurch zu der Höhe ihrer Leistung gehoben, weil man höhere Ziele für die weibliche Handarbeit hatte als den puren Schmuck des eignen Leibes. Die Frauen arbeiteten für die Kirchen und ihre heiligen Orte. Es gab daher eine heilige Kunst für Frauen und durch sie ein Mittel, den Schönheitsfinn auf andrem Wege auszubilden als auf dem der Eitelkeit und Kleiderhoffahrt.“ Da es an künstlerisch beanlagten Schwestern nicht fehlte, so konnte der neugestiftete Verein bald Früchte seiner Thätigkeit vorlegen. Durch fleißiges Studium und fortgesetzte Übung, sonderlich auch durch den anregenden Einfluß, der von dem begabten Künstler Beck in Herrnhut ausging, hob sich die Kunstfertigkeit der Schwestern allmählich zu der Stufe der Vollendung, die sie gegenwärtig behauptet, und um derentwillen ihre Leistungen allenthalben verdiente Anerkennung finden.

Vöhe hat sich durch seine Anregung und Förderung der Paramentensache ein großes Verdienst um Wiedererweckung des Sinnes für kirchliches Decorum auch in diesen äußern Dingen erworben und kräftig dazu beigetragen, der weitverbreiteten rohen Geschmack- und Formlosigkeit auf diesem Gebiet, die wol gar noch hie und da

als Kennzeichen wahrer Geistigkeit des protestantischen Kultus ausgegeben wird, ein Ende zu machen.

Es kann nicht wunder nehmen, daß auch diese Bestrebungen Löhes dem Vorwurf des Romanisierens nicht entgingen. Aber es darf wol gesagt werden: daß von einer ritualistischen Nachäffung und unvermittelten Herübernahme fremdkirchlicher Formen niemand freier war wie er. Was er andern Kirchengemeinschaften entlehnte, sollte der eigenen nicht äußerlich angeklebt, sondern umgebildet sein in — ja wiedergeboren sein aus — dem Geist der lutherischen Kirche. „Die uralte Weisheit, Schicklichkeit und Schönheit muß gereinigt und gesäubert auch in unsre Kirchen einziehen. Es muß nur alles mit reformatorischem Sinn studiert und liegen gelassen werden, was dem Dogma der reformatorischen Kirchen widerspricht,“ sagt er in seinem Evangelischen Geistlichen II, 216 ff. und was er unter „reformatorischem Studium“ verstand, das hat er ebendort in der lehrreichen Abhandlung von dem Unterschied des protestantischen und des römischen Taufsteins gezeigt. Wie die Liturgie nichts anderes ist als der plastische Ausdruck des Bekenntnisses, so ist auch das gesamte Paramentenwesen von der Ausgestaltung des liturgischen Lebens und wie dieses von dem Bekenntnis der Kirche abhängig. „Alle christliche Paramentik — sagt Löhe — und so auch die lutherische, gründet ganz und gar im Sakrament des Altars. Das Sakrament ist die Fülle und das gesamte Paramentenwesen ist die Hülle; je reicher das sakramentliche Leben ist, desto berechtigter ist die Paramentik. Ohne sakramentliches Leben ist Paramentenarbeit ein purer Schellenklang, hohl und nichtig. Was sollen z. B. Paramente für eine schweizerisch reformierte Kirche? Alles Paramentenwesen sollte aus einem Aufschwung sakramentlichen Lebens und Segens hervorgehen.“

Diese Stelle mag zeigen, wie Löhes Freude an würdiger Zier des Hauses Gottes nicht einem pur ästhetischen Wohlgefallen an

der schönen Form entsprang, sondern in welsch tiefem und innigem Zusammenhang ihm die Liebe zum Schönen mit Religion und Frömmigkeit\*) stand. All diese Kunstfertigkeit und Kunstübung des Diakonissenhauses sollte nichts sein als „ein Nardenopfer auf des Herrn Füße gegossen“. Er wußte auch in diese kleinen und äußerlichen Dinge Gedanken zu legen, durch welche sie ihm Sinnbilder der Geheimnisse einer höheren Welt wurden. Wir heben als Beispiel eine Stelle aus einer Osterbetrachtung aus.

„Einen wohlbereiteten Altar bei der Feier des heil. Abendmahls zu sehen — sagt er da — hat für mich immer etwas Liebliches und Rührendes. Ein solcher Altar hat etwas Österliches, und so wenig er manchen an ein Grab erinnern wird, so gewiß soll er es dennoch thun. Denn es liegen auf ihm die weißen, leinenen Tücher, vor allem das oberste, das Corporale, zum Andenken an die Grabtücher Jesu.“ Und auf den selbstgemachten Einwurf, ob dergleichen Gedanken für eine österliche Betrachtung nicht zu gering seien, antwortet er: „Lies die Erzählung der Ostergeschichte Joh. 20, 5—8, so wirst du dich überzeugen, daß von den Grabtüchern, ja von dem Schweiß Tuch Jesu die Rede ist — daß also der heilige Geist und die heil. Schriftsteller ein Auge für alles, auch das scheinbar Kleine, auch für Grabtücher und ein Schweiß Tuch hatten selbst am Ostertag. — Die Altartücher nun sind Symbole der Grabtücher, in denen Jesu Leichnam lag, aus welchen der Leib seiner Verklärung hervorging. Aber sie sind mehr als Symbole. Wie aus jenen Tüchern Sein Leib herausgenommen wurde, um dann auf den Thron des ewigen Vaters erhoben zu werden, so wird dir von jenen Tüchern der Leib des verklärten Jesus, dein Osterlamm, beim Sakramente genommen und gegeben.

---

\*) „Nicht blos der Schönheitsfönn, sondern die Frömmigkeit selber — sagt er im Evangelischen Geistlichen — muß gegen alles allzu geringe, unwürdige oder gar abgeschmackte Geräte protestieren.“

Nicht leere Gräber sind es, wohin wir ziehen, wir suchen und finden, genießen und erfahren den Auferstandenen bei den Altären und den aufgedeckten Symbolen Seiner Grabetücher. Sie sind uns Wahrzeichen der (sakramentlichen) Gegenwart des Auferstandenen bei den Seinen.“

Im Jahre 1867 gelang es Löhre, einen Paramententag in Neuendettelsau zu Stande zu bringen, der auch von dem nieder-sächsischen Paramentenverein beschickt wurde und mit welchem auch eine in der That nicht bloß sehenswerte, sondern lehrreiche Paramentenausstellung verbunden war. Die Absicht war, eine gegenseitige Verständigung über mancherlei noch ungelöste Fragen auf dem Gebiet des Paramentenwesens zu erreichen und wo möglich ein gemeinsames Handeln beider Vereine nach einheitlichen Grundsätzen herbeizuführen, eine Absicht, die auch glücklich erreicht wurde. Beide Vereine beschloßen, in Zukunft alle Paramente nur in den kirchlichen Farben, Formen und Stoffen herzustellen und Bestellungen abzulehnen, wenn die Auftraggeber auf Bestimmungen beständen, die den kirchlichen Grundsätzen zuwiderliefen. Auch sonst wurde noch eine Anzahl wichtiger leitender Gesichtspunkte für das Paramentenwesen aufgestellt, worauf hier indes nicht der Ort ist näher einzugehen. Nur im Vorbeigehen sei bemerkt, daß Löhre bei der Frage, ob auch der Chorrock in den Bereich der lutherischen Paramentik zu ziehen sei, (in der römischen Kirche ist bekanntlich die Herstellung priesterlicher Gewänder ein Hauptzweig der Paramentthätigkeit) sein Mißfallen an diesem „profanen Kleid des 16. Jahrhunderts“ und die Hoffnung aussprach, daß die lutherische Kirche, wenn ihr einmal auf diesem Gebiet die Freiheit des Handelns wiedergegeben sei, zur alten Stola zurückgreifen werde. Diese habe früher — woran ja der Ausdruck „Stolgebühren“ noch heute erinnere — das auszeichnende Kleid des Geistlichen bei seinen amtlichen Verrichtungen gebildet und sei in ihrer ursprünglichen

Gestalt ein lang herabwallendes Kleid mit langen Ärmeln gewesen, welches in der Regel durch einen ungefähr handbreiten Gold- oder Purpurstreifen verziert und durch einen Gürtel dem Körper nahe gelegt wurde. \*)

Eine andere Anregung, die Löhse auf diesem Paramententag gab, führte er selbst bald hernach der Verwirklichung zu. Schon lange hatte er sein Augenmerk auf die Herstellung eines heil. Gefäßes gerichtet, das zur Speisung der Communicanten mit den gesegneten Broten dienen und ein würdigeres Seitenstück zu dem Kelch bilden sollte als die gar zu unbedeutend neben demselben sich ausnehmende Patene oder die allzusehr an ähnliche Gefäße des profanen Lebens erinnernden Hostiendosen oder Teller. Es bot sich dazu das alte Ciborium als Vorbild dar. Nach Löhse's ansprechender Idee sollten sich Ciborium und Kelch entsprechen „wie die zwei parallelen Glieder eines Psalmverses“ und durch die angestrebte Gleichheit bei notwendiger Verschiedenheit beider Gefäße das „schriftmäßige Abendmahl unter beiden Gestalten“ auch dem Auge dargestellt werden. Demgemäß sollte der Bau des Ciboriums von der Schale an abwärts bis zum Fuß ganz dem des Kelchs entsprechend sein, die Schale selbst nach oben einwärts sich verengen, in der Mitte des Bodens aber eine Erhöhung (einen Berg) haben, um die Hostien stehend an einander reihen zu können, und das Ganze mit einem pyramidalen oder konischen Deckel, der sich leicht abnehmen ließe, überdacht werden. Einem Meister des Kunsthandwerks, dem Eiseleur Louis Scheele in Leipzig, gelang es, diese Idee Löhse's in mustergültiger Weise auszuführen. Seitdem besitzt der Altar der Diakonissenkapelle wie der der Pfarrkirche von Neuendettelsau neben dem aus der gleichen Kunstwerkstatt hervorgegangenen prächtigen Kelch sein nicht minder prächtiges Ciborium.

---

\*) Er selbst wollte, wie Spener, nicht im schwarzen Chorrock, sondern im weißen Sterbekleide ins Grab gelegt sein.

Allerdings scheint Löhes Vorgang bis daher wenig Nachfolge gefunden zu haben, trotz des Beifalls, den auch Sachverständige wie P. Meurer (in seinem Buch: Der Kirchenbau vom Standpunkt und nach dem Brauch der lutherischen Kirche S. 246) seiner Idee und deren Ausführung gespendet haben.

Auch sonst vermochte Löhe vermöge seiner ganzen Art konkreter, nicht in Begriffen, sondern in Anschauungen sich bewegenden Denkens den Paramentenschwestern manche künstlerische Idee an die Hand zu geben. Es mag hierbei bemerkt werden, daß er ein Freund des Symbols in der Paramentik war und auch außerbiblische Symbole nicht verschmähte. So ließ er z. B. den aus seiner Asche sich verjüngenden Phönix auf einem Antependium des Altars in dem Diakonissenfilial Polzingen darstellen, oder anderwärts den Pelikan, der seine Jungen mit seinem eignen Blute tränkt. Auch Darstellungen aus dem Leben der Gottesmutter zc. wollte Löhe aus dem Bereich protestantischer Paramentenkunst nicht ausgeschlossen wissen; letztere — meinte er — sei bisher allzu ausschließlich generis masculini gewesen zc.

Das Gesagte mag genügen, zu zeigen, wie auch nach dieser Seite hin reiche Anregung von Löhe ausging, die — sei es auch auf einem verhältnismäßig untergeordneten Gebiet — der lutherischen Kirche zu gute kommen sollte. Nur eins mag noch anhangsweise erwähnt werden, was zwar streng genommen nicht in diesen Abschnitt gehört, für dessen Erwähnung aber am Ende doch hier der schicklichste Ort ist: die Fürsorge, die er für richtige Herstellung der Abendmahlsbrote trug und tragen ließ. Ihm war die Fahrlässigkeit so mancher Geistlichen, die ihren Bedarf an Hostien aus Conditoreien beziehen, ungewiß ob, ja trotz der Wahrscheinlichkeit, daß sie dort statt wirklicher Weizenbrote Oblaten aus Kartoffelstärkemehl bekommen, eine bedenkliche Sache, trotzdem daß lutherische Casuisten, allerdings nicht von den hervorragendsten, in Ermang-

lung von Brot auch Surrogate, z. B. die Frucht des Brotbaums für zulässig erklärt haben. Die Ehrerbietung vor dem Sakrament, der Gehorsam gegen den Stifter des Sakraments, die Pflicht der Kirche zu sorgen, daß keinem Gläubigen von daher irgend ein Bedenken oder eine Anfechtung erwachse, schien ihm zu fordern, daß die lutherische Kirche, sonderlich im gegenwärtigen Zeitalter der Surrogate und Nahrungsmittelverfälschungen, es mit der Zubereitung der irdischen Elemente, der Frage nach ihrer Echtheit oder Unechtheit, genauer und gewissenhafter nehme als bisher und auch ihrerseits strikte an der alten Regel festhalte: panem de tritico, vinum de vite. Im Diakonissenhause, welches schon frühzeitig eine eigene Hostienbäckerei besaß, wurde auf die Herstellung der Abendmahlsbrote die größte Sorgfalt verwendet und die Bereitung der Abendmahlsbrote — ein Werk, dessen sich in alter Zeit Kaiserinnen und Königinnen nicht schämten, als ein heiliges Geschäft betrachtet.

---

## Am Schluß des ersten Jahrzehnts.

### Rückblick und Vorausblick.

Der Ablauf des ersten Jahrzehnts der Diakonissenanstalt wurde mit einer gewissen Feierlichkeit begangen. Lebhaft war Dank und Freude darüber, daß der Herr bisher geholfen. Was beim Blick rückwärts und vorwärts Löhe's Seele bewegte, hat er in einen Aufsatz des Diakonissenkalenders von 1864 niedergelegt, aus dem wir Folgendes ausheben.

„Bei der Einweihung des Diakonissenhauses vor zehn Jahren sagte einer der Festredner (Löhe selbst): das Haus habe genug gedient und sei der Bausumme schon wert geworden, wenn es zehn Jahre lang seinen Zweck erfüllt haben würde. Was anderes hatte

er damit im Sinn, als daß die Diakonissenanstalt vielleicht nur zehn Jahre dauern und dann ihr kleines Lichtlein wieder auslöschten könnte. Dieser Festredner setzte der Anstalt damit ein kurzes Leben und denen, die an ihr arbeiten würden, eine baldige Ruhe. Er erlebte nun aber selbst den Abschluß des ersten Jahrzehnts, und anstatt am zehnjährigen Jubeltage mit der Leiche der Diakonissenanstalt zu gehen, bemächtigte sich seiner die Überzeugung, daß die ganze Anstalt nach zehn Jahren erst noch im Kindesalter sei, und statt ihre Aufgabe gelöst zu haben, vielmehr noch ferne von ihrem vollkommenen Alter erkannt werden müsse. Die ganze Entwicklung des ersten Jahrzehnts ist, obgleich viel größer, als man vor zehn Jahren hoffen konnte, doch so ungenügend in jeder Hinsicht, daß man der Anstalt entweder noch ein ferneres, sich auf lange Zeit hinausstreckendes Leben und Wirken erwünschen und ersehnen, oder sich auf jene Gefühle gefaßt machen muß, die einen überwältigen, wenn ein Mensch in der Blüte seiner Jahre, ehe er seine Lebenskraft recht erreichen konnte, aus der Zeit und zu Grabe gehen muß. — Es gibt freilich schon jetzt Leute genug, welche über das rastlose Umsichgreifen der Diakonissenanstalt ganz unwillig sind und nichts mehr wünschen, als daß sie endlich einmal in ein stilles Geleise einlenken und ihr bischen Arbeit im Frieden thun möchte. — Aber das wäre gerade so, wie wenn man zu einem kräftigen Jüngling, der sich seinem männlichen Alter entgegenstreckt und nach einem Lebensberuf ringt, sagen wollte: Gib dir nicht so viel Mühe; setz dich in den Großvaterseffel und sei still. Was für eine Nachwelt werden die erziehen, die den strebenden Kräften dergleichen Ratschläge geben. — Es hat alles Ding seine Zeit, und es gibt z. B. Pflanzen und Thiere, die alt genug sind, wenn sie zehn Jahre gelebt haben; aber es gibt andere, deren Lebensende, ja deren Lebensmitte, ja deren Lebensjugend sich weit über ein Jahrzehent hinaus erstreckt, und der einem jeglichen Ding seine Zeit

und seine Tage auf Sein Buch schreibt, das ist der Herr und zwar der Herr alleine. — So wird auch die Diakonissenanstalt schon einmal wieder untergehen, sintemal nichts Zeitliches einen ewigen Bestand hat; wann aber, nach wie langer Zeit, wer weiß das? Die Diakonissenanstalt soll den Herrn ihrer Tage anbeten und zu Ihm sagen: „Meine Zeit steht in Deinen Händen;“ dann aber soll sie aufstehen und wie ein Jüngling, der am Morgen an sein Tagewerk geht, ihre Sehnen ausstrecken, in Christo Jesu Mut und Kraft anziehen und sich aufs neue, bei begonnenem zweiten Jahrzehent vornehmen, nicht zu ruhen, sondern ihrem herrlichen Ziele entgegenzuringen. — Auch hier ist wieder das bekannte Liedlein anzustimmen:

Merk, Seele, dir das große Wort:

Wenn Jesus winkt, so geh zc.

besonders V. 4:

Wenn Er dich aber brauchen will,

So steig mit Kraft empor zc.“

Man sieht: Löhes Blick in die Zukunft war damals voll Thatenlust und Hoffnungsfreudigkeit. Bezeichnend ist aber auch hier wieder das Ziel, das er dem Vorwärtstreben des Diakonissenhauses bestimmt. Er sagt hierüber in demselben Aufsatz: „Wir wollen unser Ziel nicht zu weit stecken. Wir hätten freilich auch gerne eine Mission, wie Kaiserswerth eine im Morgenlande hat. Denn die Mission ist nach richtigem Verstand des Diakonissenwesens der Aufgabe der Diakonissen ganz nahe. Das Diakonistentum ist dem Predigtamte von Anfang her beigegeben, wie Eva dem Adam, und eine Kirche, die unter den Heiden ohne Diakonie Gottes Werk treibt, kommt mir vor wie ein Mensch mit einem einzigen Bein. Darum halten wir es auch für ganz recht, daß Kaiserswerth nicht bloß in Preußen, sondern auch in Jerusalem, in Smyrna, in Kairo arbeitet. Ja wenn es uns nachginge, wir gingen gleich auch nach Jerusalem und kauften das Cönaculum

(eine Lieblingsidee Löhes) und dienen im Frieden neben den Kaiserswertherinen, wie sehr und viel wir könnten. Und wenn das für uns zu viel wäre, wie es denn so ist, so nähmen wir auch etwas Geringeres als Mission. Wir gehen gleich, wenn wir können, in die Slovakei und dienen den dortigen Lutheranern und ihren Töchtern, wie es immer sein kann. Aber dennoch haben wir keinen Missionsberuf, selbst nicht in dem für Dettelsau heimischen Amerika, wo alle Diakonissen, die wir hingesandt haben, in den Hafen der Ehe eingelaufen sind. Dagegen aber haben wir einen sicheren und gewissen Beruf in unserm fränkischen und bayerischen Heimatlande. Der Titel, welcher dem Diakonissenhause vor zehn Jahren von den obersten Behörden unseres seligen Königs Max II. gegeben worden ist, ohne daß wir ihn eigentlich in dieser Bestimmtheit und Weitschaft suchten, heißt: Diakonissenhaus für die protestantisch-lutherische Bevölkerung Bayerns diesseits des Rheins. Siehe hier Beruf und Weitschaft des Diakonissenhauses Neuedtelsau. Man hat uns freilich vor zehn Jahren mit dem Titel die Macht nicht gegeben, uns demselben gemäß geltend zu machen und auszudehnen; aber es liegt doch in dem Titel die Erlaubnis, innerhalb der gesteckten Grenzen zu dienen und in treuem Fleiße um die freie Liebe und Anerkennung der genannten Bevölkerung zu werben. Wir müssen freilich zugestehen, daß die Diakonissen von Dettelsau außerhalb Bayerns bis auf diese Stunde mehr Anerkennung, Achtung und Liebe gewonnen haben, als in Bayern selber. Aber wir müssen andererseits auch anerkennen, daß unsre Stellung in Bayern immer besser geworden ist und daß man innerhalb unseres großen Arbeitsgebiets im Fortschritt des ersten Jahrzehnts trotz aller inneren und äußeren Hindernisse die Dettelsauer Diakonissen je länger je mehr anerkannt und gesucht hat und noch sucht. Und da ist es also unser Beruf und Ziel, durch fromme und treue Vaterlandsliebe die Leute zufrieden zu

machen und durch freudige und immer reinere Aufopferung im Dienste die Liebe derer, an welche uns unser Beruf weist, je länger je mehr zu gewinnen. Wir haben in der That in unsrer Heimat Platz genug, die gastlichen Zweige auszustrecken, Schatten und Frucht zu bieten.

Aber allerdings, ein Baum, der seine Zweige so weit ausstrecken will und soll, muß auch seine Wurzeln ausstrecken können und wollen, und vor allen Dingen muß er die Herzwurzel tief in die Erde schlagen. Die Herzwurzel aber schlägt ein Baum grad unter, an der nächsten Stelle, wo er steht, und demgemäß sehen wir unsern Beruf so an, daß wir in starker, geduldiger Liebe und großer Hingebung und Aufopferung in unserer Nähe, vor allen Dingen in der nächsten Nähe, Wurzeln schlagen und durch unsre Treue die Herzen in der nächsten Heimat gewinnen müssen. Ich habe einen Baum gesehen, der mit seinen Wurzeln den Weg durch eine Mauer fand, die Mauer los machte und die Wurzel hinaus zum Kirchhof streckte, auf dem er stand. So muß die Diakonissenliebe von Dettelsau die Mauern des Totenfeldes, auf dem sie wurzeln soll, brechen und so aus der Nähe in die Ferne ihre Wurzeln und damit ihre Liebeskraft, den Schatten und die Früchte ihrer Zweige strecken. Und das ist unser Beruf. — Darum möchten wir für das zweite Jahrzehent dem Diakonissenhause Neuendettelsau und seinen treuen Bemühungen für das Wohl des Heimatlandes eine größere und entgegenkommendere Liebe und Hilfe der Heimat wünschen. — Gott kann uns wohl geben, daß wir auch ohne Gewährung dieser Bitte im neuen Jahrzehent gesegnet und immer mehr Segen verbreitend dahingehen und ohne Hilf und Dank der Unsrigen zu unserem Ziele gelangen; aber es bleibt dennoch ein großer Tadel und eine Schande, wenn der Herr mit irgend einem Segen zu den Seinen einkehrt, Ihn nicht zu erkennen und nicht aufzunehmen.“

---

## Die Thätigkeit der Diakonissen in den Kriegsjahren 1866 und 1870/71.

Der Krieg des Jahres 1866 und Vöhes Stellung zu demselben.

Den politischen Ereignissen des Jahres 1866 gegenüber nahm Vöhe eine sehr zurückhaltende Stellung ein, wie er sie dem geistlichen Menschen, der alle Dinge geistlich richten soll, und obendrein dem Geistlichen von Beruf für allein geziemend achtete. Die christliche Betrachtung und Beurteilung aller Dinge, auch der Welthandel wollte er in den Herzen der ihm Befohlenen pflanzen, sich nicht zum Richter und Erbschlichter in politischen Streitfragen aufwerfen, sondern sich ganz innerhalb der „Fortificationslinien seines Daseins“ d. h. in den Schranken seines göttlichen Berufes als Pfarrer halten. Über dem irdischen (noch dazu bloß dem engeren) Vaterland stand ihm das Reich, das nicht von dieser Welt ist, und es war sein ernstes Anliegen und Gebet, daß nicht durch den traurigen Bruderkrieg, der die deutschen Stämme politisch entzweite, auch die Gemeinschaft des Glaubens zwischen den Kindern Gottes im Norden und Süden unseres Vaterlandes zerrissen würde. Überdies würde auch schon sein Beruf als Leiter und Seelsorger des Diakonissenhauses, dessen Bewohnerschaft aus Angehörigen der verschiedenen Stämme des deutschen Südens und Nordens sich zusammensetzte, dessen Schwestern zum Samariterdienst im Feld berufen, keinen Unterschied von Freund und Feind kennen durften, ihn zu einer solchen über dem Streit der Parteien erhabenen Haltung hingedrängt haben. Was die Gemüter einigen und versöhnen und den Hausfrieden in der Diakonissenanstalt erhalten konnte, war einzig und allein die geistliche Auffassung der Dinge. Mochte diese Haltung Vöhes bei der damals hochgradigen Erhitzung der politischen Leidenschaften manchem, auch unter seinen näheren

Freunden, zu kühl und neutral erscheinen: der ruhigere Beurtheiler von heute wird sie nicht anders denn als wahrhaft geistlich und, von deutsch-nationalem Standpunkt aus, auch als patriotisch bezeichnen können.

Demgemäß begnügte sich Löhe, seine Pflegebefohlenen in Anstalt und Gemeinde vor sündlicher Aufregung der Leidenschaft zu warnen, denen von ihnen, welche den durch das Jahr 1866 ihrer Selbständigkeit beraubten deutschen Stämmen angehörten, auf Grund von Röm. 13, 1 ff. ihre Unterthanenpflicht des Gehorsams gegen ihre neue Obrigkeit einzuschärfen und als Ausdruck der richtigen inneren Stellung zu derselben die Teilnahme an dem 1 Tim. 2 befohlenen Kirchengebet für den neuen Landesherrn zu fordern. In soweit trat er mit allem Nachdruck seiner Person und seiner amtlichen Stellung auf, im Bewußtsein, daß er hier ganz auf dem festen Boden des göttlichen Wortes sich bewege, während er das Urtheil über die Annexionen jenes Jahres dem höchsten Richter anheim stellte. Eben deshalb warnte er auf Grund von Dan. 4, 14. 22 (eine Stelle, welche überhaupt sein Leitstern in dem Wirrsal der politischen Wechselfälle jenes Jahres war) vor dem Rechtstrog, der, ohne Buße für des eignen Volkes Sünde und ohne Erkenntnis der im Staub und Unrecht menschlicher Wege einerschreitenden Gerichte Gottes auf sein vermeintliches oder auch wirkliches Recht pochend, mit dem damals oft gehörten Feldgeschrei: „Recht muß doch Recht bleiben“ den Sieg nicht erbat, sondern forderte. Er lehrte dagegen in einem von ihm verfaßten und vielverbreiteten Kriegsgebet in demüthigerem Vertrauen auf das gerechte Walten der Vorsehung bitten: „Schaffe Recht im blutigen Streit und Sieg dem Rechte, das vor Deinem Angesichte ist. Verleihe Deinen Kindern, daß sie durch das Wechselglück des Krieges an Dir und Deinem Wege nicht irre werden; erleuchte ihre Augen, daß sie erkennen Deinen Weg und unter den Völkern und

Stämmen Dein Heil.“ Nebenbei gesagt: der von den Preußen vor dem Auszug in den Krieg 1866 abgehaltene Bußtag (den freilich einer seiner Freunde höhnisch mit dem Gebet des Briganten verglich, der, ehe er auf seinen Raub ausgeht, vor dem Madonnenbilde am Weg sich niederwirft) imponierte ihm als Äußerung eines im preußischen Volk noch lebendigen religiösen Bewußtseins; er schrieb dieser öffentlichen Demütigung eines ganzen Volks vor Gott den Sieg von Königgrätz zu.

Alle seine Predigten aus der Kriegszeit jenes Jahres hatten das gemein, daß sie die Ereignisse von 1866 und die daraus entspringenden Fragen lediglich unter den pastoralen Gesichtspunkt stellten. Anstatt die nationale Fieber aufzuregen oder die Antipathien zwischen den süd- und norddeutschen Stämmen zu nähren, betete er um „Bewahrung aller frommen Streiter auf beiden Seiten vor Leidenschaft und Wut im Kampf“. Einmal in einer Beichtrede brachte er den überraschenden Gedanken, den er mit Hiob 1, 5 biblisch begründete, daß es Kennzeichen wahrer Liebe zum Nächsten sei, wenn man für ihn nicht bloß beten, sondern auch beichten könne, und schlug deshalb den Versammelten vor, nicht bloß die eigne Sünde, sondern auch die unsrer Söhne und Brüder draußen im Feld, die nicht nur von gesteigerten Versuchungen aller Art, sondern auch von der Gefahr des Todes umringt seien, beichtend vor Gott zu bringen, was dann auch geschah. Als die Würfel gefallen waren und es galt, für viele unter Weh und Schmerz, in neue Verhältnisse sich zu fügen, zeigte er auf Grund von Jeremia Kap. 29, 4: daß, weil das Gedeihen des Teils vom Wohlergehen des Ganzen abhängt, dem man, sei es auch wider Willen und durch Gewaltthat, eingefügt sei, es Pflicht und Weisheit sei „der Stadt (des Ganzen) Bestes zu suchen“ u. So regierte er mit dem Scepter des göttlichen Wortes seine Gemeinde und leitete sie zum „Stillesein und Hoffen“ in jener stürmisch

erregten Zeit an. Die Leiden des Krieges giengen übrigens an dem hiesigen Ort gnädig vorüber, bis Nürnberg kamen die feindlichen Heere; Dettelsau bekam keinen Preußen zu sehen.

Auf welcher Seite damals Löhes Sympathien standen? Sein Herz (seine Psyche, wie er sich ausdrückte), fühlte mit den Süddeutschen und Österreichern, sein Verstand aber konnte von einem Sieg Österreichs kein Heil Deutschlands erwarten. Die größere staatliche und sittliche Tüchtigkeit lag ja doch bei den Preußen. Und so mag es mit der Anfernung, die ihm zugeschrieben wird, seine Richtigkeit haben: er wünsche den Preußen, zur Dämpfung ihres Übermuts, Schläge bis an die Alpen (wie bei Langensalza), aber auch Siege bis an die Alpen. Nachdem die Neuordnung der Verhältnisse Deutschlands in Angriff genommen worden war, wünschte er die Arbeit gründlich gethan. Die eine Weile auf der Bildfläche auftauchende Möglichkeit eines Südbundes erfüllte ihn mit Besorgnis. „Ich — schreibt er damals — der ich aller Politik mich längst entzogen habe, werde kaum über die öffentlichen Zustände trauriger werden können, als ich's schon bin. Kein größeres Elend als ein südllicher Bund; ich wünsche Anschluß an die Herren von Deutschland.“

Für das Diakonissenhaus war das Jahr 1866 von Bedeutung. Man kann wol sagen, daß das protestantische Diakonissentum überhaupt damals eine Art Feuertaufe erhielt, sofern es damals zuerst berufen wurde, im Ernstfall des Krieges durch Mitarbeit an einer großen nationalen Aufgabe die Probe seines Wertes abzulegen. Sicher datiert von diesem Jahre an die wachsende Anerkennung des Diakonissentums wenigstens in Süddeutschland.

Löhe hatte beim Ausbruch des Krieges den obersten Militärbehörden Bayerns 30 Schwestern zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung gestellt und sich auch erboten, in Dettelsau selbst ein Lazareth mit 30 Krankenbetten herzustellen. Das Anerbieten wurde

zwar angenommen, die Schwestern fanden aber keine Berufung und mußten, um nicht müßig am Markt zu stehen, selbst ausgehen und sehen, wo ihre Hilfe angenommen würde. Der Überfluß an katholischen Pflegern und Pflegerinnen, sowie die schärfere Spannung der confessionellen Gegensätze (die katholische Bevölkerung Bayerns faßte den Krieg als Religionskrieg), machte es ihnen jedoch auch an Ort und Stelle schwer, Gelegenheit zur Bethätigung ihres guten Willens zu finden. So kam es, daß sie ihre ersten Dienste verwundeten Preußen in Kissingen zu leisten hatten. Später erst fanden sie ihren Wirkungskreis in den bayerischen Lazarethen von Würzburg und Beitschhöchheim. Die Kaiserswerther Schwestern, die in Böhmen, und die Dresdener, die in Oesterreich zu dienen hatten, haben ohne Zweifel großartigere und mannigfaltigere Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit gehabt, aber auch für die Dettelsauer Schwestern war die bescheidene Lazareththätigkeit im Jahr 1866 eine Vorschule für die viel ernsteren und größeren Aufgaben, die ihnen der Krieg von 1870/71 stellte.

Das Jahr 1867 brachte Löhe als Anerkennung seiner Thätigkeit auf dem Gebiet der Diakonie und seiner Verdienste um Pflege der bayerischen Verwundeten im Krieg von 1866 das Ritterkreuz I. Klasse vom Orden des heil. Michael, die einzige öffentliche Auszeichnung, die sein Wirken jemals fand. Er berichtete darüber seiner damals abwesenden Tochter in einem Brief, aus dem wir Folgendes ausheben: „Mit dieser Woche geht bei mir eine Art von Festwoche zu Ende. Vorigen Dienstag Nachmittags gabs den Anfang. Hr. Regierungsrat hatte die verschiedenen Collegien und alle Angehörigen des Diakonissenhauses versammelt und übergab mir im Auftrag das Ritterkreuz I. vom Orden des heil. Michael. Er selbst trägt ja das gleiche; ich trage es nicht. Er redete, ich antwortete. Dann brachte die Versammlung dem König ein dreimaliges Hoch, und die Schwestern sangen (auf meine Anordnung)

vierstimmig Psalm 21, 1—8. Dann saßen wir beim Kaffee zusammen. Das Ober-Consistorium, das Consistorium, das Dekanat sandten mir Gratulationen. Von allen Seiten Gratulationen, und ich weiß eigentlich nicht, warum? Aber freilich: die Anstalten sind damit gehoben im ganzen Land, das ist die Hauptsache . . . Ich bin nun froh, daß das alles vorüber ist, und danke Gott für alles. Er wird mich behüten, daß mir aus all dem Lob kein Leid kommt. Ich will lieber selig sterben, als durch Anerkennung gehn, die mich nicht mehr hebt als der Blick auf Ihn, den ich meine, und auf Seinen heil. Willen.“

Eine Folge der Löhre zu teil gewordenen öffentlichen Ehrung war es, daß in den höheren Regionen Münchens die Vorurteile gegen ihn und seine Diakonissen zu schwinden anfiengen. Seine Münchener Freunde rieten ihm das Eisen zu schmieden, so lange es warm sei. „Mich reut zwar mein Geld — meinte Löhre —, aber vielleicht kann jetzt in München eine Station gegründet werden. Das und dergleichen soll mein Besuch zu wege bringen.“ So reiste er denn nach München, wo er diesmal in allen Kreisen, bei Geistlich und Weltlich, freundliche Aufnahme fand. Nicht nur wurde er von dem Minister, Fürsten Hohenlohe, gütig empfangen, sondern er erhielt auch von der (damals noch protestantischen) Königinmutter Marie eine Einladung. Die „herzensgute“ Fürstin, die Dettelsau und Löhre längst gern gesehen hätte und ihren Wunsch, wie man sagte, nur dem entschiedenen Nein ihres (damals schon verewigten) Gemahls untergeordnet hatte, freute sich der Unterhaltung mit ihm und dehnte dieselbe über 1½ Stunden aus. Freilich war Löhre für eine Aufwartung bei Hofe schlecht genug gerüstet. So lange sich Schreiber dieses erinnern kann, besaß er weder Amtsrock, noch Cylinder, noch Handschuhe. So mußte er von Münchener Freunden mit diesen zum Erscheinen bei Hofe unentbehrlichen Requisiteu leihweise ausgestattet werden. Der Zweck

seiner Münchener Reise wurde erreicht. „Freilich — meint er scherzend in einem Brief an seine Tochter — was mußte ich alles reden. Ich gieng zu allen Geistlichen, um sie mit den Diakonissen von Neudettelsau, die sie für die tüchtigsten halten, doch aber fürchten, auszuföhnen. Es scheint ganz gelungen. Aber ich war von  $\frac{1}{2}$  9 Uhr morgens bis abends 11 Uhr (münchenerisch zu reden) der reine Geschäftshuber von Dettelsau. Vielleicht geht nun gerade in München alles empor. Ich war aber abends so müde vom Reden, daß ich ein Glas Bier (!) trank.“

Es gelang Löhe damals die Gründung eines Vereins für Werke der Barmherzigkeit einzuleiten, der noch im gleichen Jahre an die neu errichtete Wartstation die ersten Neudettelsauer Diakonissen berief. Dies ist der Keim zu den umfangreichen Anstalten der Diakonie in München geworden, die unlängst das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens begangen haben.

---

### Der Krieg von 1870|71.

In diesem Krieg kamen auch die Diakonissen von Neudettelsau in ausgiebigerer Weise zur Verwendung als im Jahr 1866. Fast ein Drittel seiner gesammten Schwesternschaft (die damals ca. 150 Schwestern und Probeschwestern betrug) stellte Löhe den Militärbehörden zur Verfügung. Diese Leistung war nur dadurch möglich geworden, daß man eine Reihe von Stationen, deren Thätigkeit einen solchen Stillstand zuließ, während der Dauer des Kriegs einzog und auf den übrigen Stationen die Zahl der Schwestern auf den knappsten Stand herabsetzte. Einige zwanzig Schwestern zogen als „Kreuzfahrerinnen“ mit dem roten Kreuz nach Frankreich; ebensoviele dienten in den Kriegslazarethen der Heimat. Ja sogar die „Dettelsauer Landwehr“, die leitenden Schwestern

an den verschiedenen Anstalten Dettelsaus selbst, die sonst als „nicht amovibel“ galten, mußten ein paar mal ausrücken, um von Chalons und Vagny Spitalzüge mit Verwundeten abzuholen. Von denjenigen, welche nach Frankreich zogen, war es mehreren vergönnt, in der unmittelbarsten Nähe der großen Ereignisse welt-historische Augenblicke dieses Jahrhunderts, z. B. die Proklamation des neuen deutschen Kaisertums im Königsschloße zu Versailles am 18. Januar 1871 als Augenzeugen mit zu erleben. Sie alle kamen nach geschlossenem Frieden unverfehrt aus Frankreich zurück, nicht minder dankbar als die Soldaten, daß ihre Ritterchaft ein Ende hatte.

Löhe selbst, obwol damals schon von körperlicher Schwachheit schwer heimgesucht, nahm dennoch an den Ereignissen jener großen Zeit lebendigen Anteil. Den Sturz des französischen Kaisertums und die Gefangennehmung Napoleons feierte er mit einem Te Deum und das Friedensfest wurde nach dem Dankgottesdienst im Betsaale durch eine Illumination verherrlicht, die für ein Dorf glänzend zu nennen war.

Seine Stellung zum Krieg von 1870 war natürlich eine andere als die zu dem Bruderkrieg von 1866. Zwar waren es auch hier wieder vorzugsweise geistliche Töne, die er anschlug, zumal in den damals von ihm verfaßten Kriegsgebeten, die in den Abendgottesdiensten im Betsaal von der dort versammelten Gemeinde täglich gebetet wurden. Es wurde da Gott angerufen für die Soldaten, um die Gnade der Benutzung der ihnen noch gegönnten Gnadenzeit, um Bewahrung vor unheiligem Zorn und Grimm, um eine gute Ritterchaft nach Art der legio fulminatrix. Für die, die nach Gottes Rat den Tod erleiden sollten, wurde gebetet: „Gib den Fallenden die lebendige Hoffnung ihrer Auferstehung und führe sie gereinigt durch das Blut des Bundes ein in die ewigen Hütten.“ Für die Diakonissen: um Stärkung und

Bewahrung an Leib und Seel und um die barmherzige Teilnahme, die es versteht „mit den Trauernden zu weinen, mit denen sich zu freuen, die unter ihren Händen genesen, und die Sterbenden zu trösten und ihnen wohlzuthun, wie Einen seine Mutter tröstet und ihm wohl thut“. Für die Feinde: „Verleihe uns das Racheschwert so zu führen, daß wir nicht allein auf sie schlagen, sondern auch für sie beten, ihnen in der einen Hand das Schwert, in der andern aber die Flasche (mit Öl und Wein) des guten Samariters bieten.“ Bezeichnend für seine Auffassung der Dinge war auch eine kurze Predigt Löhes vom 7. September 1870 über Jacobi 5, 7—11, in der er ausführte, wie es neben der lauten, glänzenden Größe der That, der kriegerischen Heldenthat, auch noch eine stille, unscheinbare, aber in Gottes Augen noch höher geschätzte Größe: die der Geduld im Leiden gebe. Hiob sei groß und hochberühmt in der Stadt des lebendigen Gottes nicht von wegen dessen, was er that, sondern als ein Exempel der Geduld. Noch größer sei das Beispiel des Herzogs aller Dulder, des Lammes Gottes, „allzeit erfunden duldig.“ So würde unsrer großen Zeit doch etwas Wesentliches zur Größe fehlen, wenn sie nicht auch Beispiele des stillen Heldentums des Duldens und der Geduld im Leiden hervorgebracht hätte. „Gott ist ein Gott der Geduld und hat Beispiele der Geduld aufgestellt: die Propheten und Hiob und Seinen eingebornen Sohn, an denen wir lernen können, was groß und herrlich ist, nämlich dulden. Wenn Gott noch so Großes und Herrliches an uns thäte und er gäbe nicht Beispiele der Geduld, so wäre er (so zu sagen) aus seiner eignen Art geschlagen. Geduldig sein — das ist Größe. Was haben die gethan, die in diesem Jahr unsterblichen Ruhm und Lorbeerkränze sich erworben haben? Sie haben ihr Haupt geneigt im Todesleiden, für's Vaterland gelebt und ihre Seelen ausgehaucht. Ihr größtes Lob ist die Geduld. Nimm die Geduld, die Leiden, die Todesseufzer weg, so

hast Du das Beste weggenommen, denn das Beste ist der Weg Hiobs und der Weg dessen, den wir preisen sollen in seiner Geduld bis zu seinem: Es ist vollbracht. So laßt uns denn auch in unserem Maße, wie Er es von uns verlangt, dahin gehen in unserem Leiden und verharren in der Geduld, denn wer im Leiden geht und geduldig ist, dem wird gegeben mit Ruhm und Preis die Krone der Geduld, die Krone der Propheten, die Krone Hiobs, die Krone des eingebornen Sohnes.“

So nahm Löhe auch in jener hocherregten Zeit, da die nationalen Empfindungen und Interessen bei vielen alle anderen verschlangen, einen gewissermaßen außerweltlichen Standpunkt ein, eingedenk des Wortes Jesu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Dies hinderte nicht, daß er den unerhörten Siegesgang der deutschen Heere mit patriotischer Teilnahme begleitete. Die Entstehung des deutschen Kaisertums und die Einigung der deutschen Stämme im neuen Reich hat er mit Freude und Segenswünschen begrüßt. Die Wolken, die die Morgenröte des deutschen Reiches so bald trübten, hat er nicht mehr gesehen. So konnte er auch mit unverkümmerter Freude für das Große danken, das Gott in jenem Krieg an dem deutschen Volke gethan hat, und er hat diesem Dank Ausdruck gegeben in dem letzten der oben erwähnten Kriegsgebete, einer freien Variation des Magnificat, dieses Paradigmas der Weltgeschichte, das in so erhabenen Worten das Walten des göttlichen Arms besingt, der die Machthaber von ihren Thronen stößt und die Elenden erhöht.

### Statistisches.

Als Löhe starb, betrug die Anzahl der Dettelsauer Diakonissen 96, die der Probeschwestern 55; in Summa 151. Die Zahl der einheimischen Stationen betrug 23; dieselben waren über das Gebiet des rechtsrheinischen Bayern in seiner ganzen Ausdehnung

zerstreut, von Hof bis Lindau, von Würzburg bis Regensburg; auch die bedeutendsten Städte des Landes, München und Nürnberg, waren von Dettelsauer Schwestern eingenommen, wenn auch das große Hospital in Nürnberg erst nach Löhes Tod den Diakonissen von Dettelsau übergeben wurde. Seine Geburtsstadt Fürth hatte viel früher seinen Schwestern die Thore geöffnet. Bemerkenswert und ein Beweis, wie die Diakonissensache, d. h. Löhes Bestrebungen auf diesem Gebiet, im Ausland viel eher Anerkennung fanden als in der Heimat, ist die verhältnismäßig große Zahl von auswärtigen Diakonissenstationen, die erst allmählich, als der Diakonissendienst auch im bayerischen Vaterlande mehr geschätzt und begehrt wurde, eingezogen wurden. Wir finden, von vorübergehenden Verwendungen abgesehen, Dettelsauer Diakonissen in dem ersten Jahrzehnt des Bestehens ihres Mutterhauses z. T. auf ziemlich entlegenen Posten stationiert, z. B. in Hildesheim, Lüneburg und Hannover, Bernburg, Dessau, Greiz — sogar in Reval, Mitau, Odeffa, Sarata in Bessarabien. Im letzten Lebensjahr Löhes bestanden nur noch acht, jetzt auch meistens eingegangene außer-bayerische Stationen. Die Diakonissensache war endlich durch die Nebel des Misstrauens und der Verkennung hindurchgedrungen und zur Anerkennung gelangt, in den lutherischen Landeskirchen Norddeutschlands entstanden selbständige Diakonissenmutterhäuser: da war Räumung der norddeutschen Stationen aus freundnachbarlichen Rücksichten sowol als im Interesse der Konzentration der eignen Kraft für das Bedürfnis des angestammten Heimatlandes geboten.

---

## Achtes Kapitel.

### Noch etwas aus Löhes persönlichem Leben.

#### Äußere Verhältnisse.

Das Folgende mag sich als ein Nachtrag an das im ersten Abschnitt von Band II, 1 Erzählte anschließen. Wie vereinsamt Löhe durch den Tod seiner Gattin geworden, wie die häuslichen Einrichtungen, die er nun treffen mußte, ein mehr oder weniger kümmerlicher Nothbehelf waren, von ihm selbst „ein getröstetes Elend“ genannt — das ist dort geschildert. Was dort nicht gesagt ist, mag hier nachgeholt werden: Löhe war arm nicht nur an Erdenfreuden, sondern auch an Erdengut. Wir betonen das, weil unter fernem Stehenden die gegenteilige Meinung von seinem Wohlstand verbreitet war. Die Herkunft seiner Frau aus einem alten Frankfurter Patriciergeschlecht konnte leicht zu diesem Vorurteil verleiten, die einfache Nettigkeit und Solidität seiner häuslichen Einrichtung, die nach und nach allerdings einen etwas altertümlichen Eindruck machte, konnte es bestärken. Und doch war dem nicht so, und wir müssen, um ein richtiges Bild von Löhes Leben zu geben, doch ein Wort von der Einfachheit seiner äußeren Verhältnisse und seiner in denselben bewiesenen Bedürfnislosigkeit und Uneigennützigkeit reden.

Von väterlicher Seite hatte Löhe etwas Vermögen geerbt. Er hat es weder verbraucht noch vererbt, sondern im Dienst des Reiches Gottes geopfert. Von dem auch nicht so ansehnlichen Ver-

mögen seiner Frau hatte er nur die Nutznießung bis zur Großjährigkeit seiner Kinder. Von dieser Zeit an war er auf sein Pfarreinkommen und allenfallsigen literarischen Erwerb beschränkt. Aber auch von dem, was er an Honoraren verdiente, floß manches den Anstalten und ihren Zwecken zu. Die Geringfügigkeit der Mittel, die ihm zur Bestreitung seiner Bedürfnisse und der Unterhaltung seines Hauswesens zu Gebote standen, wird es erklären, daß der Druck der Armut und die Anfechtung der Sorge auch ihm nicht ferne blieb. „Ich habe nichts Gewisses — schreibt er einmal nach einem Uberschlag seiner finanziellen Lage — als die Pachtgelder des Pfarrguts, monatlich ca. 21 fl., das Holz, von dem ich etwa um 80 fl. verkaufen kann, das Getraide für 76 fl. und eine Baarbesoldung von ca. 41 fl. von Hrn. v. E. und 228 fl. Interessen von Ablösungscapitalien. Davon, sowie von den geringen Casualien und von den je und dann anfallenden Honorarien hatte er die Kosten seines Haushalts, Abgaben und Ehrenaussgaben, sowie den Gehalt für seinen Vikar (Dr. W.) zu bestreiten, der allerdings, da er den größeren Teil seines Einkommens als Lehrer der Missionsanstalt von letzterer erhielt, von Löhne nur 10 fl. monatlich bezog. Die jetzt für bejahrtere Geistliche so wohlthätige Einrichtung der Alterszulagen bestand damals noch nicht. Wenn wir recht berichtet sind, so wurde Löhne diese Wohlthat nur einmal zu teil, im Jahr 1871. Er empfing die kleine Aufbesserung dankbar, aber doch mit der etwas wehmütigen Bemerkung: es werde die erste und letzte Zulage sein, die er erhalte. So war es auch. Bedenkt man, daß auch an Löhnes Gastfreundschaft, namentlich in früherer Zeit, zuweilen starke Ansprüche gemacht wurden, so wird man sich nicht wundern, daß bei ihm keine Schätze dieser Erde sich ansammeln konnten. Aber auch darüber nicht, daß er, der in finanziellen Sorgen und Nöten des Diaconissenhauses die glaubensmutige Parole ausgegeben hatte: „Jede Verlegenheit ist eine Blüte,“

der der Sorge jedes Recht im Christenleben abspach, doch auch keine Stunden hatte, da er im Gebet mit Gott ringen mußte, um ihrer Anfechtung Herr zu werden, und zwar um so mehr, als gleichzeitig auch die Verantwortlichkeit für den finanziellen Stand der Diakonissenanstalt allein auf seinen Schultern lag. Man kann es begreifen, wenn er am Ende seines Lebens sagte: wenn er zurückdenke und sich die Frage vorlege, ob er es noch einmal wagen möchte, all das Geld aufzubringen, das er früherhin für die amerikanische Mission und späterhin für das Diakonissenhaus aufgebracht habe, so schaudere er vor einem „Ja“ zurück. Es ist ja keine Preisgebung der Geheimnisse eines Tagebuches, wenn wir hier ein Gebet mitteilen, das in einer solchen Stunde schweren Drucks der Sorge in dasselbe (im Jahr 1860) geschlossen ist. „O Herr, mein Gott, ich bitte dich um ein reines und aufrichtiges Herz, daß ich nichts anderes suche noch begehre, als Deinen allein heiligen Willen. Laß mich in Deiner Hand sein ein Werkzeug des Segens und Deiner Ehre. Führe mich also, daß sich mein Herz nicht erhebe. Halte mich klein und niedrig, auch wenn Dein Werk durch meine zitternde, schwache Hand gelingt. Laß mich lieber sterben und das Gute Jerusalems nicht sehen, als daß Du mich in Hochmut fallen und verderben liehest. Meine Seele sei Dein unter allen Umständen. Das ist aus meiner Seele das tiefste Verlangen.

O Herr, Du weißt meine Sorge und größte Last, nämlich daß ich nicht bloß ein kleines Maß von zeitlichem Gute habe, sondern dabei die Last der Schulden, die für mich\*) und Deine Stiftungen zu zahlen sind. Geistliches treiben, während diese Lasten drücken, ist schwer, das weißest Du. O leichtere Last und Sorge! Mindere oder nimm die Ursach meiner Sorge und gib mir statt der Sorge ein ahnendes, gläubiges Herz, das in Dir erfreut sei.

---

\*) Er hatte sie nicht für sich gemacht.

O Herr, gedenke mein in meiner schweren Zeit und laß nicht meine Kraft verzehrt werden durch den Druck der zeitlichen Dinge. Um Jesu willen. Amen.“

Eine neue und schwere Last dieser Art legte sich auf Löhes Schultern, als sein ältester Sohn mit seiner Zustimmung und auf sein eifriges Betreiben das ehemalige Rittergut Polzingen käuflich erwarb. Löhe hatte an diesem Kauf ein besondres Interesse: er wünschte, wie wir wissen, in dem unbenutzt dort stehenden herrschaftlichen Schloß eine Filiale der Dettelsauer Blödenanstalt zu errichten, die längst Bedürfnis war. Zugleich hoffte er auch Segen für das zeitliche Fortkommen seines Sohnes, wenn derselbe mit dem erworbenen Besitz irgendwie in Verbindung mit den Zwecken des Reiches Gottes käme. So redete er ihm zu dem teuren Kaufe zu und riet ihm, um nicht allein mit einer allzuschweren Last des Lebens sich schleppen zu müssen, „den Herrn Jesum als Vorspann zu nehmen.“ Luther macht in seiner Auslegung der Genesis bei der Geschichte Abrahams die Bemerkung, wie es das Loos der Väter sei, die Prüfungen und Glaubenskämpfe heranwachsender Söhne, gleichsam in Wiederholung des eignen Lebensganges, mit ihnen durchkämpfen zu müssen. Dies war hier reichlich der Fall. Fast gleichzeitig gründete der zweite Sohn seinen Hausstand und ein buchhändlerisches Geschäft, während die Tochter eben damals Jahre lang an schwerer Krankheit litt: eine Ansammlung von Schwierigkeiten, die neben allem Schweren des täglichen Berufs alle Anspannung der Kraft des Glaubens zu ihrer Überwindung forderten und ihm manchen Seufzer entlockten, wenn er in der Stille der Nacht seinen Tageslauf aufzeichnete. „O ich armer Mensch — sagt er da einmal — wie schwer komme ich zur glücklichen Armut, die wenig hat und wenig bedarf. Immer dachte ich, es soll einmal ein Ende nehmen mit den Geldgeschichten und schweren Dingen, und mein bißchen Leben solle in friedlicher, vergnüglicher Armut vergehen. Aber nein, immer schwerer wird

meine Last, immer schwieriger als mein persönliches, familiäres, anstaltliches und pfarrliches Leben. O schwere, schwere Not des Lebens! — Gott kann helfen.“ — In einem der letzten Jahre seines Lebens, in der Zeit schon überhandnehmender Schwachheit war es ihm, dessen Ruhm zeitlebens die größte Pünktlichkeit der Geschäftsführung gewesen war, begegnet, daß er wegen eines Versehens in einer Rechnung in Strafe genommen wurde. Es berührt nach zwanzig Jahren noch wehmütig, in seinem Tagebuch den Eintrag zu lesen: „Herr Bezirksamtman strafte mich heute um 14 fl. 36 kr., die ich gleich an N. in N. übersandte. Es wurmte mich armen Mann gehörig, aber ich konnte nichts machen. Darauf bat ein armer Mann aus Nürnberg mich um 3 Gulden. Ich gab ihm 3 fl. 10 kr. (2 bayerische und 1 österreichischen Gulden), weil ich gerade keine 3 Gulden hatte. So komme ich um mein armes Geld und kann nichts machen. Gott helfe mir aus meinem Elend.“

Die Armligkeit seiner Umstände war für Böhe nicht deshalb drückend, weil sie ihm Beschränkungen und Entbehrungen auferlegte. Er liebte im Gegenteil, wie wir gesehen haben, die Armut, „die wenig hat und wenig bedarf“, und ging in der Bedürfnislosigkeit, die er andern empfahl, selbst als Muster voran. Seine Kleidung, seine Lebensweise war von höchster Einfachheit, und noch als alter Mann war er bestrebt, sich abzugewöhnen, was ihm als überflüssiges Bedürfnis erschien: so z. B. eine Tasse warmen Getränkes zum Frühstück und am Nachmittag. Letztere asketische Übung mußte er allerdings auf erhobenen Protest der Seinigen hin wieder einstellen. Das Glas Wein, das er am Tage trank, war für ihn mehr Arznei als Genußmittel. Auch im Essen war er sehr mäßig, in Speisen nicht wählerisch, der biblischen Regel Luc. 10, 8 gehorzaam. Nur gegen Bier und Käse hatte er eine unüberwindliche Abneigung, und für ein Fabrikat, das dem „Glöckchen“ in Nürnberg zu einer gewissen europäischen Berühmtheit verholfen hat,

hatte er eine eingestandene Vorliebe, die ihn in früheren Jahren bei Anwesenheiten in Nürnberg öfter in den Bannkreis jenes Lokales zog. Ein zu Scherz aufgelegter Freund hatte ihm deshalb einmal zum Geburtstag folgendes Gelegenheitsgedicht gemacht und ihm damit eine Erheiterung bereitet:

„Das wäre ein schönes Weingelände,  
Wo man die Reben mit Würsten bände.“

So sagt Goethe . . .

„Drum wünsche ich Ihnen zu Ihrer Ruh  
Den schönsten Weinstock und Würste dazu.“

Delikateffen blieben ihm fremd. Er verzeichnet es als Merkwürdigkeit in seinem Tagebuche, als er kurze Zeit vor seinem Tode eine Ananas geschenkt erhielt, mit der Bemerkung: „Zum ersten Mal in meinem Leben eine solche Frucht gegessen.“

Dieser Einfachheit und Bedürfnislosigkeit kam seine wahrhaft paulinische Uneigennützigkeit gleich. Ein auswärtiger Rektor eines Diakonissenhauses sagte zu dem Schreiber dieses einmal: „Es ist wahr, wir Diakonissenpastoren genießen am ersten der Früchte des Ackers, den wir bebauen.“ Er meinte dies im Sinn von 1 Cor. 9, 7 und 2 Tim. 2, 6. Dem war bei Löhe nicht so: er nahm von dem Diakonissenhaus für all die große Arbeit, die er an demselben that, keinen Gehalt, auch nicht in der indirekten Form von Geschenken. Die Mittags- und Abendkost, die er sich von der Küche der Diakonissenanstalt nach Hause bringen ließ, bezahlte er um den damals üblichen Preis. Seinem ersten Gehilfen an der Anstalt, Lohse, reichte er, weil derselbe ihm auch persönliche Dienste als Vicar in der Dorfgemeinde leistete, einen Teil seines Gehalts, um die Diakonissenanstalt um den gleichen Betrag zu entlasten. Hat der Apostel Paulus 1 Cor. 9 es als seinen — fast möchte man sagen „eiferfüchtig“ gehüteten — Ruhm bezeichnet, daß er das Evangelium „kostenlos“ und sich selbst den Gemeinden so

wenig als möglich beschwerlich mache, so hat wol auch der Biograph ein Recht, die von Löhse geübte, großartige Uneigennützigkeit unter seinen Ehrentiteln aufzuzählen. Daß auch sein ältererseits geerbtes Vermögen und manches Honorar der Diakonissensache und Zwecken des Reiches Gottes geopfert wurde, ist schon früher angedeutet; Opfer, die um so schwerer wogen als er, wie aus den vorstehenden Mittheilungen ersichtlich, sie ja nicht aus seinem Ueberfluß oder Reichtum brachte, sondern mit mehr Recht als David 1 Chron. 23, 14 sagen konnte: er habe alles, was er gegeben, „in seiner Armut verschafft zum Hause Gottes.“ Daß er auch in früheren Zeiten, als Dettelsau noch nicht ein einziges anständiges Gasthaus besaß, weitgehende Gastfreundschaft übte, und namentlich in Festzeiten sein Haus von Gästen gefüllt war, ist gelegentlich auch schon erwähnt worden. Er selbst nahm die Gastfreundschaft anderer nur sehr mäßig in Anspruch, wie es überhaupt seine Art nicht war, die „zumutende Liebe“ zu üben.

Noch folgendes Beispiel seiner Uneigennützigkeit verdient Mittheilung. Auf Wunsch der Gemeindeglieder und Antrag Löhses war durch Dekret vom 1. Januar 1848 das Filialdorf Neuth, das in Neuendettelsau zwar eingeschult, aber in dem eine Stunde entfernten W. eingepfarrt war, der Pfarrei Neuendettelsau imparochiert worden unter der Bedingung, daß der damalige Pfründehaber von W. sämmtliche Einkünfte des Filials genieße, so lange er auf der Pfarrei W. bleiben würde. Am Tag, da er das Rescript erhielt, schrieb Löhse an seine Tochter: „Diese Arbeit bringe ich dem Herrn Jesus als ein geringes Opfer meines Dankes dar, darum daß Er mich und Deine selige Mutter und Euch mit seinem Blute erkaufte und zu seinem ewigen Eigentum erkoren hat.“

Das Opfer wurde von dem Herrn auch angenommen und zwar für die ganze Dauer des Lebens Löhses. Wenigstens war es ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß der Pfarrer von W. gerade

einen Tag vor Löhes Tod emeritiert wurde. Dies geschah am 1. Januar 1872. Am 2. Januar starb Löhe. 24 Jahre hat er die mitunter beschwerliche Arbeit in Reuth ohne irgend welches Entgelt gethan, und zwar ohne Murren, ohne ein Wort des Bedauerns darüber, daß er sich damit ein opus supererogationis aufgebürdet habe — ganz als verstünde es sich von selbst. Das Seine hat er nie gesucht.

---

### Krankheit und Abnehmen.

Wer Löhe noch Mitte der sechziger Jahre — scheinbar in voller Kraft seines Amtes walten und Arbeitslasten bewältigen sah, die eines Mannes Leistungsfähigkeit weit überstiegen, ahnte nicht, wie schwer er zuweilen doch auch an dem Pfahl im Fleisch, mancherlei leiblichem Wehe, trug. Namentlich im letzten Jahrzehnt seines Lebens trat ein schon länger vorhandenes Nierenleiden zuweilen sehr heftig auf. Nächtliche Schmerzanfälle raubten ihm dann auch die Ruhe des Schlafs, so daß er, wie er manchmal sagte, Psalm 16, 7 in buchstäblichem Sinne verstehen gelernt habe.

Verhältnismäßig früh wurde Löhes scheinbar unverwüsthche Gesundheit erschüttert. Eine schwere Erkrankung an einem typhösen Fieber brachte ihn im Beginn des Jahres 1855 wenige Monate nach Gründung der Diakonissenanstalt an den Rand des Grabes. Die Krankheit war wol die Folge der übermäßigen Anstrengung, die der von ihm ganz allein geleitete Bau des Diakonissenhauses und die mit der Diakonissenanstalt selbst ihm auferlegte neue Lebenslast verursachte. Schon Ende 1854 durchzog ihn die Ahnung, daß im kommenden Jahre ihm Schweres bevorstehe. Er schrieb damals in sein Tagebuch: „Ich habe in meinem leiblichen Befinden manche ernste Mahnung. Und doch war diese Woche so viel Friede

und Behagen, daß mein alter Gedanke in friedlich schöner Zeit, daß es Stille vor dem Sturm sei, mehrfach geweckt wurde. Gott wird mir je mehr und mehr verleihen, rein in seinem Willen zu ruhen und frei von aller unordentlichen Begier allein der Ewigkeit zu leben.“

Am 22. Januar ergriff ihn die Krankheit, und eine Weile schwebte er zwischen Tod und Leben. Für die eben ins Leben getretene Diakonissenanstalt würde sein Tod damals ein nicht zu verwindender Schlag gewesen sein. Gottes Barmherzigkeit wendete dies Schwerste ab. Es wurde von vielen ernstlich um sein Leben gebetet und er genas wieder. Am 10. März 1855 finden wir den ersten Eintrag in sein Tagebuch seit seiner Erkrankung: „Eine lange Unterbrechung in diesem Buche. Vom 21/22. Januar bis heute leide ich an den Folgen einer schweren Krankheit, welche über mich kam. Ich hatte typhöse Fieber und solche Zustände, welche der Arzt in mehrfacher Hinsicht für tödlich erklärte — und siehe, ich lebe. Morgen, Sonntag Deuli will ich versuchen, wieder zu predigen. Verleihe mir Gott, daß ich meine noch übrige Lebenszeit dankbar für mein Seelenheil und zum Segen meiner Brüder benutze.“

Ein neuer Krankheitsanfall traf ihn im Spätsommer 1857. Außer dem damals wol bereits sich anbahnenden Nierenleiden waren es eigentümliche Zungenschwellungen und Affektionen des kleinen Gehirns, die ihn beschwerten. Der Anfall war so heftig, daß Löhle für längere Zeit zu seinem Schmerz am Betreten der Kanzel verhindert war. Damals wird es gewesen sein, daß er, wie ein Freund dem Schreiber dieses erzählte, einmal ganz besonders ernstlich Gott um „eine Alterszulage wie Hiskia“ anflehte. Und in der That wurden ihm von da an noch 15 Jahre des Lebens und Wirkens zugelegt. Der Arzt riet ihm für das nächste Jahr dringend den Gebrauch der Carlsbader Wasser und einen

längeren Curaufenthalt daselbst an. Zweimal gebrauchte Löhle Carlsbad, ohne jedoch mehr als vorübergehende Erleichterung, und ohne am BADELEBEN selbst irgend welchen Geschmack zu finden. Ihm, dem großen Liebhaber der Stille und unermüdtlich thätigen Arbeiter, konnte die gezwungene Unthätigkeit desselben nicht zusagen. „Wir werden ganz lieberlich — schreibt er einmal scherzend — und führen ein reines Wirtshausleben. Die Faulenzerei des BADELEBENS ist auch ein Geschäft und zwar ein anstrengendes.“ Er bekam dieses „herumlungern“ (das bei ihm freilich nicht wörtlich zu nehmen war, vielmehr mit einer kaum mehr curgemäß zu nennenden Thätigkeit zusammenging) in kurzer Zeit satt und freute sich, Carlsbad im Rücken zu haben, so sehr ihn dessen landschaftliche Schönheit entzückte und so sehr einige Bekanntschaften, die er dort machte, ihm von Wert waren. Unter denen, die ihm dort näher traten, waren zwei reformierte Schweizer aus Heiden, mit denen er viel verkehrte, auch in einer gewissen Gebetsgemeinschaft stand, unbeschadet des Gegensatzes, den ihre „calvinistische Hartnäckigkeit in der Anschauung von den Sacramenten“ ihm fühlbar machte. Er freute sich mit ihnen des Einigenden und zog doch scharf die Grenzlinie des Trennenden und blieb wegen des Einen und trotz des Andern mit diesen beiden Männern, von denen namentlich der ältere in den gläubigen Kreisen seiner Heimat großes Ansehen genoß, in lebenslänglicher Freundschaft verbunden. Nicht minder wertvoll war ihm die intime Bekanntschaft mit dem Dichter Julius Sturm, mit dem er während ihres gemeinsamen Aufenthalts in Carlsbad täglich verkehrte. Sturm hat ihm eines seiner Sonette gewidmet, welches, weil es in leicht verhüllter Form eine schöne Charakteristik Böhes enthält, hier mitgeteilt werden mag. Die Zueignung lautet: „Dem lieben Schweizer“ und das Gedicht selbst, wie folgt:

Dem Bächlein ist das muntere Plaudern eigen,  
Jetzt rauscht es plätschernd auf am Felsgestein,  
Dann murmelt's froh, durchblüht vom Sonnenschein,  
Und tanzt durch Gras und Blumen seinen Reigen.

\* \* \*

Der mächtige Strom trägt schon ein andres Zeichen,  
Er rauscht gewaltig in das Land hinein,  
Umstößt den Fels mit wilden Melodei'n  
Und gibt dann wieder Raum bedächt'gem Schweigen.

\* \* \*

Wohl sind sie beide schön in ihrer Weise,  
Doch schöner ist der See, auf dessen Flut,  
Die tief und klar, ein sanfter Friede ruht.

Am Ufer flüstern nur die Salme leise,  
Und leise furcht die Flut ein leichter Rahn,  
Und der drin ruht, blickt schweigend himmelan.

Auch von solchen Kurgästen, die dem Reiche Gottes noch fern standen, fand der eine und andere durch Löh'es geistige Bedeutung sich angezogen. Er war bemüht, für sie ein Missionar und Wegweiser zu Christo zu werden. Vielleicht darf auch die Notiz hier stehen, daß der alte Gasthofbesitzer zur „Fischotter“, der Goethe von seinem Carlsbader Curaufenthalt her kannte, sich gar nicht genug über die frappante Ähnlichkeit der Erscheinung und des Auftretens Löh'es mit dem des Dichters verwundern konnte, wie er einem Freunde des Verfassers erzählte. Das Ruhige, Würdevolle des Benehmens beider mag den alten Mann zu seinem Vergleich veranlaßt haben.

Beim Weggang von Carlsbad meinte der Arzt: Bei seiner guten Constitution habe Löh'e Anlage, alt zu werden — nur müsse er zu große geistige Arbeit vermeiden. Aber eben diese Bedingung war für ihn unerfüllbar, da die Arbeit am Diakonissenhause beständig zunahm. Der gemüthlich ihn tief aufregende Sommer 1860, in welchen seine Suspension fiel, setzte auch seiner Gesundheit hart

zu. Noch einmal suchte er Heilung oder Erleichterung seiner Beschwerden im Bade Ragaz im Sommer 1861. Irgend eine wesentliche Hilfe scheint ihm jedoch auch diese Cur nicht gebracht zu haben, wenn die Reise ihn auch gemüthlich sehr erfrischte. Ein großer dankbar empfundener Genuß war ihm der Anblick der großartigen Naturschönheit der Schweiz, ihrer Thäler und ihrer Bergeshöhen, „die auch Sein sind“ Ps. 95, 4. Ganz hingegenommen war er von einem Gang nach dem hochgelegenen Dorfe Pfäfers. „Etwas so Schönes — sagt er — hatte ich noch nicht gesehen. Mir war Pfäfers wie ein Abbild der ewigen Friedenshütten.“

Von da an hat Löhe kein Bad mehr besucht. Von anderem abgesehen fehlten ihm dazu Zeit und Mittel. Nur einige zu rechter Zeit vollendete litterarische Arbeiten und die Honorare, die sie abwarfen, hatten die früheren Badereisen ermöglicht; jetzt bei zunehmendem Alter und stetig wachsender Lebenslast versiegte seine schriftstellerische Produktion und damit der wünschenswerte Zufluß zur Verbesserung seines geringen Pfarreinkommens. Aber diese notgedrungene Unterlassung fernerer Bade- und Erholungsreisen kostete ihm keine Entsagung, sein Vertrauen auf Menschenhilfe war ohnehin gering, die Heilkraft der für manche Fälle so wolthätig wirkenden Wasser bei ihm keine durchschlagende gewesen: so ergab er sich in die schwere Aufgabe fortgesetzten, angestregten Wirkens bei krankhaft beschwertem Leibe. Es kennzeichnet ganz seinen eigenen Seelenzustand und seine Stellung zu der Frage, was der Christ zur Erhaltung und Wiedererlangung seiner Gesundheit thun solle, wenn er in seinem „Raphael“, einem Gebetbuch für Reisende, den Christen beim Antritt einer Badereise beten lehrt:

„O Herr, ich habe meinen kranken Leib aus meiner Heimat bis hieher an diesen Ort gebracht, ob es Dir etwa gefiele, mir durch den Gebrauch der Wasser, welche Du hier aus der Erde sprudeln lässest, Heilung oder doch Erleichterung zu geben. Ich

weiß, daß Gesundheit nicht das größte Erdengut ist und habe sie als ein solches niemals von Dir zu erfliehen gewagt, das weißest Du. Wohl aber weiß ich, daß ein kranker Leib und ein immer schwankendes Befinden in diesem ungewissen Leben eine gute, vollkommene Gabe Deiner Hand sein kann, wie ich das auch oft und viel an mir und andern erfahren habe. Wer alle Tage das Anklopfen Deiner Hand hört und fühlt und immer neue Warnung empfängt, dem ungewissen Leben nicht zu trauen, trägt seine Seele in Händen und sorgt für sein ewiges Bleiben an dem Ort, wo unter dem Stuhl des Lammes der Strom des ewigen Lebens und in ihm ein Wasser entquillt, das alle Krankheit heilt. Aber weil ja doch der doppelte Beruf des Leidens und der Thätigkeit sehr schwer ist, und uns armen Menschenkindern oftmals vorkommt, als könnten wir ohne Satansengel und Pfahl im Fleisch die Aufgabe unseres zeitlichen Lebens und Berufes völliger lösen, und weil wir doch auch nicht wissen, ob wir nicht durch eines der von Dir geschaffenen Mittel unsrer Last entledigt werden dürfen, so versuchen wir unser zeitliches Heil nach dem Rat menschlicher Ärzte wenigstens in so lange, bis wir die gewisse Überzeugung empfangen, wir sollen unseres Berufes ohne Erleichterung, ohne Genesung warten und Frucht bringen wie die Palme unter der Last, in Geduld. So bin denn auch ich zu diesen Wassern gekommen, ob Du sie mir wollest segnen durch Bad und Becher. Ich hoffe nicht von Mitteln, sondern alleine von Dir und auf Dich: das weißest Du. Meine Seele hanget Dir an, Deine rechte Hand erhält, Dein Stecken und Stab trösten mich, Dein Wort macht Leib und Seel gesund. Meine Hilfe steht bei dem, der Himmel und Erde gemacht hat, ich kenne die Berge, von welchen mir Seine Hilfe kommt, und hebe meine Augen zu ihnen auf. Herr, sende mir Hilfe vom Heiligtum und stärke mich aus Zion. Willst Du mir das Bad segnen, so sei Dein Name gelobet; wenn

aber nicht, so hilf mir, wann und wie Du willst. Laß mich nur an Dir und Deiner heilsamen Führung nicht irre werden, sondern laß mich fest die Wahrheit erfassen, daß Du nicht allein meine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung, sondern auch meine Genesung siehest und meine Gesundheit, o Du, der Du alle unsre Krankheit auf Dich nahmest und all unser Leid trugest zc.“

In gleichem Sinn schrieb er bei seiner Abreise von Carlsbad nach dem zweiten Curgebrauch: „Bis jetzt glaube ich trotz aller vorhandenen Aufregung an Besserung meines Unterleibs, aber mein chronisches Leiden in Hinterhaupt, Hals, Zunge, Schleimhäuten tritt annoch zu sehr hervor, als daß ich die geweisagte Besserung schon hoffte. Der Herr helfe mir, wenn es Ihm gefällt. Er weiß, wie ausgesucht das Leiden gerade für mich, meinen Lebensgang, meinen Beruf ist. Er hat mirs ausgesucht.“

Vielleicht wäre hier der Ort, ein kleines Kapitel mit der Überschrift „Löhe auf Reisen“ einzuschalten, wenn der hiefür zu Gebote stehende Stoff nicht doch zu knapp wäre. Aber ein paar in dieses Kapitel gehörige Mitteilungen sind hoffentlich doch nicht unerwünscht.

Löhe ist ja nicht eben viel gereist und nie zum bloßen Vergnügen; seine Reisen waren entweder Berufsreisen oder vom Arzt gebotene Erholungsreisen in ein Bad. Nur schwer entschloß er sich von Haus und Beruf wegzugehen, aber, einmal unterwegs, war er doch ein vergnügter Reisender, für alles Schöne in den Werken der Schöpfung und in den Werken menschlicher Kunst empfänglich und aufgeschlossen, immer bestrebt, seinem Geist neue Anregungen und Bildungstoffe zuzuführen, überall und von allen zu lernen und jeden Aufenthalt in der Fremde für sich, sein Leben und seinen Beruf in der Heimat so nutzbringend als möglich zu machen. Das bloße „Sich gehen lassen“ kannte er nicht, auch

nicht in der Zeit notgedrungener Erholung, wenn er den Gurt der strengen Berufsarbeit löste. Vollends die christliche und geistliche Haltung, für manchen ein Ehrenpanzer, den er abschneilt, wenn er das Reisefleid anzieht, verließ ihn auch auf Reisen nie. Das während einer Reise und eines Badeaufenthaltes in Nagaz 1861 entstandene Gebetbuch für Fremdlinge und Reisende, „Raphael“\*) betitelt, zeigt, wie er auch das Reisen unter den geistlichen Gesichtspunkt zu stellen und es sub specie aeternitatis zu betrachten strebte. Es sei hier nur erinnert an das schöne Gebet um rechte Freiheit vom Beruf und seiner Sorge, aus dem man leicht das Seufzen seiner eigenen Seele heraus hören kann, wenn er da betet: „Ich bekenne Dir, daß ich in meiner zeitlichen Arbeit und in meinem irdischen Berufe wie ein Sklave und wie ein Gefangener dahin gehe, mich schleppe, oftmals darunter leide und seufze . . . Ja, ich bin in meinem Berufe, wie in einem Kerker, aus dem ich keinen Ausgang finde . . . Es ist ja allerdings Dein Gebot und Wille, daß ich meinem irdischen Beruf und meiner Arbeit nachgehe; aber ich soll meine teuer erkaufte und erlöste Seele nicht in die Bande des Berufes schmieden lassen als wäre ich ein Züchtling . . . So hilf mir denn, o mein Helfer und laß mir diese meine Reise und leibliche Entfernung von meinem Orte und meiner Werkstatt dazu dienen, daß ich zwischen übermäßiger Sorge und Vergessenheit meines Berufes die rechte Mitte einer freien Seele finde“ u. c., oder an das Gebet um Freude an der Creatur Gottes, die, obwol der Eitelkeit unterthan, dennoch vom Ijop bis zur Eder eine Offenbarung Seines unsichtbaren Wesens, Seiner ewigen Kraft und Gottheit und ein Widerschein der ewigen und geistlichen Welt ist. Dem entsprechend galt, wenn er reiste, sein

---

\*) Löhle wünschte mit diesem Buch eine Lücke in der ascetischen Literatur unsrer Kirche auszufüllen.

vornehmstes Interesse bedeutenderen Erscheinungen und Schöpfungen auf dem Gebiet des Reiches Gottes. Kirchen, Hospitäler, Diakonissen- und Missionshäuser, Anstalten für kirchliche Kunst waren seiner regsten Aufmerksamkeit sicher. Berühmte Persönlichkeiten aufzusuchen lag nicht in seiner Art, doch benützte er z. B. seine Schweizer Baderreise nicht bloß zu einem Ausflug nach Männedorf, sondern auch auf dem Rückweg zu einem Besuch in Bad Boll. Die Gabe der Jungfrau Trudel erkannte er an, wiewol er ihr gottesdienstliches Auftreten und Reden für etwas dem Weibe nicht Geziemendes hielt. Über Blumhardt lautete seine Tagebucheinzeichnung: „Es gefiel mir der Mann besser als ich gefürchtet hatte. Gott sei Dank für diese Freude.“ Selbst Gestaltungen des christlichen Gemeinschaftslebens, die seinem eignen kirchlichen Standpunkt so ferne lagen, wie der Darbyismus, widmete er bei einem kurzen Aufenthalt in Cannes, wohin er seine kranke Tochter geleitet hatte, eingehendes Interesse, indem er sich mündlich belehren ließ und einschlägige Schriften studierte. An dem einen Sonntag, den er in Cannes zubrachte, besuchte er außerdem nach einander die Kapelle des Mr. Rouffel, eines der bedeutendsten Redner der *église libre* in Frankreich, dann den Gottesdienst in der schottischen Freikirche und endlich den Abendgottesdienst in der anglikanischen Kapelle, wo es ihm am besten gefiel und „heimatlich“ wurde.

Ebenso war ihm die Muße des Reisens und des Aufenthalts in der Fremde eine willkommene Gelegenheit zu ungeförterem Studium. Vielleicht mehr als es dem Zweck der Erholung und des Curgebrauchs frommte, war er mit Correspondenz, schriftstellerischen Entwürfen und Arbeiten und Lektüre beschäftigt. Allein was er an Einem Tag in solchen „Erholungszeiten“ las und studierte, dürfte manchem nicht eben lässigen Durchschnittsmenschen als ein anständiges Tagespensum erscheinen. Sulpicius Severus vergleicht in seinem Leben des heil. Martinus von Tours, indem

er die rastlose Thätigkeit des Heiligen rühmt, denselben mit dem Schmied, der, zur Erholung von der Arbeit des Schmiedens, anstatt des Eisens den Ambos hämmert (ut fabris ferrariis moris est qui inter operandum pro quodam laboris levamine incudem suam feriunt). Ich mußte unwillkürlich bei diesen Worten an Löhle denken.

Bei alle dem hatte er aber auch für die Schönheit der Natur ein offenes und infolge seiner wenn auch nur dilettantenhaften Zeichengabe, auch ein zum Schauen geschultes Auge. Er verstand es auch, wenn er wollte, landschaftliche Schönheit in Worten zu malen.

Wir geben hier eine Schilderung eines in Zürich verlebten Himmelfahrtstages aus seinen Tagebuchaufzeichnungen, auch als Beispiel, wie er Naturfreude und geistliche Freude zu vereinigen wußte.

„Am Morgen sah man es bereits dem Himmel an, daß es auch ein Festtag der Natur werden wollte. Schön und strahlend war er, doch voll Duft am Saum, woraus man auf Himmelfahrtswolken Hoffnung fassen durfte. Auch in Zürich war Feiertag; man sah es an allem. Wir giengen auf die hohe Promenade, von da zur Cantonschule, dem großen Spital, dem Pfriündhaus St. Leonhard und in dessen schönen hochgelegenen Garten, wo alles blühte und grünte. Mein Sinn stand zu dem großen König des schönen Tages. Besonders wohl war mir im Garten. Da läuteten nun alle, alle Glocken in der Stadt und das Limmatthal entlang. Welch ein Chor von Lobjüngern! Nie hatte ich solche Freude an der Auffahrt des Herrn. Alles feierte sein großes Scheklimini (Ps. 110, V. 1). Gegenüber auf dem Uetli waren Himmelfahrtswolken stationiert. Der Tag ist ein Feiertag der Berge und der Wolken, ihr Ehrentag — dem andern Ehrentage der Wiederkunft entgegenharrend. Mein Herz war voll. Wir giengen nun in die Stadt hinunter in den Frauenmünster. Eine

dichtgedrängte Menge horchte lautlos dem feiernden Prediger zu. Die Predigt über die Himmelfahrtsgeschichte war sehr einfach, bewegte sich nur in den gewöhnlichsten Himmelfahrtsgedanken aller christlichen Prediger. Aber sie war gut, feiernd vorgetragen. Man spürte, wie alles horchte — ich insonderheit spürte, wie groß und schön und erhaben auch die einfachste Himmelfahrtspredigt des einfachsten Himmelfahrtspredigers sein kann. Nichts Unrichtiges. Alles war mir aus der Seele und in die Seele geredet. Ich mußte gehen, der Bahn wegen, ehe die Predigt völlig zu Ende war; aber was ich hörte war — Nachfeier nicht blos, sondern — würdiger zweiter Teil meiner Feier. Wolken, Glocken, Natur und Zürich predigten zusammen den ersten Teil. Habe ich schon so einmal Himmelfahrt gefeiert, obschon der Prediger vom Sacramente und dessen Zusammenhang mit Himmelfahrt nichts sagte noch verstand? Ich war nicht in der Kirche, zu der ich gehöre und gehören muß durch den Drang meiner Seele. Aber ich war dennoch unter Christen und freute mich der Einigkeit in der Anbetung Jesu. Schon als alle Glocken läuteten, sagte ich: Das ist Union! Hernach sagte ichs wieder. Im vollen Bewußtsein dessen, was fehlte, war ich doch voll Gemeinschaft mit allen denen, die Jesu Ehrentag feierten und Ihn in Seiner Auffahrt anbeteten.

Wir fuhren dann weg über Aarau . . . nach Neuenburg. Die erste Hälfte des Wegs durch die geschmückte, frühlingshafte Welt war eitel Nachhall der Himmelfahrtsfeier. Ach, wie schön ist dies Land. Der Bieler und Neuchâtelers See ist nicht mehr „die Schweiz“; aber dennoch, dennoch. Neuenburgs größte Zier ist die große, weiße Alpenkette. Wie schön war das Abendlicht auf den Bergen! Wieder hielt eine leuchtende Himmelfahrtswolke über den Gletschern, bis die Sonne unten war. Der Abend schloß sich wieder an den Morgen. Ein Fürst unter meinen Himmelfahrtstagen. Großen Dank für den edlen Tag, Du großer und treuer Herr!“

So ausführlich ist er indes selten in der Wiedergabe der Eindrücke, die er von Natur und Kunst empfing. Das Malen und Ausmalen mit Worten war ihm zu kleinlich. Meist genügen ihm ein paar knappe Pinselstriche, um das Charakteristische einer Landschaft hervorzuheben. So, wenn er die Herrlichkeiten von Cannes schildernd sagt: „Vor uns das Esterellgebirge, an dessen Fuß der blaue Busen und Hafen und das mit Villen übersäete Gelände; die Rosen blühen, desgleichen Citronen und Orangen, herrlicher Duft und ein Ansehen der Landschaft wie von Herbst und Frühling zusammengesetzt. Sie sagen aber, es sei Winter, obwol man bei offenem Fenster arbeitet.“

Ein großer Genuß, an dem er sich in der Erinnerung oft noch labte, war ihm eine Meerfahrt von Cannes nach den nahegelegenen Kerinischen Inseln: der Insel St. Marguerite mit ihrem Fort, in welchem damals die von den Franzosen in Algerien besiegten Beduinen- und Araberhäuptlinge interniert waren, und der Insel St. Honorat, von deren marmornen Ruinen aus er „über den Golf Juan hinüber blickte auf die wunderschönen Höhen des Esterellgebirgs und die hinter ihnen sich erhebenden Seealpen, beim strahlendsten Sonnenschein, unter dem Farbenspiel des schönen Meeres und später der Abendsonne.“

Der Rückweg von Cannes führte ihn über den Col di Tenda, von wo aus er „in das schöne, grüne, von schneeigen, strahlenden Bergen begrenzte Land Piemont“ hinabsehen konnte, nach Turin und Mailand, wo er auch den Turm des marmornen Doms erstieg. „Was sahen wir im Dom für Stickerien,\*) kirchliche! —

---

\*) Vöge ist auch bewundernd vor der Sixtinischen Madonna Raphaels in Dresden gestanden. „Je länger ich schaute, sagt er, desto mehr erfreute mich das Bild. O der Christusknabe Raphaels und diese dienende hohe Magd, die ihn trägt. Die Holbeinische Madonna konnte mir nach jener nicht so sehr zu Herzen gehen.“

schrieb er noch voll des Eindrucks an seine Tochter. Wie interessant waren die Bilder der Bildergalerie! Die Verlobung Marien mit Joseph (das berühmte, unter dem Namen *lo sposalitio* bekannte Raphaelische Gemälde) und ein Christuskopf von Guido Reni bleiben mir unvergeßlich. Wir sahen auch das Abendmahl von Leonardo da Vinci. Es ist Ölmalerei auf Kalk, bedeckt eine Wand, ist verderbt, da die Spanier einen Stall aus dem Speisesaale der Mönche machten, wo es sich befindet, ist aber trotz alles Verderbs schöner als alle Copien, deren im Hause prächtige aufgestellt waren. Am wohlsten war mir aber in der Kirche des heil. Ambrosius. Was kann man da lernen! Ich könnte über Mailand ein ganzes Buch schreiben.“

Besonders lieblich erschien ihm Lugano mit seinem See, „in dessen milden Lüften die hohen Berge ihre Leiber, ihren Fuß aber in seinen Wassern baden.“ „Die ganze Gegend hier ist wunderschön, hier ist italienische Schweiz, alles viel schöner als die Lombardei, in deren Hauptstadt und Ebenen es uns aus andern Gründen so wol gefiel.“ Ein kleines Abenteuer auf eben dieser Reise, von ihm selbst erzählt, mag den Schluß dieses Abschnitts machen. „Der Weg von Airolo — schreibt er — bis zum Hospiz auf der Höhe des Gotthard war kalt. Die Sonne schien hell, der Wind wehte Schnee von den Bergen. 'S ist dort droben nicht schön. Auf der Nordseite — Deutschland zu, kamen wir je zwei und zwei in Schlitten. Da schneite, wehte, froh es, daß wir froh waren, als wir in Andermatt zu einem „kostbaren“ Mahle ankamen und uns mit Wein wärmen konnten. Als wir wieder in die Schlitten kamen und rasend hinabfuhren, sah ich eine merkwürdige Brücke. Der Condukteur fuhr selbst. Ich fragte, „was ist das für eine Brücke?“ Antwort: „die Teufelsbrücke.“ (Sie ist bekannt.) Da raste der Schlitten in die Brücke hinein, fuhr um und um, fiel — Frau Oberin fiel auf mich — der Condukteur

fiel auch; das Pferd wollte nicht halten; die anderen Schlitten waren voraus. Frau Oberin schrie, zumal sie meinte, ich sei beschädigt. Ich aber war ruhig. Der Teufel, der in Andermatt überhaupt sehr spuken soll, hatte mich zu unterst geworfen, aber der Engel des Herrn breitete die Hände unter. Ich stand ganz unverletzt auf, als meine Lasten weg waren. Allein da kam der „Hutschelm“, der auf der dortigen Brücke haust (Windsbraut), und wollte meinen Hut in den Fluß wehen, der unten brauste. Ich erhaschte ihn aber wieder. Ich habe ja ohnehin in Cannes Regenschirm und Kappe gelassen, in Turin den Mantelriemen: wenn ich nun auch keinen Hut mehr gehabt hätte! Es kam aber Mann und Hut wol davon.“

Doch, wie gesagt, nur selten wurden Vöhe solche Ruhepausen inmitten der Arbeit des Berufslebens zu teil. Als er das letzte mal eine solche Erholungsreise antrat, — im Jahr 1863 — war sein körperlicher Zustand schon ein bedenklicher. Er hatte an Pfingsten die Festpredigt gehalten und war eben mit seinem Vikar Dr. Weber in der Austeilung des heil. Abendmahls begriffen, als ein leichter Schlaganfall (die apoplektische Anlage war bei ihm väterliches Erbteil) ihn rührte. Er konnte sich aufrecht erhalten, verschüttete aber, als er den Kelch füllen wollte, den Wein. Die linke Seite des Körpers war unempfindlich geworden, doch blieb sie bewegungsfähig. Vorübergehend litt auch das Gehör, so daß er den vollstimmigen Gesang der zahlreich versammelten Festgemeinde nur leise wie von ferne vernahm. Der von den Seinigen herbeigerufene Arzt gebot strengste Ruhe und zeitweilige völlige Enthaltung von der Arbeit. Vöhe bereitete sich in jenen Tagen ernstlich auf den Tod; täglich ließ er sich das Sakrament reichen. Als die unmittelbare Todesgefahr vorüber schien, wurde ihm der Gedanke, seine Arbeit an andere abgeben und brach liegen zu sollen, doch recht schwer. Er strafte sich darüber, erkannte und

bekannte auch seinen Mangel an Leidenschaftlichkeit als Sünde. Aber die gleiche Klage kehrt in seinem Tagebuch noch mehrfach wieder. „Ich weiß — sagt er da einmal — daß meine Traurigkeit sündlich ist, daß ich nicht eigentlich ergeben bin in meinen Weg des Leidens. Sterben erscheint mir schöner als ein gebrochenes Leben. Und doch ist letzteres meine Aufgabe. Vielleicht sollte ich auch ein wenig auf Herstellung einiger Leibeskraft hoffen. Ich bin innerlich nicht wie ich sollte und könnte. O Herr, mach mich zufrieden!“ Er fand, wie viel er noch an sich zu corrigieren habe. „Es gibt Treue im Kleinen, die ich getrost noch lernen dürfte, samt Wahrhaftigkeit, neidloser Liebe, Wohlwollen, Freude an fremder Gabe und — gerne abnehmen.“

Auf den Rat des Arztes sollte er, um ganz von den Berufsgeschäften sich auszuspannen, auf einige Wochen von Dettelsau weggehen. Er brachte etwa vierzehn Tage auf dem hohen Peißenberg zu. Dort „fern von und hoch über allem Getümmel“ ward ihm wohlter. Freilich rasten konnte sein thätiger Geist nicht; er las und studierte viel, um für die ihm allenfalls noch gegönnte Zeit des Wirkens seinen Geist zu befruchten. Aber auch hier zog es ihn nach kurzem Fernesein wieder heim nach Dettelsau. Nachdem er einige der schönsten Gegenden in den bayerischen Voralpen gesehen und die Herrlichkeiten Hohenschwangaus genossen, schreibt er in sein Tagebuch: „Herrliches Wetter, schöne Blicke. Aber ich gestehe, daß ich alles entbehren kann und daß mir meine Dettelsauer Stille alles ersetzen kann. Ach, ich habe das Reisen genug und würde unaufhaltsam heimwärts streben, wenn ich nicht dächte, ich könnte am Ende doch etwas mehr Kraft und Gesundheit sammeln.“ Doch eben das Gefühl der Erstarkung seiner angegriffenen Gesundheit, geschweige wirklichen Wohlbefindens wollte sich während der ganzen Erholungszeit nicht recht einstellen. Noch wenige Tage vor seiner Rückkehr nach Dettelsau schreibt er in sein

Tagebuch: „Ich lese alles als ein „Geschlagener“, Abschiednehmender, Verabschiedeter. Für das immer und immer sich regende Streben meiner Seele finde ich fortwährend Mahnung, daß es mit mir für diese Welt am Ende sei, weil ich krank und invalid bin. Ob das noch einmal anders wird? Ob fertig mit dieser Welt, sehnsüchtig nach dem Himmel, meine Seele doch noch ein Stück recht klaren, bewußten Wirkens zum Heil der Brüder finden wird? Alle meine Gedanken sind vor Dir! Du siehst meine innere Bewegung. Ohne Deinen Geist, Dein Maß und Deine Kraft, auch leibliche, kann ich auch dem bescheidensten Ziel einer neuen Lebensstrecke nicht nachjagen. Ich will vor Dir schweigen, auf Dich warten — Da aber behalte mich ewig und verkläre meine arme Seele für Dein ewiges Reich.“

Etwas hoffnungsvoller lautet der letzte Eintrag in sein Reisetagebuch: „Ob ich nun mit größerer Kraft und besserer Gesundheit nach Neuendettelsau zurückkehre? Diesen Morgen wäre ich geneigt, die Frage zu bejahen. Jedenfalls, wie ich jetzt sehe, — ich habe ja viel studiert — liegen für mich der Aufgaben noch viele zu lösen vor, wenn ich länger lebte. Die Gemeinde, die Anstalten, die Gesellschaften, die Kirche -- was bedürfen sie alles und wie viel erübrigt! Kann und will der Herr mich noch brauchen, so will ich Ihm dienen. Wenn Er mich nicht brauchen will, so wolle Er meine Seele völlig bereiten, daß sie Sein Eigentum ewig bleibe. Amen. Nur Sein!“

Etwa ein Jahrsebt des Wirkens war Löhe von da an noch gegönnt. Er bewältigte auch in diesen Jahren noch ein erstaunliches Arbeitspensum, aber allmählich machte sich doch die Abnahme der früher unerschöpflich scheinenden Kraft auch für andre bemerkbar. Jetzt hätte er kräftigere Unterstützung anderer bedurft, aber eben jetzt fehlte sie ihm. Sein reichbegabter Vicar Dr. Weber verließ 1864 seine Stellung in Neuendettelsau, um eine ihm übertragene

Pfarrrei anzunehmen, und im Frühjahr 1866 kehrte sein Gehilfe in den Anstalten, der damalige Conrektor Lohse, jetzt Oberkirchenrat in Gera Untermhaus, der ihm zehn Jahre lang treu zur Seite gestanden hatte, und in dem er damals seinen Nachfolger am Diaconissenhaus gefunden zu haben glaubte, in seine Altenburgische Heimat zurück, von wo er später an die Spitze der lutherischen Landeskirche von Neuß jüngere Linie berufen wurde. Derselbe war auf Wunsch Löhes, der, wie gesagt, seit der an Pfingsten des Jahres 1863 erhaltenen Todesmahnung ernstlich darauf bedacht war, sein Haus zu bestellen, d. h. die kirchliche Zukunft des Diaconissenhauses zu regeln, von der Muttergesellschaft bei ihrer Generalversammlung am Laurentiustage 1864 zum Hausgeistlichen erwählt worden, mit dem Auftrag, die geistlichen Funktionen an den Anstalten wahrzunehmen, allerdings, während der Lebensdauer Löhes, nur vicario nomine. Allein die wohlgemeinte Maßregel Löhes, sich bei Lebzeiten schon einen Nachfolger zu bestellen und selbst „abzugeben“ (wie der Dettelsauer Bauer sagt), so beruhigend sie für die Zukunft der Anstalten erscheinen mochte, erwies sich für die Gegenwart als verfrüht. Die neugeschaffene Stellung des Hausgeistlichen barg von Anfang an einen Keim von Schwierigkeiten in sich, die sich nur zu bald herausstellten und keine Lösung fanden als durch den Rücktritt des Hausgeistlichen; ein Ausgang, der ohne Leid und Weh für beide Teile nicht abging. „Es gelingt mir nicht — schrieb Löhe damals wehmützig an L. — mir Nachfolger zu erziehen; ich bin auch selbst zu wenig lebenswürdig und anziehend. Aber vielleicht geht es doch wie öfter, daß, die meine Erben nicht werden wollen, reiche Saat auf eigenem Gebiete streuen. Mein ganzes Herz jammert, daß ich so wenig bin und auch andern sein kann und immer einsamer und absterbender werde.“ So war eine doppelte Lücke, und zum Ersatz nichts vorhanden als die jugendliche Kraft eines eben aus der

Esse gekommenen Anfängers, der überdies bereits ein Lehramt an der Neuendeltelsauer Missionsanstalt bekleidete, des damaligen Candidaten J. Deinzer. Es blieb nichts übrig als daß Löhe, der Erleichterung suchte und bedurfte, sich mit noch schwererer Arbeitslast als vordem belud, von der ihm erst im Lauf der Jahre der genannte Vicar einen größeren, aber bei weitem nicht ausreichenden Teil abnehmen konnte.\*)

Nach weiterer Hilfe für die Arbeit am Diakonissenhause sich umzusehen hielt Löhe nicht blos die Schwierigkeit, eine geeignete Persönlichkeit zu finden, sondern auch die übertrieben zarte Rücksicht auf die finanzielle Last des Diakonissenhauses, vielleicht auch noch andere Bedenken ab. Zu dieser Erschwerung seiner Arbeitslast kam noch der weitere Uebelstand, daß gerade um jene Zeit Löhe oft der wünschenswerten häuslichen Pflege entbehrte, da seine Tochter, die in treuester, aufopferndster Weise für ihn sorgte und ihm einen Ersatz für die mit dem Tode seiner Gattin verlorene Häuslichkeit zu schaffen verstand, infolge schwerer Krankheit wiederholt über Jahr und Tag von Hause abwesend sein und in Bädern Heilung suchen mußte. So wohnte der alternde Mann zeitweilig allein im Pfarrhause; die Dienerin kam morgens und gieng abends weg; das Frühstück bereitete er sich, wie ehemals in seiner Verweserzeit selbst, ebenso sein Lager; zum Mittag- und Abendessen gieng er, auch zur Winterszeit, den nicht ganz kurzen Weg zwischen Pfarrhaus und Diakonissenhaus hin und her. Eigenen Haushalt mit einer fremden Person wollte er nicht; eine solche Einrichtung, meinte er, würde Rücksichten auferlegen, die er nicht befriedigen, und Mittel fordern, die er nicht aufbringen könne — und in der That auch nicht besaß. Seiner Tochter schrieb er aus jener Zeit

---

\*) Vorübergehend leisteten auch einige Candidaten durch Übernahme der Seelsorge in den Hospitälern zc. etwas Aushilfe, die aber nur von kurzer Dauer und an sich nicht bedeutend war.

einmal: „Das Haus ist gesperrt, ich öffne selbst. Tiefe Einsamkeit, völlige Stille! So soll's auch bleiben. Kommst Du wieder, so sollen sich Dir alle Pforten wieder öffnen. Dir allein; außerdem ist ausgehaust.“

Ein Glück nur, daß er die Einsamkeit gerne trug und in ihr kein Grauen fand. Für ihn war sie freilich auch Abwechslung mit ihrem Gegenteil, dem oft ermüdenden Verkehr mit und Angelaufenwerden von Menschen. So konnte er nicht nur den Wechsel von Einsamkeit und Gemeinschaft, Stille und Öffentlichkeit als das Normale im Christenleben, vor allem im Leben des Dieners Christi bezeichnen, sondern sogar das Glück der Einsamkeit preisen. „Die Ruhe meiner Nächte, die Stille meines Hauses“ — schreibt er einmal aus einer solchen Zeit tiefster Einsamkeit — „welch ein Glück.“ Aber wenn auch die Einsamkeit für ihn kein Grauen gehabt zu haben scheint, so fehlte ihm doch in den jetzt häufiger werdenden Elendsnächten und Wehetagen die lindernde, pflegende Hand. Auch wurde er allmählich hilfsbedürftiger. Es kam die Zeit, wo der strenge Grundsatz völliger Selbstbedienung und des Strebens nach völliger Unabhängigkeit von fremder Dienst- und Hilfeleistung ermäßigt werden mußte. Da war es denn ein von ihm selbst dankbar empfundenes Glück, daß er wenigstens in der letzten Zeit zunehmender Schwachheit sich der Nähe und liebenden Pflege seiner Tochter erfreuen durfte.

Schon Ende 1869 überfielen ihn körperliche Schwächezustände. Fast ein Jahr mußte er auf das Predigen verzichten — für ihn eine bittere Entsaugung. Wenn die Glocken läuteten, und seine Gehilfen (er hatte seit 1870 noch einen Privatvicar) giengen, an seiner Statt Gottesdienst zu halten, traten ihm die Thränen in die Augen. Er sagte sich ja täglich und stündlich, daß „abnehmen und abgeben“ jetzt sein gottgewiesener Beruf sei, aber die Ergebung in den abwärts führenden Lebensweg kostete ihm doch auch Kampf

und Überwindung. Manchen Seufzer, der die Bewegung seiner Seele verrät, hat er seinem, allerdings immer knapper werdenden Tagebuch anvertraut. „Obgleich ich weiß — schreibt er da einmal —, daß ich nach keiner Seite hin mehr lange, daß ich überall schwach bin, ist's doch offenbar, daß es mir mit der Entfagung und Altftizerei hart geht und daß ich ein harter Mensch bin. Gott helfe mir in Gnaden.“ Ein andermal: „Wo hinaus es mit mir gehen soll, weiß ich nicht. Wenn ich nur fürs Sterben recht bereit wäre! Meine Zeit geht vorbei. Ich bin oft bei meiner Leiche Ps. 90.“ Am Neujahrstag 1870: „Ich habe also wirklich das Jahr 1870 und seinen Anfang erlebt. N. hielt Predigt im Dorfe. Im Vetsaal kein Gottesdienst. Ob ich wol wieder meinen eignen Lückenbüßer werde machen dürfen? Gott walt's in Gnaden!“

Nach zwei Seiten hin machte sich die Abnahme der körperlichen Kräfte besonders fühlbar. Die Stimme, die sonst löwenstarke, versagte ihm oft plötzlich den Dienst; die Füße wurden unsicher, Gehen und längeres Stehen war ihm infolge des zunehmenden Nierenleidens sehr beschwerlich. Wie manchesmal führte er jene Verse Shakespeare's aus König Heinrich VI. an:

„Doch diese Füße von kraftlosem Stand,  
Unfähig, diesen Erdenloß zu tragen,  
Sind leicht beschwingt vom Wunsch nach meinem Grabe,  
Wohl wissend, daß ich andren Trost nicht habe.

„Ich habe aber doch bessern Trost,“ setzte er dann wol, den Dichter korrigierend, hinzu.

Eine merkwürdige Weichheit überkam ihn. Er, der thränenlos am Grabe der Gattin gestanden hatte, konnte nun durch eine Kleinigkeit körperlich und gemüthlich erschüttert und bis zu Thränen gerührt werden. Mit dieser Weichheit wechselte eine zu Zeiten hervortretende Erregtheit. Auch die geistigen Kräfte nahmen ab. Gerade bei solchen Größen im Reiche Gottes scheint es der Weg der Gnade zu sein, sie in die Tiefe und Kleinheit zu führen und

ihnen und andern zur schmerzlichen, aber lehrreichen Erfahrung zu zeigen, daß auch die geistige Begabung etwas ist, was dem Menschen ausgezogen werden kann, eben weil sie nicht zu dem gehört, was den sittlichen Kern der Persönlichkeit ausmacht. Daneben war dann doch auch, namentlich in Stunden, wo er sich körperlich wohler befand, ein Wiederaufleuchten der alten Geisteskraft wahrzunehmen. Es blizten dann Gedanken auf von einer Kraft und poetischen Schönheit, die an seine besten Tage erinnern konnte. Ich entsinne mich namentlich einer Predigt vom II. Advent 1870 über Luc. 21, 25—33. Ein gewaltiger Orkan, der wenige Tage vorher über Neuendettelsau dahingebraust war — mit solcher Heftigkeit, daß er das Schieferdach des Betsaals abblätterte und den Dachstuhl zerstörte, bot, so zu sagen, den verjüngten Maßstab zur Vorstellung der vom HErrn „mit übermenschlicher Phantasie“ geschilderten Schrecknisse der untergehenden Welt. Die Frage wurde aufgeworfen, wie es denn der Gemeinde Jesu zu Mute sein würde inmitten einer vor Furcht und Erwartung der kommenden Dinge verschnachtenden Menschheit? Gewiß, lautete die Antwort, werde auch die Braut Jesu angethan werden von den Schrecknissen jenes Tages; dennoch aber werde ihr bei all dem Untergang und Graus um sie her zu Mute sein wie der Rahab, als sie die rote Schnur, das Unterpfand des Heils, in ihr Fenster knüpfte, oder wie der zu Ahasver hinzitternden Esther, bei der Furcht und Bangigkeit in dem Augenblick schwand, als der König gnadenvoll seines Scepters Spitze gegen sie neigte u.

Selbst noch vom Jahr 1871 liegt mir die Nachschrift einer über das Evangelium des 4. Epiphaniassonntags gehaltenen Predigt vor, die Spuren seines Geistes zeigt. Er führte da in der Anwendung den Gedanken aus, daß wir in der Not nicht aufgeregert und unruhig wie die Jünger den HErrn um Hilfe ansprechen, sondern im Glauben still und ruhig Seiner Hilfe warten sollen. „Wer den Glauben hat, meine lieben Brüder, der geht

nicht unter, der bleibt bei Jesus, der, auch wenn er einschläft, ein großer und mächtiger Gott bleibt, der alles unter sich gelegt hat. Die Jünger hätten durch die See und ihre Unruhe ihr Herz nicht empören lassen sollen, sie hätten stille sein sollen (zu Ihm), sie hätten für den schlafenden Jesus dem Winde wehren und ihn heißen sollen, stille zu sein. Es gibt Zeiten, wo der Mensch stille sein kann. Wenn der Herr schläft, da sollen alle Menschen schweigen. Wenn wir mit Ihm schweigen, wird Er mit uns wachen. Wenn wir aber den Glauben und den Glaubensmut verlieren, dann wird Er, der Hilfsreiche, zwar helfen, aber Er wird uns tadeln, wie Er dort die Jünger tadelte: Warum seid ihr so furchtsam? Der, dem Wind und Meer gehorsam war, will nicht, daß wir in irgend einer Lage in Unruhe kommen sollen. Er verliert seine Wunderkräfte nicht, wenn er auf dem Meere ist. Im Gegenteil: des Meeres Ungeßüm und seine Wellen heben ihn bloß. So laßt uns Ihm denn folgen und Seine Wege gehen. — Wie schön paßt dieses Evangelium für uns! Wir haben auch das Meer wallen und seine Wellen gehen sehen. Wie hat sich unser Schiff bewegt. Wie hat es geschienen, als ginge mit uns das Schifflein unter — und siehe, Er hat Sein Schifflein gehen und uns mit Ihm fahren lassen, bis die Meeresstille kam und uns der Hoffnungsstrahl des Friedens (a. 1871) wieder geschenkt wurde u.“ — Gewiß, in dieser wie in der S. 290 mitgetheilten Predigt ist noch Gedankengehalt, aber ein wehmütiges Gefühl beschleicht uns doch beim Lesen, ähnlich dem, wenn wir in diesen Octobertagen die letzten, spärlichen, farbenbleichen Herbstblumen auf derselben Wiese pflücken, die im Frühling in der Fülle ihres Blumenflors gepirngt hatte.

## God und Begräbnis.

Noch bis ein halbes Jahr vor seinem Tode versuchte es Löh, ab und zu zu predigen. Sein Zustand blieb im allgemeinen gleich, nur daß das fortschreitende Leiden allmählich auch die edleren Organe, Herz und Gehirn, ergriff. Da war es Wohlthat, daß Gott die Tage des Elends verkürzte und dem Leben ein Ziel setzte, ehe die Krankheit einen Verfall nicht nur der leiblichen, sondern auch der geistigen Kräfte herbeiführte. Gott hat hierin seinen Wunsch, daß er keine unnütze Last des Erdbodens werden möge, gnädig erhört und andern den schmerzlichen Anblick erspart, die Geistesleuchte Löh's erlöschen, das Leben dieses reichen Geistes zu einem bloßen Vegetieren herabsinken zu sehen. So blieb er doch, trotz seiner Schwachheit, allerdings getragen durch die schonende Rücksichtnahme seiner Umgebung, der Mittelpunkt seines Lebenskreises; der Hirtenstab des Pfarrers und der Hercherstab des Rektors glitt nicht aus seinen Händen, und wenn auch das Getriebe des gesamten Anstaltswesens infolge des mangelnden Eingreifens des Leiters sich verlangsamte, da und dort auch Stockungen eintraten, so blieb doch sein bloßer Name für die Anstalten ein Faktor von solchem moralischen Werte, daß Übelstände dieser Art nicht so schwer ins Gewicht fielen. Es ist ihm nicht begegnet, was so manchem andern, daß sein Lebenswerk bei seinen Lebzeiten sich von seiner Person loslöste; erst der Tod war seine völlige Entlassung aus Amt und Beruf, die Stunde des nunc dimittis.

Mit dem zu Ende gehenden Jahr 1871 neigte sich auch sein Lebenstag zum Untergang. Ein Schwächeanfall überkam ihn kurz vor Weihnachten, der zwar weder den Seinen noch auch dem treu um ihn bemühten Arzt unmittelbare Besorgnis einflößte, in ihm aber das bestimmte Vorgefühl des nahen Endes erweckte. Am IV. Advent, dem Tag vor Weihnachten, begehrte und empfing er

von dem, der dies schreibt, das heil. Sakrament mit Andacht und großem Ernst. Dessen Wunsch beim Weggehen: der Herr möge ihm im bitteren Stündlein beistehen\*) wie seinem Märtyrer Stephanus, und wie er sich ihm in der Menschwerdung zum Bruder, im Tod zum Lösegeld und jetzt im heil. Mahle zur Speise gegeben habe, auch sein Lohn in der Ewigkeit sein\*\*) (1 Mos. 15, 1) — erwiderte er mit einem kräftigen Amen. In den nächsten Tagen trat einige Besserung ein; aber seine Gedanken blieben in der Richtung auf das Ende. Was alles in jenen Tagen und Nächten durch seine Seele gieng, wissen wir nicht. Sehr bewegt aber hat ihn, wie aus seinen Reden ersichtlich war, der Gedanke an die Seinen und die Zukunft der Anstalten. Zu letztwilligen Verfügungen ist er nicht mehr gekommen. Oft hörte der in den paar letzten Nächten bei ihm wachende Anstaltsbruder ihn die stille Bewegung seiner Gedanken mit den Liebesworten unterbrechen:

Gott wirds machen,  
Daß die Sachen  
Gehen, wie es heilsam ist.

Weihnachten und die Weihnachtswocde waren so vorübergegangen und der Neujahrstag 1872 herangekommen. Böhe fühlte sich wieder so weit gekräftigt, daß er die Vielen, die ihm ihren Glückwunsch bringen wollten, in seiner Sophaecke sitzend empfangen konnte. Gar mancher Wunsch wurde ihm dargebracht, unter anderen die ihn erfreuende Gratulation einer Schwester, die ihm

---

\*) Chrysostomus macht die Bemerkung: Stephanus habe in seinem Sterben des Menschen Sohn zur Rechten Gottes nicht sitzen, sondern stehen gesehen, wie zu seinem Beistand erhoben.

\*\*) Se nascens dat in socium,  
Convalescens in edulium,  
Se moriens in pretium,  
Se regnans dat in praemium.

wünschte, daß er im neuen Jahre wieder „laufen“ lernen möchte. So sehr war er in der letzten Zeit an Kraftlosigkeit dem Kinde gleich geworden, daß dieser Kinderwunsch bei ihm angebracht war. Als ein anwesender Freund meinte: dann könne er doch wieder frische Luft genießen, erwiderte er: da wäre es doch besser, wenn ich wieder predigen könnte; ein Beweis, wie seine Seele bis zum letzten Augenblick an seinem Berufe hieng. Es war eine liebliche Fügung Gottes, daß die Sitte des Neujahrs noch einmal so viele seiner Gemeindeglieder ihm vor Augen führte. Noch einmal wurde Gruß und Gegengruß zwischen Hirt und Heerde gewechselt, aber es war ein Abschiednehmen für diese Welt.

Nach Tisch, als er sich eben zu kurzer Ruhe in seinen Stuhl zurückgelehnt hatte, rührte ihn die Hand des Todes. Er verlangte noch zu Bette gebracht zu werden, aber kaum war dies geschehen, so griff er mit beiden Händen nach dem Haupte und ließ sie dann über das Angesicht herabgleiten. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen, aus dessen Betäubung er nicht mehr erwachte: besinnungslos und regungslos lag er bis zum Nachmittag des folgenden Tages. Wie führt der Herr doch Seine Knechte so ganz anders durch das Todesthal als wir es meinen. Wir würden für Glaubensmänner und Gotteshelden einen Ausgang des Lebens erwarten, strahlend und herrlich wie ein majestätischer Sonnenuntergang. Aber des Herrn Wege sind andre gerade bei denjenigen, die man zu den Großen im Reiche Gottes zählen darf. Wie viel großartiger war doch auch Luther an dem Tage von Worms als auf seinem Sterbebette, wo von der Glorie des Bekenntnisses, von dem freudigen Trug des über Welt und Tod triumphierenden Glaubens wenig wahrzunehmen war. Aber es genügt, wenn von Seinen Knechten gesagt werden kann, was der Apostel Paulus von sich sagen durfte, als er vor den Pforten der Ewigkeit stand: Ich habe Glauben gehalten.

So war auch bei Löhes Sterben nichts von all der Herrlichkeit zu spüren, mit der er selbst durch Gebet und Trost der Schrift so manches Sterbelager zu verklären, so manches Siech- zum Siegesbette zu wandeln mußte. Nicht einmal einer Äußerung dessen, was innerlich in ihm vorgieng, war er mehr fähig, regungslos, wie der Welt schon entrückt, ganz in das verborgene Innenleben der Seele zurückgezogen, lag er da. Ein tiefer, feierlicher Sterbensfriede war um ihn her. Recht einfach und gering war deshalb auch der seelsorgerliche Dienst an seinem Sterbebette: er beschränkte sich auf die Fürbitte für die im Todeskampf ringende Seele. So manches Mal hatte Löhe in Leichenpredigten die Frage aufgeworfen, ob es wünschenswert sei, bei klarem Bewußtsein zu sterben; immer aber die Frage dahin beantwortet, daß man dies ruhig der Fügung Gottes überlassen könne, daß ihm für seine Person nicht so viel daran liege, daß er darum bete; genug, wenn der Tod uns, ob wachend oder schlafend, nur in Jesu Wunden finde. Es sei überhaupt ein seltner Fall, daß der Todesaugenblick den Menschen bei ganz wachen Sinnen antrete; in der Regel gehe dem Tod wie dem Schläfe ein Zustand vorher, den die Theosophen richtig als turba bezeichneten: eine Verwirrung, ein Hinabsinken des Geistes unter die Bewußtfeinschwelle. So war es bei ihm; er wurde träumend durch die Todespforten geführt. Als die letzte Not begann, sang man das Lied: O Lamm Gottes &c., unter dessen Klängen er, wie einst seine Mutter, zu verschweiden gewünscht hatte, und betete die Sterbelitanei. Endlich, um die fünfte Nachmittagsstunde des 2. Januar (1872) kam die Erlösung, da die Seele aus dem bereits verfallenen Tempel ihres Leibes gieng. Nur um Weniges hatte Löhe das 63. Jahr, das große Stufenjahr, überschritten. Ein brennendes und scheinendes Licht der lutherischen Kirche des 19. Jahrhunderts war erloschen.

Am 5. Januar trug man ihn zu Grabe. Auf dem schön

gelegenen Pfarr-Gottesacker, in der Gruft, die die sterblichen Reste seiner vorangegangenen Teuren barg, fand er seine Ruhestätte. Unter großer Teilnahme von nah und fern, hoch und niedrig, wurde er zu Grabe geleitet. Dort fand jedoch nur eine liturgische Feier statt, da er sich ausdrücklich jedes Menschenwort an seinem Grabe verbeten hatte, ein Wunsch, in den man sich freilich allseits nur schwer zu finden vermochte, zumal dadurch auch die sonst in Dettelsau übliche Leichenpredigt im Gotteshause ausgeschlossen war. Aber die hehren Gottesworte, die bei der Aussegnung an seinem Sarge gelesen wurden: „Viele, so unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; Etliche zum ewigen Leben, Etliche zur ewigen Schmach und Schande. Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich“ — konnten eine menschliche Würdigung dieses Lebens überflüssig machen. Da indes Löhe ein Leichenbegängnis wie bei Diaconissen verlangt hatte, bei denen am Begräbnistag im Abendgottesdienst eine Parentation stattzufinden pflegte, so glaubte man sich zu einer solchen Gedächtnisfeier im engsten Kreis auch in diesem Fall berechtigt. Die Parentation hielt ihm der Schreiber dieses über Jes. 6, eine Stelle, die, wie Band I, S. 125 erzählt ist, Löhe an seinem Ordinationstage in bedeutsamer Weise zugeeignet wurde. Da lag es nahe, Parallelen zu ziehen, Beziehungen zu finden, etwas Vorbedeutendes auf Löhes Aufgabe im Reiche Gottes und den Erfolg seiner Wirksamkeit in jener Stelle zu suchen. Richtig glaubt der Verfasser damals gesagt zu haben, daß Löhe seine Zeit ähnlich der des Propheten ansehen durfte als eine Zeit des Abfalls der Massen, der Auflösung der theokratischen Verhältnisse, der Entchristlichung des Volkslebens, da für das Ganze nicht mehr viel zu hoffen sei, weshalb es Sammlung der Gläubigen in kleinere Kreise gelte, die durch Gottes Gnade Same der Kirche der Zukunft werden möchten. Richtig

auch, daß Löhe, hierin auch dem Propheten vergleichbar, von der Gegenwart unbefriedigt der Hoffnung besserer Zeiten lebte und nach einer vollkommeneren Darstellung der Kirche Gottes auf Erden sich sehnte; weshalb ihn auch keine bis jetzt dagewesene Gestalt der lutherischen Kirche befriedigte und er sagen konnte: „Wenn ich höre, daß irgendwo eine bessere Kirche entsteht als die lutherische, so verschreibe ich mich sterbend noch der neuen Kirche, noch fünf Minuten vor meinem Tod.“ Hieher gehörig und mitteilenswert erscheint auch eine in jene Parentation eingeflochtene, im Freundeskreis gethane Äußerung Löhes über sein kirchliches Ideal. „Wenn man wissen will, was wir eigentlich wollten (sc. mit unsern kirchlichen Bestrebungen), so muß man die Diakonissenanstalt ansehen,\*) nur daß man nicht bloß an Schwestern denken müßte. Wir wollten eine apostolisch=episcopale Brüderrkirche. Das Lutherthum ist uns nicht Parteisache. Worin wir aus voller Seele lutherisch sind, das ist das Sacrament und die Lehre von der Rechtfertigung. Wir sind keine Lutheraner im Sinn der Missourier,

---

\*) In den „Fliegenden Blättern“ des Rauhen Hauses wurde seiner Zeit diese Äußerung Löhes dahin mißverstanden, als sei seine Thätigkeit auf dem Gebiet des Diakonissentums nicht dem reinen Motiv der barmherzigen Liebe entquollen, sondern mit kirchenpolitischen Tendenzen verfezt gewesen. Das ist ein Irrthum. Löhe wollte, wie aus dem ersten Capitel dieses Halbbandes für jedermann deutlich hervorgeht, mit der Stiftung des Vereins für weibliche Diakonie und hernach der Diakonissenanstalt nichts anderes als an seinem Theile dazu helfen, daß die lutherische Kirche den Beweis ihres Glaubens in guten Werken, namentlich in den gottgesegneten Werken der inneren Mission und Diakonie des 19. Jahrhunderts, nicht länger schuldig bleibe. Allerdings wurden die Anstalten der Barmherzigkeit, wie sie nach und nach in immer reicherm Kranze erblühten, für Löhe auch insofern von Bedeutung, als (wie D. v. Stählin mit Recht sagt), „durch dieselben seine kirchlichen Ideale eine annähernde Verwirklichung fanden und sein schaffender Geist in ihnen überhaupt zur Ruhe kam.“ Doch dies war nicht die Absicht ihrer Gründung, sondern Folge ihres Daseins.

auch nicht im Sinn der Altlutheraner (er meinte: wir wollen keine bloße Repristinatio des Alten. Der Verf.). Wir sind ganz antik und ganz modern. Eine Fortbildung des Luthertums zu einer apostolisch-episkopalen Bräderkirche — das ist, was wir im letzten Grunde wollten.“

Der folgende Tag war der Tag des Epiphaniensfestes, das durch Röhe der Neuendettelsauer Gemeinde seit Langem zu einem Tag der Gaben und Opfer — nach dem Vorgang der Weisen — geworden war. Die Predigt in der Dorfkirche hatte auf Bitten Prof. v. Zejschwitz übernommen, der, indem er der Gemeinde das Bild ihres entschlafenen Hirten in meisterlicher Weise vor Augen stellte, einem allgemein gefühlten Mangel des Begräbnistages abhalf.

Wir heben aus der Predigt die hieher gehörigen Stellen aus.

„Zwei Gedanken — sagte Zejschwitz — treten in dem Festevangelium Matth. 2 hervor. Der eine ist: Das Licht der Weihnachten wird scheinend in der Heidenwelt. Der andre: Für die Gabe, die Gott der Menschheit in der Christnacht geschenkt hat, bringt diese ihr Opfer: Gold, Weihrauch und Myrrhen.“ Diese beiden Gedanken führte er nun aus, indem er sie nach der ihm eigenen Gabe wie Brillanten in immer wechselndem Licht erstrahlen ließ und zugleich in sinniger Weise das Gedächtnis seines entschlafenen Freundes in die Gedanken des Epiphaniensfestes verwob.

„Jeder treue Hirte — sagte er — der der Gemeinde die Wege zu Jesu zeigt, ist ein Stern, der (wie der Stern die Weisen zu dem neugebornen Welttheiland) zur Sonne leitet. So sagt ja auch die Schrift: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Hier ein scheinender Stern, dort ein leuchtender Stern in Herrlichkeit — das ist euer Hirte, so dürft, so müßt ihr ihn ansehen. Laßt ihn euch scheinen zur Freude.

Seht ihn, euren lieben, alten Leitstern, wie er euch grüßt, seine alte Gemeinde.

Aber er hat euch nicht bloß geleuchtet als ein Stern, er war auch ein Priester, der euch anführte zum Opfer. Ihr habt einen großen Lehrer gehabt, aber er war mehr als ein Lehrer, er war ein Priester in einer Zeit, wo es allenfalls noch Lehrer, wenn auch wenig gegründete, wenn auch wenig solche, denen der Geist die Zunge regt, aber kaum noch Priester gibt. Er war eine priesterliche Seele. Das erste Opfer, das viel höher steht als das Gabenopfer, das ist das Opfer des Odems, das Lobopfer, das der inbrünstigen Seele entströmt. Denkt ihr da nicht an ihn, den Mann, der auf Kanzel und Altar nicht walten konnte, ohne daß sein Odem ausströmte wie eine Flamme? Das war keine Manier, keine angenommene Art bei ihm. Es war die Flamme der Seele, die sich entweder opferte im Beruf gegen die Gemeinde, oder Gott sich opferte im Amte.

Das Lobopfer der Lippen, das Dankopfer der Seele: das ist das rechte, das größte Opfer. Die Gaben sind nur das Holz, der Odem der Seele ist das Feuer, das über dem Holze lodert. Dieses Opfer der Lippen, die den Namen des Herrn bekennen, hat er geopfert lebenslang. Und wie wird er es nun droben opfern in Vollkommenheit. Er hat einmal gesagt, hier auf Erden sei ihm die Gabe des Singens versagt, aber droben wolle er ein Hauptsänger sein. Und wie wird er droben singen in vollem Chor: „Ich freue mich eine große Freude, sehr groß“ (Matth. 2, 10). Dieses Lobopfer ist schon ein Selbstopfer im heiligsten Sinn, wie wir arme Menschen es eben hier bringen können, wo wir selbst den Leib noch nicht in unsrer Gewalt haben und an ihm tragen, wie an einer fremden Last. Doch nicht bloß das Opfer des Odems, auch das Opfer des Leibes und Lebens hat er gebracht: der Mann, wie ich noch keinen gesehen habe,

der immer Priester blieb auch im gewöhnlichen Leben bei aller auch ihm bewohnenden Schwachheit. Er hat sich geopfert im Amte, hat sich bis zur letzten Stunde verzehrt im Priesterdienst seines Gottes. Alle, die einst das heilige Amt auf sich nehmen wollen, dürfen getrost auf diese Stätte sehen und lernen was es heißt: sich im Dienste Gottes opfern.

Er ist nun daheim beim Herrn. Die Seele, deren Art es hier schon war, das Obere zu suchen, deren Auge Licht war, wahrlich Licht des edlen Leibes, sie schaut nun Jesu Herrlichkeit. Sie ist nun erlöst von der bitteren Schwachheit der letzten Jahre. Wie mußte sie auf dem lasten, der durch und durch Kraft war und That. Nun ist er erlöst — wie gönnen wirs der lieben Seele, daß sie nun in Himmelsluft baden kann. O, meine lieben Brüder, wir freuen uns eine sehr große Freude, daß Gott in dem Dunkel der Kirche der Gegenwart noch Lehrer giebt und gegeben hat, von denen man mit freudigem Geiste sagen kann: „Siehe, der leuchtet wie ein Stern. Wir freuen uns mit sehr großer Freude, daß in den Tagen des alternden Glaubenslebens, dieser Geisteschwäche, die die ganze Christenheit erfüllt, doch noch ein Zug apostolischen Lebens sich findet, wo man nicht fragt nach dem Weltgesetz der christlichen Kirche, nicht fragt, was Herodes dazu sagt, sondern einfach fragt, wie man dem Herrn Christus am besten danken und dienen kann. Es schein euch die Sonne Jesus auch durch den lieben Stern, der euch bisher geleitet hat und nun von der höheren Welt zu euch herniederleuchtet. Es gehe euch allenthalben voran das unbergessliche Bild eures Hirten, der sein Leben aufgeopfert hat im Dienste der Kirche, der die Schmach mit Freuden auf sich genommen hat, ein geringer Dorfpfarrer, ein starrer Lutheraner und was sonst noch alles heißen zu werden, weil er wußte, daß auch dies ein Opfer war und ein Weg, zum Ziele der Herrlichkeit zu gelangen. Mache dich auf, werde Licht!

Die Herrlichkeit des Herrn scheine über euch, daß ihr ihm danken könnt mit ganzem, vollen, ewigen Brandopfer.“

Einige Jahre nach seinem Tode erhob sich über Löhes Grab, von den Seinen gesetzt, ein einfacher Denkstein, der außer seinem Namen und den Namen der in der gleichen Gruft mit ihm begrabenen Angehörigen keine andere Inschrift trägt als die Worte des dritten Artikels:

Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen,  
Vergebung der Sünden,  
Auferstehung des Fleisches  
Und ein ewiges Leben.

Eine zusammenfassende Charakteristik Löhes zu geben, darauf verzichtet der Verfasser. Der Leser ist durch das vorgelegte Material selbst dazu in den Stand gesetzt. Aber die Anführung fremder Urtheile aus dem Mund solcher, die Löhe ferner und doch nicht zu ferne standen; wenigstens die Aushebung derjenigen Stellen, mit denen der Verf. sich einverstanden weiß, ist vielleicht doch nicht unerwünscht. Rahnis in seinem Buch: der innere Gang des deutschen Protestantismus II, S. 231 f. sagt von Löhe im Vergleich mit Harms: „Diese Dorfprediger waren, nicht im Sinne der Welt, aber im Sinne des Reiches Gottes, große Männer, die sich rein durch die Macht der ihnen verliehenen Gaben von ihren abgelegenen Dörfern aus einen Wirkungskreis nicht bloß über das evangelische Deutschland, sondern in andern Welttheilen bahnten. Beide waren durch und durch Charaktere, mächtig im Wort, eifrig in der Seelsorge, Meister in der Kunst der Organisation. Während aber Harms in einem fast verzehrenden Grade Wille war, war Löhe mehr eine durch die Gnade verklärte Natur. Seine Predigten waren nicht bloß volkstümliche Zweckreden, sondern reich an Gedanken, oft von wunderbarer Schönheit der Form. —

Wenn er, vom Moment ergriffen, aus seinem reichen Innern seine Gedanken entwickelte, konnte er reden, wie es wol nur wenige vermocht haben. Wie alle großen Kräfte der Kirche zog er seine Gedanken aus dem Leben. So hat er die Kirche, so das geistliche Amt geschildert. Nach seinem ganzen Streben, allem, was er sprach, schrieb und that, eine würdige Form zu geben, hatte er ein besonderes Verständnis für die Gottesdienstordnung. — Was ihn in dem letzten Abschnitt seines Lebens vorzugsweise hinnahm, war die Diakonissenanstalt, die er in Neuendettelsau gegründet hatte. — Seine Gabe, allem, was er gestaltete, eine sinnige und schöne Form zu geben, fand hier die ihr entsprechende Welt. Obwohl Löhre mehr als andere den Eindruck machte, in einer höheren Welt seine eigentliche Heimat zu haben, hatte er doch viel Verständnis für Individualitäten und eine besondere Gabe, weibliche Gemüther in würdiger Weise zu leiten. Und so ward denn die blühende Diakonissenanstalt Löhres ein schöner Beweis, daß die innere Mission im Bunde mit Bekenntnis und Gemeindeleben wahrhaft gedeiht.“

Bedeutend durch das Gewicht des Namens seines Verf. wie durch seinen Inhalt ist der Artikel „Löhre“ in Plitt-Herzogs Real-Encyclopädie (von Oberconf.-Präsident D. v. Stählin). Derselbe ist reich an Anerkennung\*) für Löhre, meisterhaft in der Form,

---

\*) Freilich einer Reihe von Behauptungen und Urteilen, die sich dort finden, vermag der Verfasser nicht zuzustimmen. 1. Die S. 720 sich findende Äußerung, daß Löhre (thatsächlich) „ein großer Apologet des Landeskirchentums sei, dessen Schwäche, dessen Stärke aber auch eine gewisse Weite sei“, sieht der Verfasser als ein Paradoxon an, das als solches cum grano salis genommen sein will. 2. Wenn S. 719 behauptet wird, daß Löhre thatsächlich über das Maß der in seinem „Gutachten in Sachen der Abendmahlsgemeinschaft“ gemachten Zugeständnisse „zu noch weiteren Konzessionen fortgegangen sei“, so ist dem Verfasser kein Fall bekannt, der der Behauptung zum Beweis diene. Gegen diese und eine ähnliche auch beleglose Behauptung Wangemanns darf der

oft treffend in der Charakteristik, aber in der Kritik der kirchlichen Bestrebungen und Kämpfe Löhes wesentlich den kirchenregiment-

---

Verfasser auf Band II, 2, 524—529, der eine Darlegung Löhes über seinen konfessionellen Standpunkt aus den letzten Jahren seines Lebens enthält, verweisen. 3. Eine Äußerung Löhes, daß er bereit sei, „jedem gläubigen reformierten Pfarrer seine Kanzel einzuräumen,“ *ibid.* ist dem Verf. nie zu Ohren kommen. So absolut und unverclausuliert will sie sich zu Löhes strengen Ansichten über Kanzelgemeinschaft nicht reimen. 4. Auf die Bemerkung (S. 719 und 720), daß Löhe das Sacrament fast über Gebühr erhoben habe u., läßt sich im Raum einer Anmerkung nicht antworten. Hier nur so viel. Löhe fand von Anfang an ein gewisses Misverhältnis zwischen dem anerkennenswerten Eifer, mit welchem von Beginn der Reformation an für die reine Abendmahlslehre gestritten wurde, und der tatsächlichen Geltung und Wertschätzung des Sacraments im christlichen und kirchlichen Leben. Und doch soll es nach lutherischer Doktrin Höhepunkt des einen (*unio mystica*), wie Mittelpunkt des andern sein. Löhe wollte als Mann der Kirche die Anerkennung in der Theorie in die Erfahrung und Praxis des Lebens überführen. Wenn er in seinen späteren Lebensjahren einmal von seinem Fortschritt „von einem dogmatischen zu einem sakramentalen Luthertum“ sprach, oder erklärte: „früher sei ihm Luthertum so viel gewesen als Bekenntnis zu den Symbolen von A—Z, jetzt berge sich ihm das ganze Luthertum in das Sacrament,“ so wolle bei dieser doch nicht kritisch abgewogenen Äußerung nicht vergessen werden, daß er im Sacrament auch den Brennpunkt aller reformatorischen Lehren, insonderheit der von der Rechtfertigung und Heiligung fand, den großartigen Fortschritt also, den die Reformation nach Seite der Heilserkenntnis brachte, von dem Kleinod des reinen und unverfälschten Sacramentes, das wir ebenso der Reformation verdanken, nicht schied, sondern beides zusammenschaute. Wer in Dettelsau lebte und Zeuge davon war, wie reichlich die Verkündigung des Wortes Gottes in der Gemeinde im Schwange gieng, wird trotz einzelner übertrieben lautenden Äußerungen Löhes den Eindruck nicht bekommen haben, als ob das Gnadenmittel des Worts ungebührlich hinter dem des Sacraments zurückgestellt würde. Allerdings das Sacrament war für Löhe das Kleinod der luth. Kirche, der Edelstein in dem goldenen Ring ihrer Wahrheit, der Magnet, der, wie er glaubte, der luth. Kirche auch eine Anziehungskraft für Draußenstehende verleihen könne. — Auf andere Anstellungen ist in diesem Halbband geantwortet.

lichen Standpunkt vertretend. Es sei gestattet, auch hieraus noch einige Stellen auszuheben.

Das Eigentümliche an der Persönlichkeit Löhes erkennt jener Artikel treffend „in dem innigen Bund eines spezifisch religiösen Lebensstypus mit einer genialen Naturanlage; die Rehrseite davon, daß Löhe ungeachtet seiner außerordentlichen Begabung weniger als andere durch die Schule der Reflexion und der theologischen Vermittlung hindurchgegangen war, findet er in der ungebrochenen Kraft, der frischen Ursprünglichkeit, der Tiefe und Fülle, in der die christliche Wahrheit schon in dem Jüngling sich spiegelte“ —. „Bene Begabung — heißt es dort weiter — verlieh zugleich dem, was er sagte, den Stempel des Originalen und des in der Form Vollendeten. Löhe eignete eine ungewöhnliche Macht der Sprache; eine eigentümliche Hoheit, ein edles Pathos, ein poetischer Hauch war über das, was er schrieb, ausgegossen. Wilmar sagte: seit Goethe habe niemand mehr ein so schönes Deutsch geschrieben wie Löhe.“

Zusammenfassend entwirft dann der Verf. jenes Artikels zum Schluß von Löhe in einigen großen Pinselstrichen folgendes Bild:

„Löhe ist groß als Prediger, er zählt zu den größten des Jahrhunderts. Es tritt aus seinen Predigten ebenso die unmittelbar quellende Kraft einer tief in Gottes Wort eingetauchten originalen Persönlichkeit, als dialektische Abrundung, erhabener Schwung und liturgische Feier entgegen. Es ist bewundernswürdig, wie aus dieser geistlichen Naturfülle, auch wo die Predigt Sache des Moments war, der Strom der Rede sich oft krysthell im sichersten Bette ergoß. —

Groß ist Löhe ferner als Liturg; man hat mit Recht von einer liturgischen Majestät Löhes gesprochen: Löhe war ein Mann des Gebets und Opfers. — — Er ist durch seine Agende für weite Kreise ein Wecker und Wiederhersteller liturgischen Sinnes und liturgischer Ordnung geworden.

Am größten war Löhe ohne Zweifel als Seelsorger; gerade nach dieser Seite muß man ihm eine charismatische Begabung nachrühmen. Löhe hatte von Haus aus eine seltene Macht über die Gemüther. In seelsorgerlichem Umgang war diese Gewalt seiner Persönlichkeit übrigens mit väterlicher Milde, mit der Gabe auf die Individualität und das besonderste Bedürfnis einzugehen gepaart. — In der Privatbeichte, die er mit großer Weisheit handhabte, hat er für viele eine reiche Quelle seelsorgerlicher Beratung und Tröstung geöffnet. Unermüdlieh war Löhe an Kranken- und Sterbebetten. Die Macht des Gebets und der Fürbitte durften er und andere dabei reichlichst erfahren.

Löhe war auch einer der bedeutendsten kirchlichen Schriftsteller des Jahrhunderts. — Seine Schriften sind aus den Erfahrungen des geistlichen Amtes hervorgewachsen, dienen praktischen Bedürfnissen und sind dabei fast immer von einem größeren, kirchlich idealen Hintergrund getragen. —

Groß war endlich Löhens schöpferisches und organisatorisches Talent; diese Gaben liegen ja klar vor aller Augen. Große und immer neue Konzeptionen begegneten sich in ihm mit einem bewundernswerten Überblick über das Ganze und der Fürsorge für das Einzelne und auch Kleine. — Sein außerordentlicher Schönheitssinn lieb dem, was er schuf, stets die edle Form, welche auch ferner Stehende anzog und mit Bewunderung erfüllte.

Löhe war eine kirchliche Persönlichkeit im großen Stil. — In einer höheren und höchsten Interessen vielfach abgewandten Zeit war er ein gottbegnadeter Zeuge des Herrn, ein mächtiger Prediger des Glaubens und der Liebe in Wort und That. Die Kirche, deren leuchtende Zierde er gewesen, wird seiner nicht vergessen.“

Ein kurzes Schlußwort sei dem Verf. noch gestattet. Es ist da und dort der Tadel gefallen worden, daß seine Darstellung des Lebens Löhe die nötige Kritik vermissen lasse. Daß seine persönliche

Stellung zu dem von ihm pietätsvoll verehrten Mann sein Urtheil und den Ton des Ganzen beeinflusst habe: diese Möglichkeit will der Verf. gerne einräumen. Indessen dürfte das ein allgemein menschliches Loos, und der Geschichtsschreiber nicht zu finden sein, dessen Urtheil über Personen und Sachen durch den Standpunkt, den er ihnen gegenüber einnimmt, nicht eine subjektive Färbung erlitte. Mit Absicht idealisiren wollte der Schreiber dieser Biographie nicht. Er ist kein Freund der römischen Weise, Heiligengestalten auf Goldgrund zu malen. Er versteht es, wenn Luther sich freut, an den Heiligen Gottes im Alten und Neuen Testament Spuren menschlicher Schwachheit, ja auch Fehl und Sünde zu entdecken.

Aber ist es erst nötig zu sagen, daß Löhse auch seine Schranken hatte? Theologische Gedankenentwicklung und Vermittlung z. B. war nicht seine Sache; er verstand es nicht, wie er scherzte, „von einem Gedanken zum andern ein paar Klaster Faden zu schlagen.“ Oder daß er auch ein fehlsamer, der Möglichkeit des Irrthums unterworfenener Mensch war? So unerschütterlich er in der Behauptung seiner Überzeugungen war: nachgewiesene Irrtümer einzubekennen, hat er sich nicht gescheut. Er war forrigibel und hat sich selbst oft korrigiert. Er hat z. B. von einem Abschnitt des in Band II, 2 geschilderten kirchlichen Kampfes geäußert, daß er und seine Freunde damals „am Rande des Donatismus“ gewandelt seien. — Vollends ein sündloser Heiliger war Löhse nicht und noch weniger wollte er es sein. Er konnte Fehl und Unrecht auch vor unreifen Ohren bekennen, die solche Selbstbekenntnisse gar nicht zu würdigen im Stande waren. So entsinne ich mich, daß er einmal öffentlich in einer Predigt bekannte: er sei alt geworden, bis er entdeckt habe, daß er eine Anlage oder Neigung habe, im Urtheil boshaft zu sein. Seine nächsten Freunde mögen das Übergewicht, ja die Wucht seiner Persönlichkeit zu Zeiten schwer empfunden haben — auch er hatte

an ihnen zu tragen —, aber er war auch immer bereit, den ersten Schritt zur Herstellung des Friedens und brüderlichen Einvernehmens zu thun. Er setzte z. B. für die Freunde in Dettelsau monatliche Abende in seinem Hause an, die Gelegenheit geben sollten zu brüderlicher Aussprache zur Begräunung von Anstößen, zur Pflege der *κοινωνία* (der christlich-brüderlichen Gemeinschaft), die ihm freilich etwas Anderes und Höheres als Freundschaft und Geselligkeit war. Den Geringsten um Verzeihung zu bitten, wenn er meinte oder merkte, ihm Unrecht gethan zu haben, fiel ihm nicht schwer. Bevor er — bei den dreiwöchentlichen Communions im Dorfe — Privatbeichten hörte, beichtete er selbst privatim. In das ernsteste Selbstgericht aber gieng er mit sich, wenn er vor seinem Gott sich demüthigte und seine Seele in den Staub legte. Manche Bußgebete in seinen Tagebüchern zeigen jene „wurzelhafte Selbstschau“, die die Sünde bis in die geheimsten Falten des Herzens und bis auf ihre leisesten Anfänge zurückverfolgt. Wie er es einmal in einer Beichtrede für ein Zeichen wahrer Bußfertigkeit erklärte, daß man den Vorwurf des Bruders nicht heftig abweise, oder vornehm gleichgültig einstecke, sondern ihn Anlaß zur Selbstprüfung, zum Selbstvorwurf und Selbstgericht der Buße werden lasse, so nahm er auch von den Brüdern seiner Umgebung, über die er geistig doch alle um mehr denn Haupteslänge hinaus ragte, Vorstellung nicht blos, sondern Vorhalt und Zurechtweisung an. Es fehlte ihm nicht an mehr denn Einem censor und admonitor. Aber noch wenige Tage vor seinem Tode rühmte er einem derselben trotzdem oder ebendeshalb „wahre Freundestreu“ nach.

Doch genug. Der Verfasser fühlt kein Bedürfnis, nur zum Zweck der Widerlegung oder Abschwächung des oben erwähnten Tadel, dem Bilde Vöhes noch einige Schattenstriche mehr beizufügen. Für den Beweis aber, wenn er noch nötig sein sollte, genügt das Gesagte, daß Vöhe sich ernstlich selber richtete und lebend und sterbend

nirgends anders hingehören wollte als in die ungezählte Zahl derer, „die ihre Kleider gewaschen und helle gemacht haben im Blute des Lammes.“

Der Verfasser ist zu Ende. Es hat lange gewährt, bis er diese Biographie zum Abschluß führen konnte. Die alten Freunde Löhes, denen er die ersten Bände derselben darreichen durfte, haben die Vollendung des Ganzen nicht mehr erlebt. Niemanden ist dies leider als ihm selbst. Gesteigerte Last der Berufsarbeit und persönliche Erlebnisse erster Art haben oft längere Unterbrechungen veranlaßt, nach welchen die fallengelassenen Fäden oft mühsam erst wieder aufgesucht und angeknüpft werden mußten. Der vorliegende letzte Halbband bot insonderheit Schwierigkeiten eigentümlicher Art; das Quellenmaterial floß hier spärlicher, eine für die früheren Abschnitte höchst ergiebige Quelle: Löhes Briefe an seine Freunde fand der Biograph für diesen Zeitraum fast verzieht. Das Zusammentragen und -fügen der einzelnen Bausteine zum Ganzen war oft mühsame Mosaikarbeit. Möge — dies ist der Wunsch des Verfassers — das Ganze trotzdem den Eindruck eines Ganzen aus Einem Gusse machen. Weiter hat er zu seiner Entschuldigung nichts zu sagen. Sein Trost ist, daß er ja nicht bloß für Löhes Zeitgenossen schrieb, sondern auch der Nachwelt einen Dienst damit thun wollte, daß er die Gestalt Löhes, der ja zu den großen Erscheinungen im Reiche Gottes in diesem Jahrhundert gerechnet werden muß, für die Erinnerung fest gehalten hat. Es würde ihm Lohn genug sein, wenn er hoffen dürfte, auch durch diese Arbeit dazu beigetragen zu haben, daß Löhe durch sein Wort und Beispiel „wiewohl er gestorben ist, doch noch redet“. Ebr. 11, 4.

---

**Wilhelm Löhe:**

- Wilhelm Löhes Leben.** Aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt. 1. Band. Mit Porträt in Lichtdruck. 2. mit Nachträgen vermehrte Aufl. 4,60 M., geb. 6 M. 2. Band. Mit einer Ansicht der Kirche und des Pfarrhauses zu Neuendettelsau (Kupferstich). 7 M., geb. 8,40 M. 3. Band. 1. Hälfte. 2 M.
- Haus-, Schul- und Kirchenbuch** für Christen des lutherischen Bekenntnisses. 1. Teil in 6 Abteilungen. 4. mit der 3. gleichlautende Aufl. Geh. 2 M., geb. 2,80 M.
- Haus-, Schul- und Kirchenbuch** für Christen des lutherischen Bekenntnisses. 2. Teil. Von den heiligen Personen — der heiligen Zeit — der heiligen Weise — dem heiligen Orte. 2 M., geb. 2,80 M. Daraus besonders abgedruckt: Lektionarium für das ganze Kirchenjahr. 0,15 M.
- Haus-, Schul- und Kirchenbuch** für Christen des lutherischen Bekenntnisses. 3. Teil. 3. überarbeitete Aufl. Auch unter dem Titel: Der Psalter nach der deutschen Übersetzung D. Martinus Luthers für den Gesang eingerichtet von Fr. Hommel. 3. überarbeitete Aufl. 0,90 M. Noten-Beilage dazu. 0,40 M., zusammen geb. 2 M.
- Marthrologium.** Zur Erklärung der herkömmlichen Kalendernamen. 2,60 M., geb. 3,50 M.,
- Geistlicher Tageslauf.** 3. vermehrte Aufl. Kart. 0,40 M.
- Predigten über das Vater Unser.** 5. Aufl. 1,80 M., geb. 2,40 M.
- Rosen-Monate heiliger Frauen.** Kart. mit Goldschnitt (ermäßig. Preis:) 1,20 M.
- Ein Konferenz-Vortrag über die Rosen-Monate heiliger Frauen.** Vom Verfasser desselben. 0,40 M.
- Von dem göttlichen Worte,** als dem Lichte, welches zum Frieden führt. 6. Aufl. 0,15 M., in Partien 0,10 M.

**Wilhelm Löhe:**

- Beicht- und Kommunionbuch** für evangelische Christen. Prüfungstafel und Gebete für Beicht- und Abendmahlstage. Zum Gebrauch sowohl in, als außerhalb des Gotteshauses. 6. Aufl. 2,20 M., geb. 2,80, geb. mit Goldschnitt 3,20 M.
- Prüfe dich selbst.** Sonderabdruck der Prüfungstafel. 0,15 M., in Partien 0,10 M.
- Drei Bücher von der Kirche.** Den Freunden der lutherischen Kirche zur Überlegung und Besprechung dargeboten. 3. Abdruck. 1,75 M.
- Von der weiblichen Einfalt.** (Mit einem Anhang: Vom Schicklichen und Schönen im Verhalten.) 10. Aufl. Kart. mit Goldschnitt 1,20 M.
- Epistel-Postille** für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Nebst: Kurze Lektionen zu den sonn- und festtäglichen Evangelien des Kirchenjahres; neben der Epistel-Postille zu lesen. 2. unveränderte Aufl. mit Bildnis. 2 Teile in 1 Bände. 6 M., geb. 7,50.
- Evangelien-Postille** für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Nebst: Kurze Lektionen zu den sonn- und festtäglichen Episteln; neben der Evangelien-Postille zu lesen, und: Lektionen für die Passionszeit. 5. unveränderte Aufl. 6 M., geb. 7,50.
- Siebzehn Lektionen für die Passionszeit** nebst einigen kürzeren Vorträgen über evangelische Texte des Kirchenjahres. Aus der Evangelienpostille besonders abgedruckt. 2. Aufl. Durch einen Nachtrag vermehrt. 1,20 M., geb. 1,80 M.
- Sieben Vorträge über die Worte Jesu Christi vom Kreuze.** 3. Aufl. 1,80 M., geb. 2,40 M.
- Der evangelische Geistliche.** Dem nun folgenden Geschlechte evangelischer Geistlicher dargebracht. 1. Band. 4. mit der 3. gleichlautende Aufl. 2,80 M. — 2. Band. 3. Aufl. 3 M.; in 1 Band geb. 7 M.